



W38 250,-  
37

- 1, Auss.  
- WG 41  
- Boist 2512





W37  
37

250,-

- 1, Aug 51

- WG 411

- Boist 2512











**Erinnerungen**  
aus  
**meinem Leben.**

Von  
**Christoph v. Schmid.**

Erstes Bändchen:  
**Jugendjahre.**

---

**Augsburg,**  
Verlag der J. Wolff'schen Buchhandlung.  
1853.





## V o r w o r t.

---

Diese Erinnerungen aus meinem Leben habe ich schon vor einigen Jahren, den Gesundbrunnen bei Wemding gebrauchend und dort viele Mußestunden genießend, geschrieben. Es war mir erfreulich, mich in die Zeiten meiner Kindheit und Jugend, und in das verflossene Jahr=

hundert zurück zu versehen. Ich durchlebte diese glücklichen Jahre gleichsam noch einmal.

Vor allem erkannte ich, mit Anbethung und Dank, überall in meinem Leben die Spuren der göttlichen Vorsehung. Der gütige Gott hat für mich, meine lieben Aeltern, unsere ganze auf Ihn vertrauende Familie augenscheinlich gesorgt.

Auch das Andenken an viele würdige Männer, die ohne von einander zu wissen, mit vereinten Kräften bemüht waren, die Jugend zur Religion und Tugend zu erziehen, machte es mir zur angenehmen Pflicht, ihnen noch in ihrem Grabe meinen Dank zu bezeigen.



möchte meine Erinnerungen an diesen meinen verehrungswürdigsten Lehrer aufzeichnen.

Ich hatte bereits damit angefangen, und theilte ihm die ersten Blätter mit. Er fand sie gut, und ermahnte mich, sie fortzusetzen. Im verflossenen Jahre 1852 habe ich, so gut es Alter und Krankheit mir möglich machten, diese Erinnerungen an Sailer vollendet.

Ich würde es für kühn und anmaßend halten, mich auf den Cardinal Fürst-Bischof zu berufen, wenn Seine Eminenz, in der kurzen Charakteristik Sailers, die der zweiten Ausgabe des „geistlichen Blumenstraußes“ vorausgeschickt ist, (die ein ausgezeichnete Gelehr-

ter und geistreicher Schriftsteller ein Seelen-Daguerreotyp nennt) nicht selbst die Hoffnung geäußert hätte, daß von mir ein interessanter Beitrag zu Sailer's Biographie zu erwarten seyn dürfe.

Der Herr Cardinal Fürst-Bischof hat mich auch ermuntert, „meinen unzähligen Lesern zu lieb,“ die mich betreffenden Erinnerungen aus meinem Leben herauszugeben.

Die Zeitfolge erforderte, daß ich die Erzählungen aus meiner Jugendgeschichte in dem ersten Bändchen vorbringe; das zweite Bändchen soll dann einzig dem Andenken an meinen

innigst verehrten und geliebten Lehrer und geistlichen Vater Sailer gewidmet seyn.

Gott, der sich in diesen Begebenheiten verherrlichte, lege auf die Erzählung davon seinen allvermögenden Segen!

### Der Verfasser.

# Die Jugendjahre.

## 1. Das väterliche Haus.

Die süßeste Erinnerung aus den Jahren meiner Kindheit ist der Gedanke an das väterliche Haus.

Ich wurde geboren zu Dinkelsbühl den 15. August 1768, und schreibe diese Zeile am 15. August 1846. Mein Vater hieß Friedrich Schmid, die Mutter Theresia Hartel.

Zwei kleine Begebenheiten, deren ich mich aus meinen frühesten Kinderjahren erinnere, kann ich hier nicht unerwähnt lassen, und sie mögen, wie mir scheint, mit Recht die ersten Stellen einnehmen, als die ersten Funken des erwachenden Bewußtseyns.

Im Jahre 1770 ließ sich ein Komet sehen. Ich war damals etwa zwei Jahre alt. Der Vater weckte mich um Mitternacht und trug mich an das Fenster. Der lange Kometenschweif, einem bleichen Wolkenstreife ähnlich, ließ mich gleichgültig; aber die unzähligen hellfunkelnden Sterne am dunkeln Himmel machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich ihn



bis zu dieser Stunde nicht vergessen habe. Wenn ich zu Nacht den Sternenhimmel betrachte, kommt mir fast allemal jene Nacht zu Sinn. Man sieht daraus, wie tief frühe Eindrücke auch bei den zartesten Kindern haften.

Aus eben diesem Grunde führe ich noch das andere Beispiel an. Die Mutter führte mich einmal an ein Rasenplätzchen in der Stadt, unweit der Stadtmauer, das mit Maaslieben wie übersäet war. Die unzähligen Blümchen, gleich weißen Sternchen auf grünem Grunde, entzückten mich. Auch dieser Anblick blieb mir unvergesslich. Ich behielt immer eine Vorliebe für diese Blümchen. Oft fiel mir als Knabe schon ein: wie der liebe Gott den blauen Himmel mit Sternen, so hat Er die grünen Ebenen der Erde mit Blumen geziert.

Den Vater bekamen wir den Tag über wenig zu sehen. Im Sommer begab er sich schon Morgens um vier Uhr, im Winter um sechs Uhr, in die Kanzlei. Erst Mittags zwölf Uhr kam er zu Tische, manchmal, wenn er einen starken Amtstag hatte, erst bis ein oder zwei Uhr. Wir beiden ältern Knaben, ich und mein Bruder Joseph, ein Jahr jünger als ich, durften miteffen. Nur wenn an einem Amtstage zwölf Uhr vorbei war, gab die Mutter uns besonders zu essen.

Im Sommer ging der Vater Abends in den Garten des Bürgermeisters, den sogenannten Zwinger zwischen den zwei Stadtmauern, wo einige Rathsherren



und Beamten der Stadt sich mit Regelspiel ergöbten; im Winter ging er in das Kloster der Karmeliten, wo eben diese Gesellschaft in dem Refektorium, dem Speisesaale, sich einfand. Nach dieser Erholung kam er mit dem Schlage sechs Uhr, wo man in dem Kloster zu Tische ging, nach Hause, und widmete den Abend ganz seinen Kindern. Er aß nichts mehr, als ein Paar Eier. Wir zwei Knaben kamen allemal herbei, und er gab uns die zwei abgeschlagenen Eiergipfelchen, wie wir sie nannten. Allerdings eine sehr kleine Gabe, allein für Kinder von großer Wichtigkeit.

Er hörte uns dann ab, was wir an diesem Tage in der Schule gelernt hatten, und mußte uns so lehrreich als angenehm zu unterhalten — vorzüglich mit Erzählungen, unter denen mir die biblischen Geschichten die liebsten waren und bis zu dieser Stunde unvergeßlich blieben. Er trug sie mit besonderer Vorliebe, mit Innigkeit und Andacht vor. Die Freundlichkeit Gottes, der mit den ersten Menschen wie ein Vater mit seinen Kindern umging, war mir mehr zu Herzen gegangen, als die gelehrten Begriffe, die in der Folge meine Religionslehrer mir, in hohen, für Kinder nicht geeigneten Worten beizubringen suchten. Durch die einfachen biblischen Erzählungen gewann ich Gott, den Vater im Himmel lieb, und empfand kindliche Ehrfurcht gegen Ihn. Ich wurde, wie ich mich noch wohl erinnere, ganz in das Paradies der ersten Aeltern, in die Hütten der Patriarchen, in die Wüste,



Kirchenstühle eingeräumt war. Er fehlte da nie; wir beiden älteren Knaben saßen ihm zu beiden Seiten. Wir Knaben mußten zu Hause jedesmal das sonntags- oder festtägliche Evangelium lesen; er wiederholte bei Tische, was darüber in der Predigt gesagt worden, und fügte eigene uns Kindern angemessene Bemerkungen bei. Auf den Abend machte er zu Zeiten mit uns einen Spaziergang nach einem benachbarten Dorfe, meistens nach Segeringen, oder, wenn die Witterung nicht günstig war, irgend einen Besuch in der Stadt. Ich erinnere mich noch wohl, daß er einmal mit mir einen sehr geschickten Künstler besuchte, der eben mit Graviren, das er sehr gut verstand, beschäftigt war. Der Mann klagte aber, daß seine Geschäfte nicht so gut gingen, als er es wünschte. Mein Vater sagte: „Das wundert mich nicht! Arbeiten, die man des Brodes wegen am Sonntage vornimmt, bringen keinen Segen.“

Das Weihnachtsfest machte er, sowie die Mutter, nach uralter Sitte zu einem großen Freudenfeste für uns Kinder. O noch immer erinnere ich mich jener seligen Augenblicke! Wir Kinder warteten, in eine dunkle Kammer gewiesen, was das „Christkindlein“ uns beschert habe. O, welche Freude, welches Entzücken, wenn wir im Glanze der vielen Lichter die Weihnachtsgeschenke, außerlesenes Obst, Konfekt und Marzipan, allerlei Spielzeug, Kleidungsstücke und schön gebundene, einige sogar mit Gold gezierte Bücher

erblickten. Auf ähnliche Art wurden wir am Osterfeste mit Ostereiern und Kuchen beschenkt. Auch am Pfingstfeste gab es Waffeln und Hohlhippen, und wenn das Fest später fiel und die Jahreszeit günstig und warm genug gewesen, die ersten Beeren oder Kirschen. Der Vater unterließ aber nie, uns zu sagen, warum diese Feste so große Freudenfeste für uns seien. Er erzählte uns von der Geburt Jesu, von seiner Auferstehung und von der Sendung des heiligen Geistes. Dadurch bekam unsre Freude eine höhere Richtung.

Während der Fastenzeit erzählte der Vater uns an jedem Abende eine Begebenheit aus dem Leiden Jesu. Wir Kinder wurden davon oft bis zu Thränen gerührt, aber gegen die grausamen Feinde Jesu höchst aufgebracht. Wir fragten ihnen in dem Bilderbuche, das wir hatten, die Augen aus. Für sich selbst las der Vater, bevor er sich zur Ruhe begab, allemal in einem lateinischen Buche eine kurze Betrachtung des Leidens Jesu.

Die Controvers-Predigten, die damals noch gehalten wurden, waren ihm sehr zuwider, weil beide Confessionen darin gegenseitig manchmal verspottet und lächerlich gemacht, und gegen einander nur noch mehr erbittert wurden, was ihn sehr betrückte. „Man sollte,“ sagte er, „keine Controvers- oder Streitpredigten halten, die nur dazu dienen, die Entzweiung zwischen den Confessionen, zwischen Christen und Christen zu vergrößern. Ich weiß auch kein Beispiel,“ sagte er,







den Tag hindurch Alles giebt, was sie gelüftet, werden naschhaft und lernen eine gewöhnliche Hausmannskost verschmähen; sie werden einmal sich hart in die Welt finden, und auch Anderen beschwerliche Gäste seyn."

Auf einen Vorrath von Leinwand, auf immer reines Weißzeug, war die Mutter vorzüglich bedacht. Man kann denken, daß dieses bei so vielen Kindern ihr viele Mühe machte. Sie war unausgesezt mit Stricken, Nähen — und Flickten beschäftigt, wozu sie denn auch die Mädchen frühzeitig anhielt. „Mit Ausbesserung alter Kleidungsstücke," sagte sie, „muß man die neuen Kleider neu und in gutem Stande erhalten."

Wir zwei ältern Knaben erschienen, als wir anfangen Kirche und Schule zu besuchen, immer beide gleich und in keine helle, sondern meistens graumelirte Farben gekleidet; hingegen war die Kleidung, auch an Werktagen, höchst reinlich und, wiewohl hie und da geflickt, durchaus ganz, ohne aufgerissene Nähten und fehlende Knöpfe. Nur als ich das erste Mal zur heiligen Kommunion ging, erhielt ich, wie es damals hie und da bei Honoratioren Sitte war, einen Rock von scharlachrother Farbe. Dieser Rock machte von mir, dem ältesten der sieben Brüder, die Wanderung bis zum jüngsten, indem so, wie der Eine daraus herausgewachsen war, der Andere hineinwuchs. Unsere Haare, die man damals lang trug, waren



immer aufs sorgfältigste gekämmt und netzlich in Zöpfe geflochten. Deshalb lobte man gar oft, nicht uns, sondern die Mutter. „Man kann,“ sagte einmal ein alter Herr, „an dem ganzen Auszuge der Kinder sehen, was sie für eine Mutter haben; besonders aber erkennt man aus den wohl geordneten Haaren der Kinder den Fleiß und die Sorgfalt der Mutter.“

Der Vater und Mutter lebten beständig in Eintracht und Frieden. Nie fiel ein Zank oder Streit unter ihnen vor; ich erinnere mich durchaus keines unfreundlichen Wortes. Ihre Kinder waren ihre größte Freude.

Als einen kleinen Beweis wie friedlich, freundlich und fröhlich Aeltern und Kinder zusammen lebten, führe ich nur Eine häusliche Scene an.

Die Mutter hatte eine große Wäsche gehabt, war aber nun in der Küche beschäftigt. Der große, ganz neue leere Waschkorb stand noch in dem Zimmer. Der Vater kam eben nach Hause. Er setzte alle Kinder, die noch alle sehr klein waren, zusammen, gab mir das kleinste in den Arm, und stürzte über alle den Korb. Die Mutter kam mit der Suppe herein. Sie merkte wohl den Scherz, rief aber: „Seh, wohin sind denn alle meine Kinder gekommen?“ Wir Kinder fingen an unter dem Korbe zu lichern und zu lachen. Sie nahm den Korb weg, und unter allgemeinen Gelächter kam das Nestchen fröhlicher Kinder zum Vorschein. Solche Auftritte häuslicher Zufriedenheit und Heiterkeit sind gewiß bemerkens-

werth. Sie lassen einen Blick in das Familienglück thun.

Die größte Angelegenheit unsrer Aeltern war, uns Kinder in allem Nöthigen und Nützlichen wohl unterrichten zu lassen. Dem deutschen Schullehrer machten sie, außer dem Schulgelde, zum neuen Jahre oder zu seinem Namenstage, manche Geschenke; auch haben sie ihn zu Tische, besonders aber zur Abendgesellschaft eingeladen. Unserm Lehrer in der lateinischen Sprache, einem Geistlichen und Unverwandten von uns in dem Karmelitenkloster der Stadt, erwiesen sie alle erdenkliche Ehre. Auf ihre Bitte besuchte er sie manchmal Nachmittags auf ein Glas Wein. Alle Morgen mußte ich dem alten fränklichen Manne ein Frühstück, in zierlichen glänzenden zwei Rännchen, Kaffee und Milch, nebst weißem Brode bringen, wovon er denn allemal auch mir ein kleines Restchen gab. Der Vater schickte uns beide Knaben in die Singstunde. Mein Bruder zeigte mehr Talent zum Singen und zur Musik; an mir bemerkte der Vater mehr Neigung und Geschick zum Zeichnen; und ließ mir deshalb bei einem sehr geschickten Maler, Namens Hontgens, Unterricht in den Anfängen dieser Kunst geben, was in der Folge für mich nicht ohne Nutzen war.

„Der einzige Reichthum, den ich euch hinterlassen kann,“ sagte der Vater, „ist eine gute Erziehung und ein sorgfältiger Unterricht, und ihr werdet euch dabei besser befinden und weiter kommen, als manche Andere

mit vielem Gelde. Es kommt nicht so viel darauf an, was der Mensch hat, als was er ist — was er weiß und kann.“

Die Art und Weise, wie der Vater mit uns Kindern umging und uns lehrte, blieb mir unvergesslich. Ich führe auch hier nur ein Beispiel an.

Ein Knabe warf mit einem Steine meinen Bruder, vielleicht nur aus Versehen, an den Kopf, daß er blutete. Wir beide Brüder eilten zum Vater, und forderten ihn auf, den bösen Buben zu verklagen, damit er gezüchtigt werde. Allein der Vater sprach: „Diese Leute sind, wie ich höre, arm, haben viele Kinder, und noch über dieß ist die Mutter krank. Wir wollen dem muthwilligen Knaben verzeihen. Wir müssen, nach der Lehre des Evangeliums Böses nicht mit Bösen, sondern mit Gutem vergelten!“ Er gab uns ein Stück Geld, es den armen Leuten zu bringen, ohne des Steinwurfs zu erwähnen. Die beiden Aeltern hatten aber schon vernommen, was für Unheil ihr Knabe gestiftet habe, und waren darüber bestürzt. Um so mehr erstaunten sie, als wir ihnen das Geld brachten und ihnen nun erzählten, was unser Vater gesagt hatte. Sie priesen seine Gutherzigkeit, waren immer sehr freundlich gegen uns, und keines ihrer Kinder fügte uns mehr das geringste Leid zu. Ja der Knabe brachte meinem Bruder zu einiger Vergütung einen sehr schönen Kranz von Feldblumen. Die härteste Züchtigung des Knaben hätte dieses nicht



























der Vater seinen Baläster und schoß — wie einst Wilhelm Tell — so glücklich, daß die Trommel ein Loch bekam und plötzlich verstummte. Die andern Knaben sagten: „Du hast zu stark darauf geschlagen.“ Der Trommler wandte die Trommel schnell um, und wollte auf dem untern Felle trommeln. Allein auch da befand sich ein Loch. Die Knaben zogen bestürzt weiter, und sie und auch ihre Aeltern wußten sich dieses Räthsel nicht zu erklären.

Um seinen Geigenflügel zu Stande zu bringen, bedurfte mein Vater verschiedener Handwerker, und war darauf bedacht, die geschicktesten aufzufinden. Ich erinnere mich noch, wie er mit mir in die Werkstätte eines Schreiners kam, der ihm angerühmt worden. Er nahm vor allem die Werkzeuge des Meisters in Augenschein und fand sie sehr gut. „Einen richtigen Meister,“ sagte er, „kann man schon aus seinem Handwerkszeuge erkennen, so wie man einen Gelehrten nach den Büchern, deren er sich bedient, beurtheilen kann.“

Einmal kam der Vater mit mir an der Werkstätte eines Töpfers vorbei und führte mich hinein. Er machte mich auf das Sinnreiche der Anrichtung aufmerksam, wie vermittels der geschickten Hand des Töpfers und der mit den Füßen in Bewegung gesetzten Drehscheibe ein Klumpen Thon zu einem schönen runden Geschirre gestaltet werde. „Sieh,“ sagte er, „dieser Thon kann nur, so lange er noch weich ist,









dalena, die wir Kinder, anstatt Tante, unsere liebe Base nannten, nach den Großältern die erste Stelle. Sie war die redlichste, aufrichtigste, liebvollste Seele, die man sich denken kann. Für Weltgeschäfte, Einkauf von Waaren, Beurtheilung des Preises und dergleichen hatte sie wenig Talente. Einmal, zum Beispiel, handelte sie auf dem Markte um eine Gans, die ihr am besten gefiel, weil sie ihr die stärkste schien. Allein die Bäuerin, die aus unserm Amtsbezirke war, sagte ihr in das Ohr: „Jungfer, kaufe sie diese Gans nicht; sie ist schon vierzehn Jahre alt.“ Die Bäuerin suchte für sie die beste junge Gans aus, und erließ sie ihr sehr billig. Die Mutter lobte die Tante, daß sie gut eingekauft habe. Diese aber erzählte ganz aufrichtig, daß sie bald übel angekommen wäre; und lobte die ehrliche Bäuerin.

Mein Vater hatte ein kleines Gemälde in vergoldetem Rämchen. Die Vergoldung war den Winter hindurch sehr unscheinbar geworden. Die gute Base wollte dem Herrn Schwager eine unvermuthete Freude machen, und fing an, das goldene Rämchen mit feingestoßenem und mit Essig angefeuchtetem Ziegelmehl zu fegen; allein erst zu spät bemerkte sie, daß bei dieser Behandlung die Vergoldung weggefegt worden. Mit reichlichen Thränen bekannte sie dem Vater ihren Fehler. Er lobte ihre gute Absicht und sagte, ihr guter Wille mache ihm mehr Freude, als ihm der kleine, leicht zu verbessernde Schaden Verdruss gemacht habe.







redlich verwaltet hätten, und nun dafür büßen müssen. Mein Vater sagte, „die alte Frau habe dieses alles, bevor sie erwachte, noch im Traume gesehen.“

Die Tante behauptete ferner, zu heiligen Zeiten lasse sich um Mitternacht das sogenannte Kornmännchen auf den Kornböden der Stadt hören, indem es mit großem Getöse einen Handkarren hin- und herschiebe; in den geräumigen Kellern des Spitals, die an Weinhändler verpachtet waren, höre man in solchen Nächten einen Küfer laut und heftig klopfen und schlägeln; an allen öffentlichen Brunnen der Stadt gehe das Gespenst, eine Weibsperson heulend und jodelnd umher, weil sie vor vielen Jahren ihr Kind in einen Brunnen geworfen habe. Mein Vater sprach: „Solche Geschichten hat man von alten Zeiten her nur deshalb erfunden, um die Leute von Diebstahl und noch größern Verbrechen abzuhalten; denn leider giebt es Menschen, auf die solche Spuckgeschichten mehr Eindruck machen, als alle Gründe der Religion und Vernunft. Uebrigens glaube ich,“ sagte mein Vater, „man solle es in Allem durchaus mit der Wahrheit halten.“

Die Tante erzählte uns noch viele Spuckgeschichten, die so abenteuerlich waren, daß sie uns Knaben ganz unglaublich und lächerlich vorkamen. Wir wollten ihr daher auch einmal einen Spuck spielen, um sie zu überzeugen, wie leicht man sich täuschen könne. Wir machten einen großen Strohmann, umhüllten



ihn mit weißer Leinwand umwickelten auch den Kopf mit Leinen, befestigten an den Stellen, wo Augen, Nase und Mund seyn sollen, faules Holz, das im Dunkeln leuchtet und das wir in der Holzkammer gefunden hatten. Diese Bogelscheue stellten wir hinter das Bett der Tante. Als die Tante, die immer sehr Frühe zu Bette ging, und zwar diesmal, weil es ein wenig mondhell war, ohne Licht in ihr Schlafzimmer trat, erblickte sie die Gestalt, und that einen so fürchterlichen Schrei, daß Alle im Hause erschrocken. Man meinte, es brenne. Zitternd und bebend und mit todtblassem Angesicht kam sie in die Stube und rief: „O Herr Schwager, o liebe Schwester! Einmal es ist wahr! An meinem Bette steht ein schneeweißer Geist mit leuchtenden Augen und brennendem Munde.“

„Was fällt Ihr ein,“ sprach mein Vater; „ich will einmal selbst sehen.“ „O um Gotteswillen, Herr Schwager, gehen Sie nicht!“ rief sie. „Der Geist könnte Ihnen ein Leid anthun.“ Sie wollte ihn mit Gewalt zurückhalten. Er aber riß sich los, und kam in wenigen Augenblicken zurück, das angebliche Gespenst über der Schulter tragend. Die alte Base that aufs neue einen durchdringenden Schrei: „O weh!“ rief sie, „o Gott sey bei uns. Der Geist hat ihn am Kragen!“ Allein der Vater sprach: „Da seh' Sie, was das für Kinderpossen sind! Das Gespenst haben die zwei Knaben zusammengeflickt.“ Die Tante war sehr beschämt. „O ihr gottlosen Kinder,“



Schlüsselloch in eine Stube hereinschließen könne; sie könne zu Nacht durch den Kamin hinausfahren, und auf einem Besenstiel hoch durch die Lüfte auf den Bloßberg reiten. Die Tante hatte manches bissige, als bössartig verschriene Weib in der Stadt im Verdachte der Hererei. Als ich einst als ein kleines Knäblein, mit der Tante an einem Bäckerhause vorbei kam, flüsterte sie mir sehr leise in das Ohr, sie vermuthete, die Kage, die eben vor dem Fenster auf dem Bäckerladen an der Sonne lag, sey die Bäckerin, die sich so verwandelt habe, um sich recht bequem zu sonnen. Am Abende vor der Walburgisnacht, sagte sie vertraulich und geheim zu mir, sie möchte in dieser gefährlichen Nacht, in der alle Heren ausfahren, doch ruhig und ohne Furcht und Aengsten schlafen. „Seh also so gut,“ bat sie mich, „und stelle des Vaters Degen so auf dem Küchenheerde auf, daß die Spitze hinauf gegen den Kamin gekehrt sey. Dann wagt es nicht leicht eine Here durch den Kamin herabzufahren und durch das Schlüsselloch in meine Kammer zu kommen, und mich in die Füße zu zwicken, wie es mir schon einmal eine gemacht hat.“ Ich lachte über diese Thorheit. Allein sie bat mich sehr dringend, es doch zu thun und versprach mir einen Groschen; ich sollte aber keinem Menschen, am wenigsten dem Vater, ein Wörtlein davon sagen. Ich that, was sie verlangte. Am folgenden Morgen sagte sie zu mir sehr erfreut: „Alles ist glücklich abgelaufen!

Du darfst mir aber glauben, daß ich mit erschrockenem Herzen in die Küche gegangen bin; ich fürchtete, es könnte sich dennoch eine Hexe durch den Kamin herein gewagt, und sich dann an dem Degen angespießt haben. Gottlob, daß es nicht geschah! Da hast du den versprochenen Groschen."

Alle Vorstellungen meines Vaters gegen die abergläubischen Einbildungen der Tante waren vergebens. Allein daß sich ein so unsinniger Aberglaube in ihrem Gehirne so fest gesetzt hatte, kam daher, daß vor vielen Jahren, da die Tante noch ein Kind war, in Dinkelsbühl eine Hexe verbrannt worden. Ein solch schauerliches Schauspiel mußte auf die Gemüther einen tiefen Eindruck machen, und die Richtigkeit des Hexenglaubens bei dem Volke, bei Jung und Alt, außer allen Zweifel setzen. Ich bekam die Akten dieses letzten Hexenprozesses, der in meiner Vaterstadt vorfiel, späterhin, als ich bereits Philosophie studirte, zu lesen, und mir schien es handgreiflich, das traurige Opfer des Aberglaubens sey unschuldig hingerichtet worden. Keine einzige Thatsache lag gegen die Unglückliche vor; ihre unfreiwilligen Bekenntnisse wurden ihr bloß durch grausame Foltern abgenöthigt. Sobald sie von der Folterbank befreit war, betheuerte sie allemal sogleich wieder ihre Unschuld. Ich mußte staunen, daß Männer, denen es gewiß nicht an gesundem Menschenverstande fehlte, ein solches Urtheil fällen könnten. Allein zur Ehre unsrer Vorfahren sey es



mehr so muthwillig zu seyn, und dem Vater keinen Verdruß mehr zu machen. Gott wolle ihr im Himmel vergelten, was wir auf Erden ihr nicht vergelten konnten.

Meiner Mutter jüngere Schwester, Namens Katharina, war an einen Goldarbeiter verheirathet. Sie war eine sehr liebliche, freundliche, anspruchlose Frau und von Gestalt merklich größer, als meine Mutter. Sie hatte uns Kinder sehr lieb, kam öfter zu meiner Mutter, und brachte uns Kindern allemal etwas mit, — Obst, Gebäckenes oder Zuckerbrod. Sie ging gerne mit Kindern um, und hatte selbst ein kindliches Gemüth. Sie lud uns von Zeit zu Zeit zu sich ein, und bewirthete uns dann mit Backwerk oder weißem Brod, mit Kaffee oder vielmehr mit warmer Milch, die bloß mit Kaffee etwas braun gefärbt war, weil starker Kaffee den Kindern nicht gesund ist. Auch fehlte es nie an Erdbeeren, Kirschen, Äpfeln, Birnen oder Pflaumen, je nachdem die Jahreszeit es mit sich brachte. In den Weihnachtsfeiertagen mußten wir die Weihnachtsgeschenke und zu Ostern die Ostereier bei ihr abholen, wo wir allemal reichlich bewirthet wurden. Sie wußte eine Art überaus feines Backwerk zu backen, Gogelhopsen genannt, das Niemand in der Stadt besser zu bereiten wußte; auch sogenannte Schneckenudeln, die aus langen und breiten, schneckenförmig zusammengerollten Streifen von Buttermilch mit eingestreuten Weinbeeren













Kunst mochte dieses Alles wohl keinen Werth haben. In Bezug auf die Chronologie war Manches irrig und ganz verfehlt. Aus den Mauern Bethlehems schauten, zum Beispiel, Kanonen hervor; der ehrwürdige Greis Simeon hatte eine Brille auf; die heiligen drei Könige waren mit dem doppelten Adler oder einem Ordenskreuz geschmückt. Allein all dieses irrte uns Kinder nicht. Wir hatten dabei sehr andächtige Empfindungen, die wohl nicht ohne Gewinn waren für das ganze Leben.

Von seinen witzigen Scherzen will ich hier nur ein Paar anführen.

Einst kam eine Bäuerin in die Werkstätte und sagte: „Ich habe da eine Ampel, welche rinnt. Ich bitte, sie zu löthen.“ Der Meister untersuchte die Lampe und fand, daß sie nirgends eine Oeffnung habe, durch die das Del ausrinnen könne. Er bemerkte aber, daß das Röhrchen, das für den Docht bestimmt ist, auf dem Rande der Ampel aufliege, und bog, ohne daß die Bäuerin es bemerkte, das Röhrchen in die Höhe. In seiner heitern Laune sagte er: „Die Ampel braucht nichts, als daß man sie ein paarmal überspringe.“ Er stellte die Lampe auf den Boden, und sprang darüber hinüber und wieder herüber. „So,“ sagte er, „jetzt rinnt sie nicht mehr.“ Die Bäuerin wollte dieses nicht glauben. Er aber sprach: „Wenn sie noch rinnt, so bringt sie mir wieder und ich gebe Euch eine ganz neue dafür.“ Das Weib

fragte etwas ungläubig: „Was habe ich für die Mühe zu bezahlen?“ Er sagte: „Das kostet nichts,“ und sie ging. Nach einiger Zeit kam sie wieder mit der Ampel und sagte: „Einige Wochen hat das Hin- und Herspringen schon gut gethan; aber jetzt rinnt sie wieder. Mein Mann und ich und meine Kinder und Knechte und Mägde sind auch darüber hin- und hergesprungen; aber es half Alles nichts.“ Nun erklärte ihr der Better: Das Röhrchen mit dem Dochte dürfe auf dem Ampelrande nicht aufliegen, sonst rinne das Del am Rande herab. „So giebt es,“ sagte er, „noch viele kleine Vortheile, die man, wenn man aufmerksam ist, leicht entdecken, und manchen Nachtheil in einer Haushaltung verhüten kann.“

Ein anderer Spaß, den er uns Kindern machen wollte, war nicht so unschuldig, und versetzte uns Kinder alle, auch Mutter und Tante, in großen Schrecken. Es war Fastnachtszeit. Das Licht war bereits angezündet, und wir alle saßen um den Tisch. Der Better hatte sich heimlich in das Haus geschlichen, auf dem Hausgange seinen Rock abgelegt, damit man ihn nicht kenne, eine Maske vor das Gesicht genommen, und trat plötzlich und unangemeldet in das Zimmer. Wir Kinder kamen vor Schrecken ganz außer Fassung, schrien laut auf und zitterten und bebten. Er nahm nun wohl die Maske lachend ab und wollte uns wieder erheitern. Allein vergebens; jener Schrecken hatte uns zu sehr angegriffen, und





aber von dem Vater zu Hause fleißig nachgeholfen wurde, sehr schnell; auch mit dem Schreiben ging es ziemlich gut.

Der damalige Stadtpfarrer, bischöfliche geistliche Rath und Dekan — mit Ehrerbietung und Dankbarkeit nenne ich seinen Namen — Herr Grassmeier, machte sich schon damals, vor mehr als sechzig bis siebenzig Jahren, eine wahre Herzensangelegenheit daraus, vorerst die deutschen Schulen zu verbessern. Auf seine Verwendung bei dem Magistrate wurde anstatt des alten, zu kleinen Schulhauses ein neues, viel größeres, und noch ein zweites Schulhaus gebaut, und ein zweiter deutscher Schullehrer aufgestellt. Der Stadtpfarrer setzte sich mit dem damaligen fürstbischöflichen geheimen Rathe und Professor zu Dillingen, Herrn Dr. Schneller, in Briefwechsel und führte auch dessen Lehrbüchlein in den Schulen ein.

Der Stadtpfarrer kam sehr oft in die Schule, die Woche hindurch wenigstens ein- oder zweimal, prüfte die Kinder und erzählte ihnen Geschichten aus der heiligen Schrift und auch aus der Legende. Die Kinder hörten sie mit Herzenslust an, und alle waren voll Freude. Er hatte einen großen Baumgarten vor dem Thore, der sein Eigenthum war. Von allem Obste, ließ er große Körbe voll in die Schule bringen, und theilte es den Kindern aus. Dies vermehrte noch die Lust, die Schule zu besuchen. Wir zwei



Knaben bedauerten sehr, daß wir der deutschen Schule bereits entwachsen waren.

Auf bittliches Ansuchen des Stadtpfarrers kam der geheime Rath Dr. Schneller, von Dillingen nach Dinkelsbühl, um einer Schulprüfung beizuwohnen, und zu sehen, wie weit man bereits gekommen sey, und was noch zu verbessern wäre. Der geheime Rath kam, und der Stadtpfarrer beeilte sich, den rühmlich bekannten Stifter der Normalschule den Kindern vorzustellen. Sie bestanden bei einer kleinen, vorläufig in der Schule vorgenommenen Prüfung sehr gut.

Der Stadtpfarrer veranstaltete aber noch eine große feierliche Prüfung in der Kirche. „Denn,“ sagte der Pfarrer, „Kirche und Schule gehören zusammen, und sollen nie getrennt werden.“ Es kam auch durchaus nichts vor, wodurch die Kirche hätte entweiht werden können. Es wurden, wie in der christlichen Lehre, Fragen aus der Religion und der Biblischen Geschichte aufgegeben; es wurde von den Kindern nur Erbauliches gelesen. Die Probefchriften vom Schön- und Rechtsschreiben, die an den Wänden der Kirche an schönen Tapeten angeheftet waren, enthielten nur Stellen aus der heiligen Schrift, oder aus Kirchenliedern. Die Aeltern, die dazu von der Kanzel eingeladen worden, erschienen sehr zahlreich; in dem Schulzimmer hätte nicht der zehnte Theil derselben Platz gefunden, und es wäre grausam gewesen, sie von

der Prüfung auszuschließen und ihnen die Freude über ihre wohlunterrichteten Kinder zu entziehen.

Ein kleinerer Bruder von mir hielt, von einer kleinen, tragbaren Kanzel, eine kurze Anrede an den Herrn geheimen Rath, den Magistrat, und die Aeltern; er trug sie sehr gut vor. Am Ende der Prüfung wurden viele gute, und schön gebundene Preisbücher vertheilt; auch meine jüngern Geschwister erhielten Preise. Der Herr geheime Rath Schneller war beinahe die ganze Nacht aufgeblieben, um, wie es damals Sitte war, jede Preisgabe mit einem gereimten Gedichtchen von etlichen Zeilen zu begleiten; um jedem der kleinen Preisträger und Preisträgerinnen etwas treffendes zu sagen, hatte er zuvor mit dem Stadtpfarrer Rücksprache genommen. Diese kleinen Reime machten Aeltern und Kindern großes Vergnügen.

Herr Dr. Schneller hat, was nicht zu verkennen ist, wirklich um Verbesserung der deutschen Schulen des Hochstiftes Augsburg große Verdienste. Er brachte es dahin, daß in Dillingen ein neues, schönes Schulhaus erbaut und eine verbesserte Lehrmethode eingeführt wurde; die Schullehrer des Hochstifts erhielten Befehl, sich auf eine Zeit nach Dillingen zu begeben, um dort an der Musterschule, die er Normalschule nannte, die verbesserte Lehrart kennen zu lernen, und unter Aufsicht der aufgestellten Lehrer sich selbst im Unterrichten zu üben. Es ist allerdings wahr, daß



gewöhnlichen, alltäglichen Lebens sich wenig verstand, so befahl er uns nicht, die Stiefel auszuziehen. Die dicken Sohlen machten, daß wir von den Streichen gar keinen Schmerz empfanden. Wir schrien aber so jämmerlich, als wären diese Schläge uns höchst schmerzlich. „Aha,“ sagte er, „nun komme ich euch einmal recht auf das Leben; nun wird es besser gehen.“ Es ging auch etwas besser, weil wir diese Streiche nicht fürchteten und also die Furcht uns nicht zu Fehlern verleitete; allein ihm gieng noch nicht gut genug. Er schlug uns wieder mit dem Haselstabe auf die Hände. Mit Schlagen, Schmähworten und Weinen ging viele Zeit unnütz, ja zu unserm großen Nachtheile verloren.

Wenn er uns nun heftig geschmäht und hart geschlagen hatte, wurde er wieder freundlich. „Es muß nun einmal so seyn,“ sagte er; „das Himmelreich leidet Gewalt. Ich habe euch oft Stodfische genannt, nicht als hättet ihr keinen Kopf, wie diese Fische, die ohne Kopf zu uns kommen; denn mit solchen kopflosen Knaben wäre ja gar nichts anzufangen, sondern ich nenne euch deshalb so, weil Knaben, wie die Stodfische gebläut — derb geklopft und geschlagen werden müssen — damit sie brauchbar und genießbar werden.“ Er gab uns dann Bier und Brod, Gebackenes, Obst oder Konfekt.

Einige Strafen, die er uns anthat, waren höchst abgeschmackt, aber nach damaliger Sitte bei Lehran-

halten vielfältig im Brauche. Oft mußten wir, ich mit einem Täfelchen, auf dem ein Esel gemalt war, und mein Bruder mit einer Ruthe in der Hand, vor die Thüre seines Zimmers stehen. Wenn nun unten im Kreuzgange ein Vater vorbei ging, so drückten wir uns, damit er uns nicht sehe, an die Thüre, die in die Mauer vertieft war. Einmal öffnete nun Vater Adrian schnell die Thüre. Wir beide stürzten rücklings in das Zimmer; ihm aber versetzte die Thüre einen ziemlich heftigen Schlag. Er behauptete, wir hätten dieses vorsätzlich gethan und rüchtigte uns sehr scharf.

Ein anderes Mal befahl er, jeder von uns solle einen der zwei Strohkränze, die er in Bereitschaft hatte, aufsetzen und so nach Hause gehen. Wir setzten die Strohkränze auf, zogen aber, ehe wir aus der Klosterpforte traten, unsere Pelzmützen darüber, und schoben jeden hervorstehenden Strohhalbm unter die Mütze, damit man nichts davon sehe. Es that uns sehr leid, daß wir, wenn uns ein Herr oder eine Frau begegnete, die Mütze nicht abnehmen konnten, bückten uns jedoch sehr tief. Als wir wieder in die Lehrstunde kamen, rief er uns sehr aufgebracht zu: „Warum habt ihr die Strohkränze nicht aufbehalten?“ Wir sagten, daß wir sie aufgehabt hatten. „Nein,“ schrie er, „ich sah aus dem Fenster euch nach; ihr habt nur eure Pelzkappen aufgehabt.“ Wir sagten, daß wir die Strohkränze aufgehabt haben,



aber die Belzmügen darüber. Was wir aus Schlaueit, um dem Gebote auszuweichen, gethan hatten, schrieb er unsrer Dummheit zu. „Ihr dummen Buben,“ sagte er, „so habe ich es nicht gemeint. Ihr habt mich nicht recht verstanden. Ich muß also Rücksicht mit euch haben.“ Wir kamen ohne weitere Strafe davon.

So hart er uns bei dem Lateinlernen hielt, so war er bei andern Lehrgegenständen dennoch mild und schonend, ja wohl heiter und unterhaltend. Besonders gefiel uns der Unterricht in der Erdbeschreibung. Eines Tages, zum Beispiel, legte er uns die Karte von Europa vor und zeigte uns alle Hauptstädte. Als wir am andern Tage kamen, lag die Karte wieder aufgeschlagen auf dem Tische, und der Name einer jeden Stadt war mit einem Mandelkerne oder einer Zibebe bedeckt. „Wenn ihr die Städte zu nennen wißt,“ sagte er, „so gehören diese Früchte euch.“ Wir wußten viele Städte zu nennen. Er wiederholte diese Uebung öfter, bis wir in den Namen nicht mehr irrten. Ebenso machte er es, mit den Namen der Flüsse, die er mit kleinen Stückchen überzuckerter Pomeranzenschalen bedeckt hatte. Ich kann aber sagen, daß seine Erzählungen von den fernen Ländern, in denen Rosinen und Mandeln, Pomeranzen und Zitronen wachsen, uns noch mehr Vergnügen machten, als die kleinen Musterchen dieser Früchte, die er uns gab.

Obwohl er als lateinischer Sprachlehrer uns — ich darf wohl sagen — grausam behandelte, so hatten wir doch keinen Haß gegen ihn. Er hatte uns ja so oft betheuert, dieß müsse nun einmal so seyn; anders sey diese Sprache in die Knabenhöpfe nicht hinein zu bringen; er selbst sey wohl noch viel schärfer gezüchtigt worden; und wir glaubten es ihm. Da er überdieß bei andern Gegenständen die strenge Schlagmethode ganz bei Seite setzte, sich besonders bei dem Religionsunterrichte nie seines Stedens, von ihm *Vasulus* genannt, bediente; da er, wenn er mit uns zufrieden war, uns oft beschenkte, so liebten wir ihn dennoch. Ja seine Frömmigkeit machte ihn uns ehrwürdig. O wie so herzlich, wie so dringend, ermahnte er zum Gebethe, und warnte uns, vor jeder, auch der kleinsten Sünde. Wir sahen, es sey ihm eine wahre Herzensangelegenheit, daß wir fromm werden möchten. Als einmal in der Stadt ein Haus abbrannte, sagte er: „Ein so großes Unglück dieses ist, so ist die kleinste Sünde doch ein viel größeres Uebel.“

Er hatte uns eigene Gebethe aufgeschrieben, die wir jedesmal auf seinem Bethstuhle in der kleinen düstern Zelle knieend, vor dem Unterrichte laut bethen mußten. Einmal hatten wir diese geschriebenen Gebethe verlegt und fürchteten uns sehr, es werde nun Schläge setzen. Wir betheten sie jedoch auswendig ohne Anstand. Da stand er aus seinem Lehnstuhl auf, öffnete sein Wandkästchen, und beschenkte jeden

von uns, unter vielen Lobsprüchen, mit einem schönen Bilde.

An die Worte dieser Gebethe, so wie an die Worte seiner Ermahnungen kann ich mich nicht mehr erinnern; allein die Andacht, die Mienen und Geberden, womit er bethete, blieben mir unvergesslich. Er litt am Podagra und konnte oft nicht mehr die Treppe hinab in die Kirche gehen; er ließ daher in der Krankenkapelle Messe, die sich in einem Nebengebäude des Klosters befand, wohin ein langer aber ganz ebener Gang führte. Er war manchmal so schlecht zu Fuße, daß er seinen Fuß aufheben, sondern nur in sehr kleinen Schritten weiter kommen konnte. Wir beide Knaben mußten dann vor ihm hergehen, und jedem legte er, damit er nicht etwa falle, eine Hand auf den Kopf. Der für uns kurze Gang war für ihn eine lange Reise. Die Andacht aber, mit der er am Altare stand, sein blaßes Angesicht, die Thränen, die über seine hagern Wangen flossen, schweben mir noch immer vor Augen. Es war in der Kapelle eine heilige Stille, nur das Knistern der brennenden Kerzen hörte man. Sehr weislich ist daher in der katholischen Kirche nicht nur auf die Wortsprache, sondern auch auf die Sprache der Geberden gerechnet; und auch Ceremonien und sinnliche Gegenstände werden dazu benützt. Mir fällt da ein Wort Napoleons ein, als er bei seiner Krönung die Kaiserpracht einführte. „Man muß,“ sagte er, „nicht nur zu den



Ohren, sondern auch zu den Augen des Volkes sprechen.“

Vater Adrian hat uns mit seinem lateinischen Sprachunterricht allerdings viel geplagt. Indes muß ich bekennen, daß wir ihm aus Unverstand, kindischem Leichtsinne, und wohl auch aus Muthwillen manchen Verdruß gemacht haben.

An dem Namensfeste des Vaters mußten wir zwei Knaben einen Glückwunsch in lateinischen Versen auffagen, auf die der gelehrte Vater sich sehr gut verstand, und sie sehr liebte. Am Namenstage der Mutter mußten wir deutsche Reime vortragen, in denen er aber kein Meister war.

Einmal erklärte er uns nun die verschiedenen Versarten. Ich fragte: „Was versteht man denn unter Knittelversen?“ „Wer hat dir von Knittelversen gesagt?“ fragte er. „Mein Papa,“ antwortete ich. „Er hat gesagt, die deutschen Verse, die Sie auf den Namenstag der Mama gemacht haben, seyen Knittelverse.“ Das war eine sehr unglückliche Antwort. Von der Zeit an machte er keine deutsche Reime mehr auf den Namenstag der Mutter, sondern ließ unsre Wünsche uns in Prosa vorbringen.

Den Winter über hatte Vater Adrian gewöhnlich eine Meise in seiner Zelle. Diese Meise war für uns zwei Knaben ein unglückliches Vögelein. Nach dem Beispiele unsers hochwürdigen Herrn Betters Adrian schafften wir uns eine prächtige Koblmeise an.

In der Kinderstube duldete sie der Vater nicht, weil man Beispiele haben will, daß diese Vögel den Kindern in der Wiege nach den Augen picken. Wir versetzten die Meise also in das Besuchzimmer, in dem der Vater sehr oft bei seinen Akten saß, oder bei seinem Flügel. Eines Abends war die Perücke des Vaters frisch frisiert und gepudert, in das Zimmer gestellt worden. Als er Morgens an einem Festtage ausgehen und sie aufsetzen wollte, fand er sie schrecklich zerzaust. Die Meise hatte die Pomade herausgepickt. Auf Befehl der Mutter sollte der fatale Vogel sogleich weggeschafft werden. Allein der Vater sagte, man solle den Kindern diese Freude nicht nehmen; man solle den Perückenstock, wozu in dem Zimmer ohnehin kein schicklicher Platz sey, anders wohin stellen.

Die Meise in der Zelle des Vaters veranlaßte noch ein anderes, eben nicht angenehmes Geschichtchen. Eines Tages sagte er uns, er habe jetzt ein Geschäft bei dem Vater Prior; wir sollen einstweilen die lateinische Stelle, die er uns vorlegte, in die deutsche Sprache übersetzen. Wir waren mit der Aufgabe bald fertig, und ergößten uns nun an dem Vogel, der aus einer Walnuß, die an einem Faden aufgehängt war, den Kern herauszupicken suchte, und dabei allerlei lustige Stellungen annahm. Vater Adrian hatte die Nuß nur aufgehängt, uns Freude zu machen.

Auf seinem Schreibpulte stand ein zierliches Wasserfrüglein von Porzellan mit zinnernem Deckel. Da



lächerliche Begebenheit die Bemerkung: „Wenn du der Lüge deines Bruders, mit der er euch aus der Verlegenheit helfen wollte, beigestimmt hättest, so wäre es wohl möglich gewesen, daß der Vater euch geglaubt hätte.“ „Und so,“ sagte er, „sind wohl schon manche abentheuerliche Erzählungen in Umlauf gekommen.“

Vater Adrian erzählte uns auch wirklich Manches, das uns nicht so recht glaublich schien. Wenn aber einer von uns eine Einwendung dagegen machen wollte, sagte er nur kurzweg: „Schweig, du Gelschnabel.“ Einmal nun schrieb Vater Adrian einen Brief an den Chorregenten eines benachbarten Stiftes, mit der sehr höflichen Bitte um eine der vorzüglichen Compositionen von ihm, dem berühmten Tonsezer, die dann bei dem bevorstehenden Hauptfeste des Ordens unter dem Hochamte zur Verherrlichung des Festes werde aufgeführt werden. Er faltete den Brief zusammen, schrieb die Adresse darauf, und griff nach dem Leuchter mit der Kerze, um in der Küche Licht zu holen. Mein Bruder erbot sich, ihm diesen Dienst zu leisten, denn er hoffte, von dem Koche ein Stück Kuchen oder sonst etwas Gebackenes zu erhalten, was allemal geschah, wenn wir in die Küche kamen, wohin wir aber nie ohne besondere Veranlassung gehen durften. Vater Adrian merkte wohl, es sey meinem Bruder mehr darum zu thun, einen guten Leckerbissen zu erhaschen, als ihm einen Dienst













was uns verleitet habe, zu irren. Nie hielt er uns lange Strafpredigten; er wußte uns mit wenigen, aber wohlgewählten Worten zurecht zu weisen. Einmal, zum Beispiele, brachte ich ein Dintensäß mit, das ich, ich weiß nicht mehr von wem, geschenkt bekam und das einen buntbemalten Grenadier vorstellte. Er lächelte und sagte bloß: „Das ist nichts für Sie; schenken Sie es ihrem kleinen Brüderchen, das anfängt schreiben zu lernen.“ Ich schämte mich, und befolgte seinen Rath.

Die kurzen Lebensbeschreibungen denkwürdiger Feldherren im Kornelius Nepos erklärte er uns sehr deutlich in Hinsicht der Sprache, und wußte diese Erklärungen mit treffenden geschichtlichen und sittlichen Bemerkungen zu begleiten. Weiterhin legte er uns den Kurius vor, und wir mußten zu Hause schriftliche Uebersetzungen davon machen und sie ihm bringen. Ich erinnere mich noch wohl, wie er mir einmal sagte: „Sie lesen gerne die Zeitung. Allein diese Kriegsnachrichten sind unsicher und unzusammenhängend. Lesen Sie lieber den Kornelius und Kurius. Die Erzählungen, die sie enthalten, sind für Sie so neu, als die neuesten Zeitungsberichte; sie sind viel besser erzählt, und werden auch sonst für Sie manchen Gewinn haben.“

Die deutsche Sprache wurde damals sehr vernachlässigt. „Es ist schmäblich,“ sagte er, „daß wir alle Sprachfehler in der lateinischen Sprache so sorgfältig



so viel es meine Kräfte gestatteten, ihm bei seinen Arbeiten einige Hülfe zu leisten.

Um mich darauf vorzubereiten, rief er mich, als er zufälliger Weise von dem bedeckten Gange in den Hof des Hauses hinab sah, und sprach zu mir: „Steh einmal da hinab, und sage mir, siehst du da nichts Merkwürdiges?“ „Ich sehe da nichts,“ sagte ich, „als den Holzhacker, der mit seinem Knaben Holz sägt.“ „Das ist eben das Merkwürdige, das ich meine,“ sprach der Vater. „Du siehst da, wie der Sohn, sobald er hinreichende Kräfte hat, seinem Vater bei dessen Arbeit helfen müsse. So mußt du mir auch jetzt in der Kanzlei helfen!“ Das Bild des dürstig gekleideten Tagwerkers und seines blaß aussehenden, noch etwas schwächlichen Sohnes, der seinem Vater mit aller Anstrengung und allen Kräften willig half, schwebt mir noch jetzt vor Augen. So gut ist es, die Jugend durch wohlgewählte, anschauliche Beispiele zu lehren.

Begeben wir uns also in die Kanzlei, die nach damaliger Art nur schlechtweg die Amtsstube genannt wurde. In einer Art von Alkoven hatte der Amtsvorstand, der zugleich Domkapitlischer Rießamtmann und Deutschordischer Obervogt war, seinen Tisch, der gegen die ziemlich große Stube gekehrt war. Längs der Wand hin, an der sich die Fenster befanden, standen fünf Tische. In der Mitte, an einem sehr breiten Fenster, saß mein Vater, auf dem die

größte Last beider Aemter lag, indem der Oberbeamte etwas bequem war. An einem Fenster rechts in der Ecke, schrieb ein alter Herr mit stark gepudelter Perücke, ein pensionirter Beamte der Stadt. Nächst ihm hatte ein anderer Gehülfe seinen Platz. Links befanden sich noch zwei Schreibtische für Praktikanten, deren immer einer oder zwei da beschäftigt waren. Da gegenwärtig nur einer da praktizirte, so wies mir der Vater den leeren Tisch, sich zunächst an.

Mein erstes Geschäft war, sogenannte Zehentzettel zu schreiben. Das Domkapitel hatte nämlich in einigen Dörfern und vielen kleinen Weilern den Zehenten zu beziehen, die verpachtet wurden. Da man damals noch nichts von Lithographiren wußte, so mußten alle diese Pachtbriefe vorläufig geschrieben werden. Nur für den Namen des Pächters und die Pachtsumme blieb freier Raum.

Nach diesem mußte ich die Rechnungen einiger Kirchen und Kapellen machen. Der Vater ließ mich mit der kleinsten Rechnung anfangen, legte mir die Rechnung des vorigen Jahres, das Manual vom laufenden Jahre und die betreffenden Conten, die alle schon revidirt und bezahlt waren, vor, und zeigte mir, wie alles unter die Rechnungsrubriken einzutragen sey. Ich begriff dieses sehr leicht. Der Vater war mit meiner ersten Arbeit zufrieden. Nun ging es an die übrigen Rechnungen, und zuletzt an die Heiligenrechnung des Marktflebens Thannhausen im

Riese, die bedeutender war und mit Beilagen einen ziemlich Band in Folio betrug. Auch diese kam gut zu Stand.

Ein Rathsherr der Stadt sollte als Heiligenpfleger die Rechnung der damaligen Dreifönigskapelle der Stadt stellen; er war aber, wie er sagte, in dieser Art von Geschäften nicht bewandert. Er ersuchte meinen Vater, diese Rechnung auszufertigen. Mein Vater sagte: „Dieses Geschäft kann mein Christoph besorgen!“ Der Herr brachte die nöthigen Papiere. Ich stellte die Rechnung, sie wurde in der Revision richtig befunden — und der Herr verehrte mir einen blanken Dufaten. Dieser war mein erstes schriftstellerisches Honorar.

Der Vater ließ mich auch im Namen bedrängter oder verunglückter Unterthanen Bittschriften, vorzüglich an das hohe Domkapitel Augsburg, verfassen. Er gab mir einige wohlgeschriebene Bittschriften zu lesen, damit ich mich mit den Titulaturen und dem gebräuchlichen Style bekannt mache, sagte mir, daß in der Bittschrift nichts Anderes vorkommen dürfe, als was in dem vorliegenden Zeugniß des Ortspfarrers und Gemeindevorstandes stehe, daß es aber wohl mit andern Worten gesagt werden könne. Er sah dann meinen Aufsatz durch, verbesserte ihn, und hieß mich, so zierlich ich es vermochte, ihn abschreiben.

Da war nun, zum Beispiele, ein armer Tagwerker, der den Fuß gebrochen hatte, lange Zeit nichts



mehr verdienen konnte und nicht im Stande war, die Ankosten zu bezahlen; da kam eine arme Wittwe, die ihre einzige Kuh durch die Seuche verloren und kein Geld hatte, eine andere zu kaufen; da ein Knabe, der das Schreinerhandwerk lernen wollte, dessen äußerst arme Eltern aber das Lehrgeld nicht aufzubringen wußten. Diese und ähnliche Bedürftige hätten nun die erforderliche, von ihnen zu unterzeichnende Bittschrift von einem Advokaten machen lassen sollen, wofür sie damals 30 Kreuzer hätten bezahlen müssen. Ich machte sie aber umsonst und bildete mir nicht wenig darauf ein, wiewohl im Namen Anderer, an ein hohes infulirtes Domkapitel schreiben zu dürfen. Die Schrift wurde mit einem Beiberichte des Amtes nach Augsburg geschickt. Alle diese Bitten wurden großmüthig erhört, und es kann nicht genug gerühmt werden, wie gnädig und wohlthätig das Domkapitel sich gegen bedrängte Unterthanen bewiesen habe. Die Leute waren hoch erfreut, wenn mein Vater ihnen die gnädigst bewilligte Summe ausbezahlte. Sie wollten mich in der Freude ihres Herzens beschenken. Er aber verbot mir, auch nur einen Heller anzunehmen. „Freue dich vielmehr,“ sagte er, „zur Hülfe Nothleidender durch eine kleine Bemühung beigetragen zu haben.“ So kann man auch, ohne Geld zu besitzen, Almosen geben.“

Von dem Kanzleipersonale jener Zeit kann ich, da ich damals noch ein Knabe war, nur Weniges erzählen.

Der Oberbeamte befand sich, weil ich erst nach beendigter Schulstunde in die Kanzlei kommen konnte, selten mehr da, oder blieb nur noch kurze Zeit. Er pflegte jeden Abend auszureiten. Manchmal stand das gesattelte Pferd schon bereit, und ich durfte, zu meinem nicht geringen Vergnügen, einige Male in dem Schloßhose umher reiten. Wenn ich früher kam, trat der dicke Herr, mit seiner Tabackspfeife, die er selten weglegte, an meinen Schreibtisch, durchsah meine Arbeiten, lobte was zu loben und tadelte was zu tadeln war, aber immer mit lachenden Munde. Wenn er mit einer Arbeit sehr zufrieden war, lud er mich auf den folgenden Tag wohl auch zur Mittagsmahlzeit ein. Einmal, da die Geschäfte sich drängten, in der Kanzlei eine wichtige Verhandlung und auswärts eine Kommission vorzunehmen war, übertrug er die erstere meinem Vater und wählte die letztere. Ich durfte, weil ich, was diktirt wurde, ziemlich richtig und fertig schreiben konnte, als sein Aktuar mit ihm fahren, und bildete mir auf dieses Amt nicht wenig ein. Es gefiel mir sehr wohl, daß die Bauern, obwohl ich über ihren Ausdruck lächeln mußte, mich anstatt Aktuar, junger Herr Quaquar nannten. Der Herr Obervogt war mit meiner Arbeit sehr zufrieden und bezahlte mir, als wir zurückkamen, die angewiesenen Gebühren, wie einem erwachsenen Aktuar.

Der obengenannte alte Herr in der Kanzlei, Herr Mayer, war ein eigener Mann. Er schrieb eine



gute Handschrift, wurde aber bloß mit Kopiren beschäftigt. Er schrieb alles sehr genau, Wort für Wort ab, wußte aber, was sehr sonderbar ist, von dem Inhalte dessen, was er geschrieben, schlechterdings ganz und gar nichts. Ein junger Herr von Schmud, der eben von der Universität gekommen war, und in der Kanzlei praktizirte, hatte ihm das bald abgemerkt. Er legte dem alten Herrn das Concept eines Aufsatzes vor, und bat ihn, das Blatt sogleich zu kopiren, indem die Sache Eile habe. In diesem Aufsatze bekannte Herr Mayer, daß er von dem Herrn Schmud 1000 fl. zu 5 Procent auf vierteljährige Ausföndigung entlehnt habe, und dieses mit seiner Namensunterschrift bezeuge. Der alte Herr schrieb alles genau ab, und übergab das Blatt dem jungen Herrn. Nach einigen Tagen kündete Herr Schmud dem alten Herrn, in Folge vorliegender Obligation, das Kapital auf. Der alte Mann kam in große Aengsten; er konnte nicht läugnen, daß er die Obligation geschrieben habe. Es war dem jungen Herrn ein Hauptspas, bei dem er sich aber sehr ernsthaft betrug, und immer ein finsternes Gesicht machte. Nachdem der alte Mann mehr als genug gequält worden, machte mein Vater, der eben in die Kanzlei trat, der Geschichte ein Ende. Er sagte: „Alles ist nur Scherz!“ und zerriß das Blatt.

Herr Mayer kam übrigens im Sommer nie vor acht Uhr in die Kanzlei; im Winter aber pünktlich

eine Viertelstunde vor zehn Uhr. Wann es sehr kalt war, stellte er sich dann, bevor er an seinen Schreibtisch ging, erst an den warmen Ofen. Auf der einen Seite des Gesichtes wurde er hochroth, und die Pomade tröpfelte ihm aus den Seitenlocken der Perücke; die andere Seite des Gesichtes war aber noch bleich, bis er, sich wendend, auch diese erwärmt hatte. Einmal kam er an meinen Tisch und sagte: „Man muß die Hand nicht immer so auf der Arbeit haben. Die Arbeit ist kein Frosch; sie hüpfst nicht davon.“ Mein Vater, der dieses hörte, rief: „Aber die Zeit ist ein Vogel, der schnell davon fliegt.“ Dieses Wort blieb mir bei meinen Arbeiten bis zu dieser Stunde unvergeßlich.

Ich hatte auch manche Gelegenheit, die Rechtlichkeit und Rechtschaffenheit meines Vaters zu bemerken. Ich führe hier aber nur ein paar Beispiele an.

Einmal kam ein Bürger der Stadt zu ihm, ihn zu berathen, legte ihm mehrere Schriften vor, und sagte, er sei gesonnen, einen Prozeß anzufangen. Mein Vater durchlief die Schriften sehr schnell, und sagte dann: „Sie haben nicht Recht; auch nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen müssen Sie verlieren.“ Er las ihm die Gesetze und Verordnungen vor. Der Mann sah dieses ein und fragte, was er für diesen Rath zu bezahlen habe. Mein Vater sprach: „Nichts! Das Einzige, was ich wünsche, ist, daß

Sie diesen guten Rath befolgen mögen!" was er denn auch that.

Ein anderes Mal, da Niemand als mein Vater nebst mir in der Kanzlei war, kam ein Kornhändler herein, der viel Getreide von dem herrschaftlichen Kasten gekauft hatte. Die Früchte waren seit einigen Wochen im Preise sehr hoch gestiegen. Der Mann machte meinem Vater den Vorschlag, den Tag des Verkaufes zurück zu datiren. „Dabei," sagte er, „ist ein Bedeutendes zu profitiren. Den Profit wollen wir dann mit einander theilen." Mein Vater wurde über diesen Antrag höchst aufgebracht. „Dieß wäre," sagte er, „von mir eine verabscheuungswerthe Untreue im Dienste." Er wies dem Kornhändler die Thüre. Auch sonst wußte er den Leuten guten Rath zu geben. Er hatte gehört, daß ein Bauer in die Lotterie setze. Um ihm nun anschaulich zu machen, daß dieses unflug sey, sagte er ihm: „Wenn draußen im Schloßhose neunzig weiße Schafe wären, und darunter nur ein einziges schwarzes und man spräche zu Euch: Wenn Ihr zwei oder drei Groschen bezahlt, so soll Euch erlaubt seyn, mit verbundenen Augen von den neunzig Schafen das schwarze herauszufangen, und wenn es Euch glückte, das schwarze zu erhaschen, so soll es dann Euch gehören; würdet Ihr den Handel eingehen?" „Nein," sagte der Bauer, „wie könnte ich blindlings gerade das schwarze Schaf ertappen? Ich bekäme also das Schaf nicht und

meine Groschen wären verloren.“ „Seht,“ sprach nun mein Vater, „so ist es mit den neunzig Loosen der Lotterie, unter denen nur Ein Treffer ist. Ein Spaz in der Hand ist besser, als eine Gans auf dem Dache.“

### 5. Ausflüge in die Umgegend der Stadt.

Bisher waren wir zwei Knaben, ich und mein Bruder Joseph, wenig aus der Stadt gekommen, wir durften die Aeltern bloß hie und da auf einem Spaziergange von einem Thore zum andern begleiten. Am liebsten gingen wir um die Bleiche, eine schöne grüne, mit weißen Leinen bespannte Ebene, und einem großen Weiher, der für einen kleinen See gelten konnte. Der Weg war an beiden Seiten mit Vogelbeerbäumen besetzt; der Weiher von Gärten umgeben, deren blühende Blumenbeete und reichlich mit Früchten prangende Obstbäume einen herrlichen Anblick gewährten. Ohne die Aeltern vor das Thor zu gehen, war uns verboten, und es ist mir noch im frischen Andenken, wie sehnlich ich manchmal zum Thore hinausblickte, durch das der goldene Abendhimmel hereinschaute. Es war mir, als wäre mir der Eintritt in das offene Paradies verboten. Doch hielt ich mich an das Verbot.

Mein erster, weiterer Spaziergang war nach der





Augen, und Homer's Gleichniß kam mir deshalb noch viel lieber vor. So gewiß ist es, um die Dichter wohl zu verstehen, muß man sich vorher mit der Natur bekannt machen.

Ganz vorzüglich gefiel uns die helle freundliche Kapelle. Das Altarblatt stellte eine Scene aus der Legende des heiligen Bischofes vor, die uns der Einsiedler erzählte. Bischof Ulrich von Augsburg saß mit seinem Freunde, dem Bischofe Konrad von Constanz, am Donnerstage bei der Abendmahlzeit. Sie blieben in frommen Gesprächen bis nach Mitternacht beisammen. Da kam ein Eilbote mit einem Briefe an Ulrich. Der mitleidige Bischof gab dem Manne von den Ueberbleibseln der gestrigen Abendmahlzeit ein Stück Braten. Nun war es aber heute, da Mitternacht vorbei war, Freitag, woran Ulrich nicht gedacht hatte. Der böshafte Bote aber beschuldigte die zwei Bischöfe, sie hätten an einem Fasttage Fleisch gegessen — und zum Beweise seiner Anklage wollte er das Stück Fleisch vorzeigen. Indem er es aber aus seiner Botentasche hervorzog — sieh, da war der Braten in ein Stück gebackenen Fisch verwandelt. Wir Knaben lobten die Gutherzigkeit des Bischofes und zürnten über die Bosheit des Boten.

Vater Adrian hatte indeß am Altare knieend gebethet. Wir mußten ihm nun ministriren, was wir so gut, als ehemals Friedolin inne hatten, nur mußte der Geistliche sich selbst bemühen, das Messbuch von

einer Seite des Altars auf die andere zu tragen, indem wir dazu noch zu klein waren.

Die ganze Einrichtung der Klause und die Lebensweise des Einsiedlers hatte uns Knaben entzückt, besonders hatte sie für mich, wie man jetzt zu sagen pflegt, etwas Romantisches. Ich wollte sie nachahmen, und wählte dazu das äußerste Ende des bedeckten Ganges an unserm Hause. Mit einem Vorhange, wozu ich einen großen alten Teppich benützte, verschloß ich das enge Plätzchen, brachte ein Tischchen, einen Stuhl, meine Bücher und Schreibereien dahin, betete, las und schrieb da, und dünkte mich, in kindlicher Einfalt, ein wirklicher Klausner zu seyn.

Die Mutter hatte mich vermißt, mich überall gesucht, und als sie mich endlich so einsam, still und zurückgezogen fand, fürchtete sie, ich möchte irgend einen großen Fehler begangen haben; als sie aber die wahre Ursache vernahm, war sie sehr zufrieden. Ich habe in diesem abgelegenen Winkel manche freie Stunde vergnügt, ja selig zugebracht.

Alle Jahre am Feste des heiligen Ulrichs zogen die katholischen Einwohner der Stadt, Kinder und Aeltern, unter lautem Gebeth und Gesang zu der seinem Andenken gewidmeten Kapelle, wo Predigt und Hochamt gehalten wurde. Nach dem Gottesdienste begaben sich die Kinder und jungen Leute in die breiten Schatten der großen Linde, wo man Erdbeeren, Kirschen und weißes Brod feil hatte, und

erquidten sich da, während der Geistliche aus der Stadt, der das Amt gehalten hatte, in der Zelle des Einsiedels ein kleines Frühstück nahm. Hierauf zogen alle in der schönsten Ordnung wieder zurück in die Stadt.

Unsre Tante, die wohl das ganze Jahr nicht aus der Stadt kam, machte diesen Bittgang aus Andacht mit, und freute sich nebenbei herzlich, wieder einmal die grünen Wiesen und reichen Getreidfelder gesehen zu haben. „So wie mir,“ sagte sie, „geht es gewiß noch manchen Stadtleuten. Es ist doch schön angeordnet, daß man uns, weil wir sonst nicht hinaus gehen würden, hinaus führt, damit wir den Segen Gottes auf Wiesen und Feldern doch auch einmal ansehen mögen.“

Einmal wurde Vater Adrian von dem damaligen Pfarrer zu Bersbach, etwa zwei Stunden von Dinkelsbühl, zu einer Festpredigt eingeladen. Mein Vater versprach, ihn in der Kutsche dahin fahren zu lassen, und ich erhielt zu meiner großen Freude die Erlaubniß, mitfahren zu dürfen. Nachdem die Kutsche an der Klosterpforte den hochwürdigen Herrn Wetter aufgenommen hatte, fuhr sie vor unser Haus, um mich mitzunehmen. Als ich einstieg, winselte unser Hündchen, das mir besonders zugethan war, und wollte auch mit. „Run,“ sagte mein Vater, der vor die Hausthüre herabgekommen war, „wenn dein hochwürdiger Herr Professor nichts dagegen hat, so mag



es geschehen.“ Das Hündlein durfte also die Fahrt mitmachen, und hielt sich, zwischen meinem Reisegefährten und mir sitzend, ganz ruhig.

Der Pfarrer zu Bersbach war ein eisgrauer, sehr gebrechlicher Mann, der kaum das Gehen vermochte, aber überaus freundlich; sein Pfarrhof war eben so alt und baufällig, nur nicht so freundlich. Alle Wände waren grau von Alter und braun vom Rauche, und die Stube fast gar nicht aufgeräumt. Vater Adrian trug seine Predigt mit herzerührender Andacht vor; der Kaplan von Pfahlheim hielt das Hochamt. Bei Tische waren die drei geistlichen Herren sehr heiter. Zum Nachtsche trug man sehr große, schön rothgesottene Krebse auf, die ich sehr gerne aß. Da die zwei alten Herren damit nicht zurecht kommen konnten, so bekam ich den größten Theil davon. Der Pfarrer sagte, sie seyen sehr leicht zu fangen; wenn man zum Beispiel ein Eichhorn, das er ein Dachlöcherl nannte, tödte, und es in die Krebskörbe thue, so kriechen sie schaarenweise hinein. „Ach,“ rief ich, „um ein so artiges Thierchen wäre es doch Schade, so übel damit zu verfahren!“ Der alte Herr lachte mich aber nur aus.

Gegen Abend lud mich der Herr Kaplan ein, mit ihm nach Pfahlheim zu gehen, das kaum eine Viertelstunde entfernt war. „Mein Herr Pfarrer,“ sagte er, „schätzt Ihren Herrn Vater sehr hoch, und wird sich freuen, Sie in seinem Hause zu sehen.“

Vater Adrian gab es zu, und ich ging also mit. Mein Hündchen begleitete mich, und der Kaplan wunderte sich, daß dieses hübsche, muntere Thierchen einem so kleinen Manne so getreulich folge und allen seinen Winken gehorche.

Als wir in dem Pfarrhause angekommen waren, und der Kaplan gesagt hatte, wer ich sey, zeigte der Pfarrer große Freude, mich kennen zu lernen, erkundigte sich nach dem Wohlbefinden meines Vaters und sprach überaus rühmlich von ihm. Er bewirthete mich mit einem kleinen sehr niedlichen Abendessen, und begleitete mich, mit einer Kerze voranleuchtend, in ein nettes, höchst reinliches Gastzimmerchen, zündete die zwei Kerzen auf dem Tischchen an, und wünschte mir gute Nacht. Die Bettüberzüge und die Vorhänge am Fenster waren blendend weiß. „Hier ist besser wohnen,“ dachte ich, „als in dem herabgekommenen Pfarrhose des alten Pfarrers!“ und der freundliche Herr Kaplan, der mich mit sich genommen hatte, mochte wohl auch so gedacht haben. Ich schlief sehr sanft.

Als die Morgenröthe hell in das Zimmer leuchtete und mich weckte, und ich aufgestanden und angekleidet war, und an das Fenster trat, ging eben die Sonne auf. Ihre feurigen Strahlen rötheten und vergoldeten alle Häuser des Dorfes, und glänzten aus allen Fenstern wieder. Der Kuhhirt ließ sein Horn erschallen, und die Schellen der freudig brüllenden Rüge

erklängen. Eine Schaar Gänse eilte mit weit ausgebreiteten Flügeln und lautem Geschrei der Sonne entgegen. Vor dem Fenster standen Blumen, besonders Balsaminen, deren schöne Farben im Sonnenglanze lieblicher und lebhafter erschienen. Ich war ganz entzückt, denn in der Stadt hatte ich, von hohen Dächern und Mauern umgeben, das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne noch nie gesehen. Es regte sich der Wunsch in mir, mein Leben einst auf dem Lande zubringen zu können.

Aber ach! keine Freude auf Erden ist unvermischt mit Leid. Mein Hündchen kam ganz schüchtern und demüthig herangeschlichen. Das hübsche Thierchen, das sonst so schön weiß war, und nur braune Ohren hatte, kam mir, wie gelb lackirt vor; hie und da klebten kleine Stückchen von Eierschalen an ihm. Ich hatte in der Nacht wohl ein leises Knistern gehört, ohne zu wissen, woher es komme. Jetzt fiel es mir ein, ich sah nach, und sieh, unter der Bettstatt stand ein Körbchen mit zerbrochenen Eiern. Das Hündchen hatte sich in das Körbchen gelegt, um da zu übernachten, und hatte die Eier zerdrückt. Ich jammerte nicht wenig, meinen kleinen Scharmant so übel zugerichtet zu sehen. Allein der Pfarrer sagte lächelnd: „Das hat nichts zu bedeuten, mit ein wenig Seife und Wasser läßt sich der Schaden wieder gut machen.“ „Das wohl,“ sagte die Haushälterin, die nicht wenig aufgebracht schien; „aber wer macht mir meine zer-

brochene Eier wieder ganz?" „Je nun,“ sprach der Pfarrer, „in einer Haushaltung kommen manche kleine Unfälle vor, die man nicht wohl voraussehen, und also nicht vermeiden kann. Darein muß man sich ergeben, und nicht so viel daraus machen. Die Hennen werden übrigens auch diesen Schaden wieder ersetzen.“

Am Montage des Pfingstfestes pflegte eine Anzahl der katholischen Einwohner Dinkelsbühls, von einem Geistlichen begleitet, jedesmal einen Wallfahrtszug auf den schönen Berg bei Ellwangen zu machen. Als ich etwas herangewachsen war, erhielt ich von meinen Aeltern die Erlaubniß mitzugehen. Weil man dahin wohl vier Stunde über Berg und Thal zu gehen hat, so machte man sich schon vor Anbruch des Tages auf den Weg. Der Morgenstern, den ich noch nie gesehen hatte, glänzte herrlich am Himmel. Es wehte eine frische Morgenluft. Ich fühlte mich sehr heiter und wie neu belebt. Man bethete fast beständig laut, und sang zur Abwechslung ein Lied. Als man die zwei Thürme der Wallfahrtskirche von Weitem erblickte, kniete alles Volk nieder und bethete das „Salve Regina.“ Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie mir in diesem Gebethe besonders die Worte an Maria zu Herzen gingen: „Zu dir seufzen wir weinend und flehend in diesem Thale der Zähren! Sey du unsere Fürsprecherin, wende deine barmherzige Augen zu uns, und nach diesem Elende



zeige uns Jesum, die gebenedeite Frucht deines Leibes.“ Es ergriff mich, die vielen bethenden Menschen, von denen viele recht bedrängt schienen, zu sehen, und ich fühlte es mehr als je, daß wir hier auf Erden nur Wanderer, und wie in der Fremde sind, und uns nur auf der Reise in ein besseres Land, unser eigentliches Vaterland, befinden.

Die sehr schöne Wallfahrtskirche entzückte mich. Die große Kirche meiner Vaterstadt gebot Ehrfurcht; diese Kirche aber war für ein jugendliches Gemüth einladender und erregte Wohlgefallen. Nach dem Gottesdienste — einer erbauenden Predigt und dem Hochamte — gingen die meisten Wallfahrter hinab in das freundliche Städtchen unten am Fuße des Berges. Es war dieses das erste Mal, daß ich außer meiner Vaterstadt noch eine Stadt sah, und sie gefiel mir überaus wohl. In der Folge kam ich, was ich damals nicht dachte, noch oft dahin, und lernte dort manchen würdigen Mann, und manche edle Frau kennen.

Damals aber kam mir nur ein merkwürdiger Mann vor, dessen ich mich noch erinnere, ein Bettler, der nahe bei Ellwangen gewöhnlich an der Straße saß, und dafür bekannt war, daß er nie ein größeres Almosen annehme, als einen Kreuzer. Ein junger Baron aus Ellwangen, der mit einem fremden Grafen seines Alters spazieren ging, zeigte ihm den Bettler von Ferne, und erzählte ihm dieses. Der Graf wollte

daß nicht glauben, sagte jedoch: „Auf dein Wort hin, will ich es einmal versuchen, und warf dem Armen einen großen Thaler in den hingehaltenen Hut. Der Bettler besah den Thaler bedenklich, drohte dem freigebigen jungen Herrn mit dem Zeigefinger und sagte: „Herrlein, Herrlein! Dießmal will ich dieseß große Almosen annehmen; kommt mir aber nicht mehr so.“ Der Herr Graf wurde ausgelacht und getadelt, daß er den armen Mann einer zu großen Versuchung ausgesetzt habe. Der Bettler aber verlor am Ruhm seiner Genügsamkeit und Bescheidenheit. Man sagte: Kleine Versuchungen konnte er überwinden, einer größern unterlag er. Eine Tugend, die noch nicht alle Versuchungen besiegt hat, ist noch nicht feuerfest.

## 6. Unsere Hausfreunde vom Lande.

Wir hatten auch einige Freunde auf dem Lande, die uns zu Zeiten besuchten, und denen wir auf ihre Einladung manchmal einen Gegenbesuch machten.

Unter diesen Freunden nenne ich zuerst den Pfarrer zu Thannhausen im Rieße, Herrn Ulrich Demmel. Er war nur klein von Person, aber von aufgewecktem, lebhaftem Verstande und

zielen Kenntnissen. Seine umfassende Pfarrei, die viele Filiale zählt, versah er mit großem, unermüdetem Eifer; in freien Stunden beschäftigte er sich, außer der Theologie, wie sich von selbst versteht, mit der Naturkunde, der Erdbeschreibung und der Astronomie. Ich brachte zur Vakanzzeit gewöhnlich einige Tage bei ihm zu. Bei ihm sah ich zu meiner großen Verwunderung das erste Mal eine Elektrisirmaschine, und er zeigte mir die mancherlei damals schon bekannten, aber mir noch ganz neuen Versuche, und ich hatte daran große Freude. In seinem Studirzimmer hatte er zwei Globen, die Erdkugel und die Himmelskugel stehen. Ich betrachtete sie sehr aufmerksam. Da fing er an, mir vorerst die Erdkugel zu erklären, und erzählte von Land und Meer, von den dreierlei Himmelsstrichen, von den mancherlei Thieren und Pflanzen, die es in entfernten Ländern giebt, und von den Wundern des Meeres. Ich bekam so davon einen sehr klaren, deutlichen Begriff. Hierauf nahm er den Himmelsglobus vor, zeigte mir die Sternbilder, vorzüglich diejenigen, die jetzt Abends am Himmel zu sehen waren; und wie man an dem künstlichen Globus finden könne, zu welcher Stunde sie auf- und untergehen. Alles dieses, und daß es so richtig eintraf, machte mir ungemeines Vergnügen. Noch ein Paar Studenten von Thannhausen, unter denen einer, Namens Regele, der Sohn jenes schon erwähnten braven Landmannes, ein sehr

fähiger Kopf war, gesellten sich zu mir. Wir konnten bald alle eben sichtbare Gestirne.

Der Bruder des Pfarrers, der dessen Hausmeister und Aufseher über die ländliche Oekonomie war, wußte alle Sternbilder zu nennen; nur wußte er die Namen nicht recht auszusprechen, was uns Studentchen sehr ergözte. Wir zeigten, zum Beispiele, auf die Zwillinge und fragten ihn, wie diese zwei Sterne heißen. „D,“ sagte er, „dieß weiß ich sehr gut.“ Aber anstatt die Namen Castor und Pollux zu nennen, sprach er uns belehrend mit wichtiger Miene: „Der eine ist der Gaspar und der andere der Bullor.“

Der Herr Pfarrer war auch ein Meister im Schachspiel. So oft er nach Dinkelsbühl oder mein Vater nach Thannhausen kam, machten sie eine oder zwei Parthien. Er gab meinem Vater auch das Buch: „Stamma's von Aleppo Schachspiel-Fragmente,“ das zuerst in England erschien. Mein Vater ließ mich, wenn er Abends bei seinen Alten saß, ein Spiel nach dem Buche aufstellen. Ich war sehr begierig auf die Auflösung. Sehr kombinirte Spiele des großen Meisters Stamma, die irgend ein Schriftsteller magisch nennt, gingen über meine Fassungskraft; leichtere, aber dennoch sehr sinnreiche Spiele faßte ich leicht und bewunderte sie sehr. So lernte ich nach und nach spielend das Schachspiel, was mir und vielen Andern — man wird es nicht glauben, in der Folge aber sehen — von großem Nutzen war.



So gut ist es, Alles, auch das Geringste zu lernen, wenn sich Gelegenheit dazu darbietet, und es ohne Versäumniß wichtigerer Dinge geschehen kann.

Wenn wir Studenten in Thannhausen zusammen kamen, so war es unsre größte Lust, in dem großen Baumgarten des Pfarrhofes umher zu springen, wo wir Obst, Birnen und Pflaumen auflesen durften so viel wir wollten. Auch nahmen wir die Gegend in Augenschein. Es war mir kein geringes Vergnügen, die Filialorte, für die ich Zehentpachtbriefe geschrieben, und die Kapellen zu sehen, deren Rechnungen ich gestellt hatte.

Wenn kalte Regentage einfielen, so brachte der Pfarrer das Schachbrett. Nachdem wir das Spiel etwas besser begriffen hatten und zu spielen anfangen, verbat er uns, daß er darein rede. „Nun wohl,“ sprach er, „nun werde ich kein Wort mehr sagen.“ Er setzte sich mit seinem Breviere an den Ofen. Wir aber sagten leise zu einander: „Gebt Acht, er wird sogleich wieder kommen.“ Einer rief dann laut: „Schach dem Könige, und noch einmal Schach! Du wirst es nicht mehr lange treiben!“ Da kam er sogleich wieder herbei und sagte: „Wie, wie, da ist noch zu helfen,“ und wir muthwilligen Studentchen lachten heimlich.

Der Pfarrer von Halsbach, Martin Klee-sattel, auch ein sehr würdiger Mann, war ein geborner Franke, und hatte diese Pfarrei von dem

deutschen Orden erhalten. Er war ein sehr ruhiger, ernster Geistliche, trug immer sein langes Priesterkleid und eine Perücke; sein Gang war so bedächtig und langsam, wie man ihn nur an den Prälaten der Kirche zu sehen pflegt, und seinen Spazierstock trug er so, wie man etwa eine mit Quecksilber gefüllte Glasröhre, die zu einem Barometer bestimmt ist, zu tragen pflegt. Er lebte sehr zurückgezogen, kam nur selten in die Stadt, und sah nie Gesellschaft in seinem Hause. Mein Vater und meine Mutter, die er öfter eingeladen hatte, waren ihm aber immer sehr willkommen. Sie wollten jedoch nie bei ihm zu Mittag speisen; nur nach Tische machten sie manchmal einen Spaziergang dahin, und ich durfte auch mitgehen. Das Dorf ist eine starke Stunde von der Stadt entfernt; der Weg führt beinahe durch lauter Tannenwälder, und man sah da nichts als dichtstehende Tannenbäume. Nur links am Wege befand sich eine Brunnquelle, über welche eine steinerne Nische erbaut war, mit einem Gemälde, das Jesum vorstellte, wie Er vor Seinem Leiden von Seiner weinenden Mutter Abschied nahm; wenn ein junger Mensch in die Fremde ging, pflegten Aeltern und Geschwister ihn gewöhnlich bis hieher zu begleiten. Rechts befand sich weiterhin eine Pulvermühle, die man sehr weise so weit entfernt von der Stadt angelegt hatte. Sonst sah man nur ein großes dunkelrothes Kreuz am Wege, die Stelle bezeichnend, wo einst ein Bürger

der Stadt, der mit einem Holzwagen aus dem Walde fuhr, verunglückt war.

Der Platz vor dem Pfarrhause, ein kleiner Vorhof, war immer verschlossen. Wenn man an der Thüre klingelte, kam erst die Magd, und schaute durch ein kleines Gitter in der Thüre, um zu sehen und zu melden, wer da sey. Der Pfarrer und seine Schwester eilten uns sogleich entgegen und begrüßten uns auf das freundlichste. Das Pfarrhaus war äußerst reinlich, licht und hell, und alle Wände blendend weiß. Dieß kam wohl auch daher, weil der deutsche Orden nicht nur die größern, sondern auch die kleinern Ausbesserungen, sogar das Ausweißen, großmüthig bezahlte. Wir hatten uns sogleich in das untere Wohnzimmer begeben. Meine Mutter wurde mit Kaffee, mein Vater, der den Kaffee nicht liebte, mit Wein bewirthet. Ich bat mir eine Schüssel gestochter Milch aus. Die Jungfer Schwester brachte sie, indem sie sagte, sie müsse sich schämen, mich nur so schlecht zu bewirthen. Ich sagte: „Milch ist mir lieber, als Kaffee und Wein!“ „Und,“ sprach mein Vater, „ist für dich auch viel gesünder.“

Das Merkwürdigste in der Stube war mir, als einem kleinen Knaben, eine zahme Bachstelze, die mir eine zwischen den zwei Fingern hingebotene Fliege hinwegplückte. Auch nach Jahren, als ich wieder hinkam, hatte der Pfarrer noch ein solches Vögelein in dem Zimmer, so wie der Vater Adrian nur immer

eine Meise, und ein Anverwandter von uns einen Staaren. Es ist etwas Eigenes um diese verschiedenen kleinen Neigungen der Menschen, und wer könnte es erklären, woher sie kommen? Herr Pfarrer Kleesattel sagte aber, daß er, außer dieser Vorliebe für dieses Vögelein noch einen besonderen Grund habe, sich immer eines zu halten. „Die Fliegen,“ sprach er, „sind eine große Plage auf dem Lande. Fliegengift oder Fliegenleim aufzustellen, und die armen Thierchen langsam an Zuckungen sterben zu sehen, ist mir zuwider. Das Vögelein schnappt sie aber schnell hinweg und schafft sie so ohne Schmerz aus der Welt.“

Nachdem wir ausgeruht und uns erfrischt hatten, wünschte ich die Kirche zu sehen, die sehr helle und reinlich war, und sich, so wie der Pfarrhof, im besten baulichen Zustande befand. Der Pfarrer führte mich hin, und meine Aeltern gingen mit. Wir unterließen nicht, eine kleine Weile an dem Altare hinzuknieen und zu bethen.

Hierauf führte er uns in den Baumgarten. Wie erfreut und erstaunt war ich, als er die Gartenthüre öffnete, und ich hineintrat, und das hohe Gras und die unzähligen Blumen erblickte, theils von der Sonne kräftig beleuchtet, theils von den Bäumen beschattet, und als ich die vielen summenden Bienen wahrnahm! An dem Garten befand sich ein Teich, auf dem Enten schwammen. Jenseits des hellen Teiches erhob sich



ein dunkler Tannenwald. Am Walde standen der Schullehrer und sein Sohn und bliesen meinen Aeltern zu Ehren, auf dem Waldhorn, dessen Töne mir hier im Walde ohne Vergleich lieblicher vorkamen, als in einem Saale, weshalb es auch, als für den Wald geschaffen, Waldhorn heißt. — Es ist mir, als sehe und höre ich jetzt noch Alles. Deshalb hatte auch das Landleben, wie schon gesagt, für mich immer die größten Reize, und ich wünschte schon damals, wie bei dieser so bei andern Veranlassungen, mein Leben auf dem Lande zuzubringen.

Der liebste unter den geistlichen Herren vom Lande war uns Kindern, der Pfarrer von Lustenau, Herr Ruf, ein sehr heiterer, fröhlicher Mann, und unerschöpflich an witzigen Einfällen. Dieser besuchte uns fast allemal, wann er auf seinem kleinen Pferdchen in die Stadt geritten kam. Manchmal, wenn ein Gewitter oder sonst üble Witterung einfiel, blieb er bei uns über Nacht. Er wußte uns immer sehr angenehm zu unterhalten. Unter anderm sang er einen sehr lieblichen Tenor und spielte dazu die Harfe. Da aber keine Harfe bei Handen war, so wußte er einer Violine Harfentöne zu entlocken. Er sang uns gewöhnlich einige lustige Lieder, und zum Schlusse ein andächtiges Abendlied.

In der Vakanz mußte ich immer einige Tage bei ihm zubringen. Einmal als wir uns Abends zu Tische gesetzt hatten, kam noch ein Klosterbruder aus

Dinkelsbühl. Der Pfarrer hieß ihn Platz nehmen und fragte ihn: „Woher kommen Sie denn so spät, Herr Frater?“ „Von einem Dorfe zwei Stunden von hier,“ antwortete er. „Es fällt mir jetzt nicht ein, wie es heißt, das Dorf. Es liegt mir aber auf der Zunge — auf der Zunge liegt mir das Dorf.“ „So strecke einmal die Zunge heraus,“ sagte der Pfarrer, „vielleicht kenn' ichs am Kirchthurm.“

Einmal war ich bei dem Herrn Pfarrer zu Lustenau am Kirchweihfeste zum Mittagsmahle eingeladen. Es waren noch mehrere Gäste zugegen, und wie gewöhnlich auch der evangelische Herr Pfarrer, der dießmal einen Anverwandten, der eben von der Universität gekommen war, mitbrachte. Der Studierende, oder wie man dort die Studenten nennt, der Bursch, war ziemlich fest und unbescheiden. Als bereits abgespeist war, brachte der immer heitere Pfarrer Ruf, um die langweiligen Gäste etwas mehr zu beleben, ein Gesellschaftsspiel in Vorschlag. „Jeder der Gäste,“ sagte er, „muß drei Worte nennen, die mit gleichem Buchstaben anfangen: einen Vornamen, den Namen einer Stadt, und einer Speise.“ „Ich bin,“ sagte er zum Beispiele, „aus Augsburg, heiße August und esse gern Austern — und so muß es fortgehen durch das ganze Alphabet; wer ein Wort nicht zu finden weiß, muß ein Pfand geben und hernach lösen.“

Der junge Gelehrte, der von einem Dorfpfarrer,









Musikanten und sprach: „Du guter alter Mann, du hast dich zu stark angestrengt; ich will dich ablösen. Gib mir ein wenig deine Harfe!“ Der Pfarrer setzte sich auf den Stuhl des armen Mannes, stimmte die Harfe, spielte und sang eines seiner schönsten Lieder. Die Zuhörer, besonders die ihn noch nie gehört hatten, waren erstaunt und entzückt. Die Kunst des Sängers wurde durch das vorhergegangene ohrenbeleidigende Spiel des Stümpers noch mehr gehoben. Alle klatschten jubelnd in die Hände, und baten, noch ein Lied zu singen. „Run wohl,“ sagte der Pfarrer; „Du aber,“ sprach er zum Blinden, „sammle indeß dein Trinkgeld ein!“ Der Greis ging, von seinem Enkel geführt, mit dem Hute in der Hand umher. Es wurden große Geldstücke hinein geworfen. Der Blinde, der sie klingeln hörte, weinte vor Freuden; der Enkel rief: „O Großvater! so viel, wie heute, haben wir das ganze Jahr hindurch nicht bekommen.“ Beide, Großvater und Enkel, konnten für die reichlichen Gaben nicht genug danken, und küßten dem Pfarrer die Hände. Alle Gäste lobten seine Kunst; noch mehr aber den wohlthätigen Gebrauch, den er davon gemacht hatte.

Nachdem die Controvers-Predigten durch bischöfliche Verordnungen abgeschafft waren, wurde der confessionelle Frieden nie mehr öffentlich gestört; in dem gewöhnlichen Umgange fielen aber immer noch kleine Neckereien und Streitigkeiten vor. Pfarrer Ruf wußte









## 7. Das Gymnasium.

Nachdem ich zwei bis drei Jahre in der lateinischen Schule zu Dinkelsbühl unterrichtet worden, sagte der treffliche Lehrer, Herr Benefiziat Lehnauer, meinem Vater, ich sey nun, wie er glaube, fähig, in die fünfte Gymnasialklasse einer größern Studienanstalt aufgenommen zu werden. Denn damals nannte man die vier lateinischen Schulen und die zwei höheren Klassen, Poesie und Rhetorik, zusammen das Gymnasium. Er könne, sagte Herr Lehnauer, da ihm immer neue Schüler zugewiesen werden, denen er seine Aufmerksamkeit widmen müsse, mich nicht mehr hinreichend beschäftigen.

Mein Vater entschloß sich daher, mich an das Gymnasium in Dillingen zu schicken. Er schrieb an einen angesehenen Bürger in Dillingen, den Buchbinder Speck, den er von frühern Zeiten her kannte, ob er mich wohl in Kost und Wohnung nehmen wolle?

Der wackere, sehr verständige Mann war ehemals Bürger in Dinkelsbühl gewesen. Mein Vater hatte ihm die Kanzleiarbeiten, das Binden der Rechnungen, so wie die Lieferung des Papiers und anderer Schreibmaterialien zugewiesen; und wurde deshalb von ihm zu Gevatter gebeten. Bei der großen Theuerung im Jahre 1770 entstand in der Stadt eine Hungersnoth. Das Dinkelsbühler Malter Korn kostete 100 Gulden — was über der Thüre des Gasthauses zum Raben,

das in jenem Jahre erbaut worden, in eine Marmorplatte eingegraben zu lesen ist. Mein Vater bezog einen Theil seines Gehaltes in Getreide. Da es nun auch seinem Bevatter sehr hart ging, so versah mein Vater den guten Mann mit dem ihm nöthigen Getreide, zu dem gewöhnlichen mittleren Schrankenpreise der früheren gesegneten Jahre.

In der Folge kaufte der unternehmende Mann das Anwesen des Buchbinders Schnabel in Dillingen, der keine Kinder hatte und sich Altershalber in Ruhe begeben wollte. Der Käufer mußte Haus und Werkstätte freilich mit nicht geringen Schulden übernehmen. Allein an einem für einen Buchbinder so vortheilhaften Plage — einer Universität — konnte er sie bald abzahlen; und sah sich überdies in einen nicht unbedeutenden Wohlstand versetzt.

Seine Antwort auf den Brief meines Vaters hätte nicht freundlicher lauten können. Er schrieb: Er habe zwar noch nie Studenten in Kost und Wohnung genommen, allein aus Pflicht der Dankbarkeit mache er sich zur großen Freude, mich in sein Haus aufzunehmen. Das Kostgeld, das er verlangte, war äußerst billig. So hat die Menschenfreundlichkeit meines Vaters ihm, gegen alle seine Erwartung, schöne Früchte getragen.

Zwei Studirende aus meiner Vaterstadt, die zu Dillingen Philosophie hörten, erboten sich, mich dahin mitzunehmen. Es ist mir unvergeßlich, wie mein









heere überaus einfach, klar und anschaulich dargestellt sind.

Hie und da las er uns auch Gedichte von deutschen Dichtern vor — zum Beispiele Oden von Ramler, und von diesen gerade diejenigen, die ich auch jetzt noch für die schönsten halte. Als: „Von dem Frieden, an die Könige, und auf die Zurückkunft des Königs Friederich II.“ Auch mit einzelnen lateinischen Gedichten, die in den vorgeschriebenen Schulbüchern nicht vorkamen, machte er uns bekannt. So las er einmal das Gedicht von Propertius: „Quis suit horrendus, primus qui protulit enses etc. Wer war der Schreckliche, der zuerst das Schwert erfand?“ Eine Stelle verstanden wir nicht, in der von Soldaten gesagt wird, sie pflegen „bella depingere vino — die Schlachten mit Wein abzumalen.“ Er aber erzählte sehr heiter: „Wenn die Soldaten beim Weine beisammen sitzen, und von ihren gewonnenen oder auch verlorenen Schlachten reden, und eben keine Kreide bei Händen ist, so zeichnen sie auf dem Tische mit Wein: „Hier stand der Feind; dort wir u. s. w.“ und wir alle fanden nun die Worte des Dichters sehr treffend und malerisch.

Delaschad, Professor der obersten Gymnasialklasse, im folgenden Jahre mein Lehrer, war ein sehr ernster, und wenn er nicht eben dozirte, fast einsylbiger Mann. Ehe die Lektion anging, pflegte er auf dem Gange vor dem Hörsaale auf und ab zu gehen.













Hausherr schob eilig den Riegel an der Thüre vor, und sagte, indem er auf seine Taschenuhr sah, leise: „Wir haben uns verspätet; es ist bereits in der zwölften Stunde. Wenn nur kein Räuber uns überfallen und plündern will!“ Wir blieben lange, in nicht geringer Verlegenheit, stillschweigend sitzen. Das Klopfen wiederholte sich von Zeit zu Zeit; es waren fast allemal drei sehr deutliche Schläge, manchmal auch nur zwei. Indes wurde die Nacht sehr kühl, wir fingen an, Frost zu empfinden. Hier zu übernachten, wäre uns beiden sehr unangenehm gewesen. Ich schob, sobald es wieder klopfte, das Fenstergitter zurück, von wo man auf den Antritt vor der Thüre sehen konnte. Ich sah Niemand. Nun war alle meine Furcht verschwunden. „Ein Mensch, der uns schaden könnte,“ sagte ich, „ist es nun einmal nicht, und vor einem Geiste fürchte ich mich nicht!“ Meinem Kostherrn aber, für so aufgeklärt er sich hielt, schien es doch etwas bange zu seyn. Ich dachte der Belehrungen meines Vaters, solche Begebenheiten näher zu untersuchen, und trat hinaus auf den Antritt, wo ich die ganze Thüre ins Auge fassen konnte. Ich entdeckte nun, woher das Klopfen kam. Ich hatte meinen Studentenmantel, der mit zwei Tragbändern, die unter den Schultern durchliefen und auf dem Rücken befestiget wurden, über das Stiegengeländer zunächst der Thüre geworfen. Als die Nachtluft etwas stärker wehte, und den Mantel in Bewegung

















das Verhältniß versetzte, in dem der Brief geschrieben worden. Es waren Glückwünsche, Trostbriefe, Empfehlungsschreiben und dergleichen. Ich konnte diese Briefe, diese Klarheit, diese Einfachheit bei aller Zierlichkeit, diese Abrundung nicht genug bewundern. Ich las sie so oft, daß ich sie beinahe auswendig wußte. Am Ende des Studirjahrs erhielt ich den Preis aus dem lateinischen Briefe.

Ein alter Jesuit, ein sehr ernster, etwas verber Mann, groß und ansehnlich von Gestalt, eisgrau und bereits von Alter gebeugt, der kein Amt mehr begleitete, aber ehemals, als ein ausgezeichnete Philolog, sehr geschätzt war, begegnete mir auf dem Gange des Collegiums. „Du,“ sprach er, „komm mit mir in mein Zimmer.“ Ich ging mit ihm. „Nun,“ fing er an, „den Preis, der dir zuerkannt worden, nimmt dir Niemand mehr; den Brief hast du aber doch nicht geschrieben. Bekenne, wo hast du ihn her?“ Ich erzählte, wie es mir möglich geworden, diesen Brief zu schreiben. „Nun wohl,“ sprach er, „ich glaube dir; was du da sagst, leuchtet mir ein. Es war immer meine Meinung, sprach er weiter, Cicero's umfangreiche Reden seyen nicht für Jünglinge; nur ein Mann, der im römischen Staate wie zu Hause ist, kann diesen großen Redner ganz verstehen und würdigen. Für Jünglinge sind nur einzelne Briefe Ciceros, oder auch aus seinen Reden ausgewählte Stellen, die für sich ein Ganzes aus-



mit 12 bis 20 Pferden bespannten Schiffen, auf dem Donaustrom aufwärts geführt. Als ich eines Tages durch die schöne Allee, von der Stadt zu dem Zollhause nächst der Donaubrücke, einen Spaziergang machte, kam eben ein solcher Zug die Donau herauf. Ich blieb nahe am Hause stehen, um zuzuschauen. Ein starker eichener Pfahl war hier eingerammelt, damit das Schiffseil, wegen Krümmung des Wasserpfades, das Haus nicht beschädigte. Das Seil bildete, von dem Pfahle abgehalten, hier einen starken Winkel. Ohne eine Gefahr zu ahnen, ohne zu denken, warum, blickte ich auf den Pfahl; es war mir nicht anders, als hätte man mir den Kopf umgedreht. Da sah ich, daß das Seil an dem Pfahle bis zum Rande herausgerückt und auf dem Punkte war, von dem Pfahle abzuglitschen. Augenblicklich warf ich mich zur Erde nieder. Das Seil fuhr über mich hin, und schlug die jungen Obstbäumchen, die am Hause gepflanzt waren, entzwei, und auch von dem Mauerwerke der Hausdecke wurden Kalk und Steine abgerissen. Ich konnte Gott für diese glückliche Errettung nicht genug danken.

Noch ein Ereigniß dieser Art ist folgendes.

Eines Morgens kam Professor Delaschad in das Schulzimmer. Er befand sich, was man ihm ansah, sehr unwohl und hatte zur Aber gelassen; er war nicht im Stande Lektion zu halten, legte uns eine Hausaufgabe vor, und ermahnte uns, sie fleißig zu



wir nicht gekommen wären, so wäret ihr alle ertrunken, und hättet überdieß unsern Meister um sein Schiff gebracht, ihr dummen Jungen!"

Darüber wurden einige der Studenten sehr aufgebracht. Es entstand ein heftiger Streit. Die Schiffer drohten, uns bei dem Professor und bei dem Rektor zu verklagen. Die übrigen Studenten aber traten in das Mittel und sprachen: „Diese braven Schiffer haben Recht; wir haben sehr unbesonnen gehandelt! Sie sind unsere Retter. Wir sind ihnen Dank schuldig; wir wollen Geld zusammen legen, ihnen ein ansehnliches Geschenk machen, und sie bitten, uns nicht zu verklagen.“ So wurde der Streit beigelegt, und alle gingen vergnügt auseinander.

Die Gefahr war noch viel größer, als wir sie uns vorgestellt hatten, indem wir viele Beispiele hörten, daß Schiffe von dem angeschwollenen Flusse mit fortgerissen worden, und scheiterten. Welch schreckliches Unglück wäre es gewesen, wenn über zwanzig Jünglinge auf einmal in den Fluthen umgekommen wären! Welcher Jammer so vieler Aeltern, Geschwister und Anverwandten! Welch ein Schmerz für alle Lehrer der Studienanstalt? Wenn die Schiffer nur etliche Minuten später gekommen wären, so hätten die vielen Jünglinge in dem Wasser einen schauerlichen Tod gefunden. Diese Begebenheit war mit immer eine Warnung vor jugendlichen Unbesonnenheiten. Auch diese Rettung, zu rechter Zeit, war

mir, wie wohl sie durch Menschenhänden geschah, ein Beweis der göttlichen Vorsehung, den ich noch zur Stunde mit Dank erkenne!

---

### 10. Wichtige Familienereignisse.

Im Herbst des Jahres 1783 habe ich meine Studien zu Dillingen begonnen. Zwei Monate nachher, um das Fest der heiligen drei Könige 1784 träumte mir, ich wandle durch eine der düstersten Straßen meiner Vaterstadt Dinkelsbühl. Einer meiner liebsten Jugendfreunde begegnete mir im Traume, und sprach zu mir: „Dein Vater ist sehr krank.“ Ich erwachte und war sehr betrübt. Ich schlief wieder ein. Da sah ich im Traume zwei Geistliche, die mir als unsre Hausfreunde wohl bekannt waren, in schwarzen Mänteln, die sie bei gewöhnlichen Besuchen nicht trugen, in unser Haus hineingehen. Ich erwachte wieder, noch bekümmelter. Ich schlief noch einmal ein. Da sah ich im Traume eine Todtenbahre aus dem Hause heraustragen. Geistliche und angesehene Herren begleiteten sie, eine Menge Volkes erfüllte die Straße. Trauergesänge und Posaunen erschollen. Ich erwachte noch betrübter und blieb es den ganzen Tag. Mein Kostherr sagte öfter: „Was fehlt Ihnen denn? Warum sind Sie so traurig?“















sie hatte nie eine Neigung gehabt zu heirathen, sondern einige wackere Freier, die sich um ihre Hand bewarben, abgewiesen. Allein meine Mutter redete ihr zu, diesen Antrag anzunehmen. „Du hast bisher,“ sagte sie, „einen Theil meiner Hausarbeit übernommen, meine Kinder erziehen helfen, und Leid und Freud' mit mir getheilt. Die Kinder sind jedoch nicht mehr so klein, daß sie eine so sorgsame Pflege nöthig hätten; sie wachsen heran, und die Mädchen können mir bereits einige Hülfe leisten. Mir armen Wittwe aber würde es kaum möglich seyn, dich ferner zu erhalten. Der Schrännenausscher, Herr Brenner, ist ein braver Mann und allgemein geachtet, und du wirst es gut bei ihm haben. Ich denke, Gott hat es so gefügt, und dir eine angemessene Versorgung bereitet.“ Alle unsere Verwandten redeten ihr ebenso zu. Das Eheverlöbniß kam zu Stande, der Ehevertrag wurde zu Papier gebracht, und der Tag der Hochzeit festgesetzt. Allein wenige Tage, bevor die Hochzeit stattfinden konnte, wurde der Bräutigam plötzlich krank. Der Arzt wurde gerufen, fand die Krankheit bedenklich und allem Anscheine nach langwierig. Der Arzt und alle Freunde riethen dem Kranken, der eine treue Pflege höchst nöthig habe, die vorhabende Vermählung vollziehen zu lassen. Am folgenden Morgen wurde sie im Beiseyn meiner Mutter und der erforderlichen Zeugen, da der Kranke

































1. The first part of the paper discusses the importance of understanding the cultural context of the research. It emphasizes that researchers must be aware of the values, beliefs, and customs of the community they are studying. This is particularly important in cross-cultural research, where differences in communication styles and social norms can lead to misunderstandings.

2. The second part of the paper focuses on the methodology used in the study. It describes the use of a mixed-methods approach, combining qualitative interviews with quantitative surveys. The qualitative interviews were conducted with a small group of participants to explore their experiences and perceptions in depth. The quantitative surveys were then used to generalize the findings to a larger population.

3. The third part of the paper presents the results of the study. It shows that there are significant differences in the way that people from different cultures perceive and experience the same phenomenon. For example, people from a collectivist culture may value harmony and social cohesion, while people from an individualist culture may value personal freedom and self-expression.

4. The final part of the paper discusses the implications of the findings for future research and practice. It suggests that researchers should be sensitive to cultural differences and should use appropriate methods to study them. It also suggests that practitioners should be aware of the cultural context of the people they are working with and should tailor their interventions accordingly.

5. The first part of the paper discusses the importance of understanding the cultural context of the research. It emphasizes that researchers must be aware of the values, beliefs, and customs of the community they are studying. This is particularly important in cross-cultural research, where differences in communication styles and social norms can lead to misunderstandings.

6. The second part of the paper focuses on the methodology used in the study. It describes the use of a mixed-methods approach, combining qualitative interviews with quantitative surveys. The qualitative interviews were conducted with a small group of participants to explore their experiences and perceptions in depth. The quantitative surveys were then used to generalize the findings to a larger population.

7. The third part of the paper presents the results of the study. It shows that there are significant differences in the way that people from different cultures perceive and experience the same phenomenon. For example, people from a collectivist culture may value harmony and social cohesion, while people from an individualist culture may value personal freedom and self-expression.

8. The final part of the paper discusses the implications of the findings for future research and practice. It suggests that researchers should be sensitive to cultural differences and should use appropriate methods to study them. It also suggests that practitioners should be aware of the cultural context of the people they are working with and should tailor their interventions accordingly.



















100

100

100









nungen giebt, die jeder aus der Vernunft ableitet, zeigt, die Metaphysik sey keineswegs — wie die Mathematik, in der es keine Meinungen giebt — eine vollendete Wissenschaft. Das bekannte Gleichniß von dem künstlichen Fasse, aus dem mehrerlei Weine abgezapft werden können, ist sehr treffend.

Die Metaphysik kann daher bei der großen Verschiedenheit der Meinungen keine sichere Führerin zur Wahrheit seyn. Das Licht, das uns auf dem Wege dahin leuchtet, muß anders woher kommen!

Die Physik, die Naturlehre, war recht eigentlich Professor Webers Element. Schon als studirender Jüngling hatte er sich mit physikalischen Versuchen beschäftigt. Nachdem er seine Studienjahre im September 1776 zurückgelegt hatte, war erst ein Jahr nebst einigen Monaten verflossen, als er schon zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München, im Mai 1778, ernannt wurde. Eine Auszeichnung für einen jungen Mann, die wohl ohne Beispiel ist. Seine Erfindung eines elektrischen Apparates, den er Luftelektrophor nannte, und eine Abhandlung darüber drucken ließ, war die Veranlassung zu dieser ehrenvollen Aufnahme. Man erkannte in ihm ein seltenes Talent für Naturkunde, eine ausgezeichnete Gabe der Beobachtung, und großen Scharfsinn, wovon sich für die Wissenschaft Vieles hoffen ließ.

Seine Vorträge — wie in allen Gegenständen,











































# Erinnerungen

aus

## meinem Leben.

Von  
Christoph v. Schmid.

Zweites Bändchen:  
Der hochselige Bischof  
Johann Michael von Sailer.

Mit Sailer's Porträt  
in Stahl gestochen.

---

Augsburg,  
Verlag der J. Wolff'schen Buchhandlung.  
1853.

1877

1877

1877

1877

1877

1877

1877

1877

1877







daß ich an ihm wahrgenommen, nicht mit in das Grab zu nehmen, sondern, so viel ich kann, es der Vergessenheit zu entziehen.

In gegenwärtiger Schrift kommen allerdings viele kleine Züge aus Sailer's täglichem Leben vor, die seinen edlen, liebenswürdigen Charakter näher erkennen lassen, die aber, so ausführlich erzählt, in einem so erhabenen Gegenstand, wie Sailer's Biographie, nicht wohl eine Stelle finden könnten. Jedoch dürften in dieser meiner Erzählung, wie ich denke, einzelne Bausteine vorliegen, welche, mehr behauen und polirt, zu einem künftigen Denkmale Sailer's nicht unbrauchbar seyn würden.

In der Vorrede zum ersten Bändchen der Erinnerungen aus meinem Leben erwähnte ich: daß der Hochwürdigste Cardinal-Fürstbischof Freiherr von Diepenbrock mich schon im Jahre 1851 ermuntert hat, meine Erinnerungen an Sailer aufzuzeichnen; daß ich ihm einige Blätter, mit denen ich bereits den Anfang gemacht hatte, übersandte; daß er in seiner trefflichen Charak-

teristik Sailer's, die er der neuen Auflage seines geistlichen Blumenstraußes vorangeschickt, äußerte, er hoffe, „ein interessanter Beitrag zu Sailer's Biographie dürfe von mir, dem ältesten noch lebenden Freunde und Schüler Sailer's, zu erwarten seyn.“

Diese Aeußerung war mir ein neuer Antrieb, die Aufzeichnung derselben bis zu den spätern Ereignissen, die der Fürstbischof besser kannte als ich, zu Ende zu bringen, und sie ihm zu senden.

Er ließ sich diese Erzählung in seiner letzten Krankheit vorlesen, und ließ mir den 16. October 1852 schreiben, daß sie ihm einen hohen Genuß gewährte — was sich nur auf das viele Gute und Große beziehen kann, das dem Fürstbischofe noch gänzlich unbekannt war, indem Sailer nie von sich selbst redete; keineswegs aber kann es von meiner Darstellung gelten, an deren Unvollkommenheit nicht Mangel an gutem Willen, sondern vornehmlich hohes Alter mit seinen Beschwerden schuld ist.

Jedoch übergebe ich diese Blätter um so getrösteter dem Drucke. Da ein so hoher Kirchenfürst sie gut hieß und Wohlgefallen daran fand, so hoffe ich, der geneigte Leser werde sie nicht ohne Segen aus der Hand legen.

Innig freut es mich, daß mit dem Charaktergemälde von des Fürstbischofs Meisterhand, was die Wahrheit betrifft, meine geringen Skizzen vollkommen übereinstimmen.

Ja, so war Sailer! Was Diepenbrock von ihm sagt, ist die lautere Wahrheit: „Sailer genoß weithin durch Deutschland bei den Edeln und Besten den wohlverdienten Ruf und Ruhm eines ausgezeichneten Lehrers, eines beredten Predigers, gelehrten Theologen, fruchtbaren Schriftstellers, erleuchteten Seelenführers, frommen Priesters und apostolischen Bischofes, kurz eines trefflichen, großen Mannes; er war dieß Alles in hohem Grade; aber noch viel größer erschien er mir im täglichen, vertrauten Umgang als Mensch, als Christ.“

Diesen Erinnerungen ist Sailer's Bildniß

als Professor in Dillingen vorangestellt. Porträte aus seinem höheren Alter als Bischof haben wir mehrere. Allein gegenwärtiges Bild von zwei ausgezeichneten Künstlern gemalt und gestochen, und jener Zeit angehörend, die er selbst die schönste seines Lebens nannte, ist das einzige, was wir haben. Es dürfte daher nicht nur dieser kleinen Schrift das angemessenste, sondern auch den Verehrern Sailer's sehr lieb und erwünscht seyn.

**Der Verfasser.**

## **Der hochselige Bischof Johann Michael von Sailer.**

### **1. Ankunft in Dillingen.**

Das wichtigste und folgereichste Ereigniß für die Universität Dillingen war, daß Sailer von dem Fürstbischöfe von Augsburg zum Professor der Moralphilosophie und der Pastoraltheologie berufen wurde.

Sailer, früherhin Professor der Philosophie und Theologie an der Universität Ingolstadt, hat, als Carl Theodor, Churfürst von Bayern, diese Universität und alle höhere Lehranstalten den bayerischen Abtheilen übertragen hatte, sich nach Augsburg begeben, und lebte da, ohne ein öffentliches Amt, von seiner kleinen Pension, so viel ich weiß, von 250 fl. Hier schrieb er sein Gebethbuch, in sechs Bändchen, das einer unzähligen Menge von Gebethbüchern die Bahn brach. Hier verfaßte er seine originelle Vernunftlehre für Menschen, wie sie sind.

Bei seiner Ankunft begrüßten die Professoren ihn ehrenvoll und freundlich. Weber und Zimmer aber,

Chr. v. Schmid Erinnerungen 2. B. 1







daß es für jeden von ihnen Beiden zu weitläufig wäre, die langen Gänge und die hohe Treppe, von einem Zimmer zum andern, zweimal zu durchlaufen. Daß ich, der diesen Dienst gern geleistet hätte, bei Sailer war, wußte er nicht. Er wußte aber sogleich einen Ausweg, und rief: „Lassen Sie einen Bindsaden herab, an den will ich das Kaffeebrod anbinden.“ Sailer that es, und da er eben Exemplare seiner neuesten Schrift aus der Druckerei erhalten hatte, so band er eines an den Bindsaden und rief hinab: „Herr Kollega, haben Sie Acht! Da kommt der verbindliche Dank für das Kaffeebrod.“ Es rührte mich, daß Sailer sich eine Angelegenheit daraus machte, mir ein gutes Frühstück zu verschaffen. Eben so freute es mich, zu sehen, in welchen freundlichen Verhältnissen er mit seinen Kollegen lebte, und daß er sich nichts umsonst thun lasse.

Zwei meiner jüngeren Brüder, die sich bei der Mutter zu Hause befanden, hatten das Unglück zu ertrinken. Mit betrübtem Herzen ging ich zu Sailer, und erzählte ihm die traurige Geschichte. Er tröstete mich mit der herzlichsten Theilnahme. Ich gab ihm den Brief meiner Mutter zu lesen. Ihr Jammer ging ihm noch tiefer zu Herzen. Er hatte eben einen überaus schönen Kupferstich erhalten — das Bild Jesu, der das Kreuz trägt. Darunter standen die Worte Jesu: „Wer mein Jünger seyn will, nehme sein Kreuz auf sich und folge Mir nach.“ Unter



















fiel äußerst selten etwas dergleichen vor. Ich erinnere mich noch wohl, daß mehr als einmal einige Studierende einen tollen Streich vorhatten. Sie sagten aber: „Den Rektor Magnificus fürchten wir nicht, und nach dem Karzer fragen wir gar nichts; allein wenn Sailer es inne würde, so würde es ihn betrüben, und das wäre uns sehr leid.“ Die Unbesonnenheit unterblieb.

---

### **3. Zahlreichere Besuche der Universität.**

Die neu aufblühende Universität Dillingen wurde immer berühmter. Vorzüglich Sailer's Ruhm zog aus Schwaben, Franken und Bayern, aus der Schweiz, vom Rheine und aus Westphalen viele Studierende dahin. Dieß war eine neue Erscheinung. Bisher hatte man da keinen Schweizer, Rheinländer oder Westphälinger erblickt. Die trefflichen jungen Männer waren zum Theil aus sehr angesehenen Häusern. Auch solche, die an andern Universitäten schon die Theologie absolvirt hatten, wollten Sailer noch ein Jahr hören; auch junge Geistliche aus Klöstern. Doch unter den vielen nenne ich, um nicht zu weitläufig zu werden — nur Einen, den Herrn Professor Heinrich Brockmann aus Münster in Westphalen. Er war ein gebildeter Mann, in der damaligen

deutschen Literatur sehr bewandert, und dabei streng katholisch. Er hatte von Jugend auf in Münster studirt, und dort Philosophie und Theologie gehört. Er las Sailer's Schriften mit Bewunderung und entschloß sich, wiewohl schon Professor, noch Sailer's Schüler zu werden, besonders in der Pastoraltheologie — einem Fache, über welches früher keine eigenen Vorlesungen gehalten wurden — und hoffte, Sailer's belehrenden Umganges zu genießen. Er fand seine Erwartungen weit übertroffen.

Da er, in Dillingen ganz fremd, eines Freundes bedurfte, und ich aus dem Umgange mit ihm nur gewinnen konnte, so machte Sailer mich mit ihm bekannt. Wir Beide wurden vertraute Freunde. Anfangs fiel es uns — ihm wegen meines schwäbischen, und mir wegen seines westphälischen Dialects — etwas schwer, einander zu verstehen. In der Folge sagte er mir und ich ihm, daß es uns vorgekommen, wir beide sprechen zu schnell, was sich psychologisch sehr gut erklären läßt.

Brockmann blieb ein ganzes Jahr in Dillingen. Den letzten Abend brachte er auf meinem Zimmer zu. Mehrere junge Theologen, von denen mir jetzt nur mehr Franz Xaver Bayer erinnerlich ist, waren hier versammelt. Der Abschied, der mir unvergeßlich ist, war sehr rührend. Wir Alle hatten Thränen in den Augen.

In der Folge wurde Brockmann Professor der





100















foren der Universität zu vermögen, Vorlesungen, denen er beizohnen wolle, zu halten; sie sollen aber dabei auf ihn durchaus keine Rücksicht nehmen, sondern nur so lesen, wie es die Ordnung des Tages mit sich bringe — und ganz so, als wäre er gar nicht zugegen. Ein großer Saal wurde dazu gewählt und geziemend decorirt. Eine Lehrkanzel wurde errichtet und mit rothem Tuche bekleidet. Der Herzog erschien von dem fürstbischöflichen Statthalter und einem großen Gefolge begleitet. Der Präsident und die Rätthe der fürstlichen Regierung, viele Offiziere und alle Professoren und Studierende hatten sich eingefunden. Ein Professor nach dem andern trat auf. Es war vorgeschrieben, kein Vortrag dürfe länger als eine halbe Stunde währen. Jedem Professor, der von dem Katheder stieg, wußte der Herzog einige angenehme Worte zu sagen. Dem Professor Sailer aber bezeigte er die ausgezeichnetste Verehrung und den vollkommendsten Beifall. Sailer entschuldigte sich, daß er höchstem Befehle gemäß nur einen Vortrag für seine Schüler gehalten habe; er bitte deshalb um Verzeihung. „Da ist nichts zu verzeihen, sprach der Herzog, als daß Sie mir das Vergnügen, Sie zu hören, nicht länger gegönnt haben.“ Sobald der Herzog nach Stuttgart zurückgekommen war, erließ er an Sailer und eben so an Professor Weber, die huldvollsten Handzeilen und übersendete jedem von Beiden eine goldene Medaille von großem Werthe.





herkömmlich war, um eine Pfarrei und erhielt sie. Sailer schlug nun dem geheimen Rathe und Provifar de Haiden, dem die neue Organisation auch dieser Lehranstalt anvertraut war, vor, den Frühmeßbenefiziat zu Oberdorf im Allgäu, Johann Michael Feneberg, dahin zu berufen. Sailer machte von ihm eine solche Schilderung, daß der Provifar de Haiden, und auch der Statthalter und Generalvikar von Ungelter über diesen Vorschlag höchst erfreut waren.

Feneberg war zu Landsberg Sailer's Mitnoviz gewesen und hatte mit ihm zu Ingolstadt zwei Jahre lang Philosophie gehört. Beide wurden schon damals innige Freunde. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde Feneberg, einer freundlichen Einladung zufolge, Professor an dem Gymnasium St. Paul zu Regensburg, dann zum Priester geweiht, und kam endlich als Frühmeß-Benefiziat nach Oberdorf in seinem Vaterlande, dem Allgäu.

Hier benützte er seine freien Stunden, fähige Knaben, die studiren wollten, in der lateinischen Sprache und andern nöthigen Kenntnissen zu unterrichten, und sie auf die höheren Gymnasialklassen vorzubereiten. Es entstand so, nach und nach, eine kleine Anstalt von 12 bis 15 Schülern. Alle, die aus dieser Schule hervorgingen, wurden, wohin sie an höhere Anstalten kamen, als vollkommen vorbereitet erfunden, und den allerersten und besten Schülern beigezählt.

Als wieder ein Professor des Gymnasiums auf



























daron bereichert wurde. Auch über die Größe und Schönheit der Werke Gottes in der Natur machte er sehr ergreifende Bemerkungen.

Einmal kamen wir auf einem Spaziergange in dem lieblichen Auwäldchen auf einen freien, grünen, von vielen Bäumen umgebenen Platz. Ein alter, niedriger Weidenbaum, mit abgestuften Zweigen, war oben sehr breit, mit einer Vertiefung, die einer Rufe gleich. Einer von uns stieg hinein und sagte: „Da ist es wie auf einer Kanzel!“ „Nun wohl, sprach Sailer, so predige einmal!“ Sailer's begeisterte Gespräche unterwegs boten ihm Stoff genug dar. Er hielt einen kleinen Vortrag von fünf Minuten. Nachher mußten auch die übrigen auftreten. Solche Uebungen nahm Sailer, so oft es möglich war, mit uns vor. Wir mußten wohl auch in dem Seminar Abends bei Tische zur Uebung predigen. Allein dieses traf einen der 36 Alumnen des Jahres nur zwei oder dreimal, was offenbar zu wenig war.

Sobald ich zum Diakon geweiht worden, lud mich der Pfarrer in Frisingen, einer der würdigsten katholischen Geistlichen, den man sich immer denken kann, auf Anregung seines innigen Freundes Sailer's ein, auf das Fest der heiligsten Dreieinigkeit zu predigen. Ich legte die Predigt, ehe ich sie hielt, Sailer vor. Er durchging sie mit mir sehr genau, war im Ganzen damit zufrieden, machte aber einzelne Bemerkungen, die mir auch für die Zukunft sehr nützlich waren.

Oben so hat mich der sehr ehrwürdige Pfarrer Endres zu Hasenhofen bei Glött, ein früherer Schüler Sailer's, auf dessen Wink eingeladen, in seiner Pfarrkirche zu predigen. Diese meine ersten Predigten vor christlichen Gemeinden ermuthigten mich, auf die Einladung des Stadtpfarrers zu Dinkelsbühl, meiner Vaterstadt, in der alterthümlichen, sehr majestätischen Pfarrkirche zu predigen. Die Neugierde hat eine Menge Zuhörer, katholische und auch protestantische, versammelt. Ein Brauer und Gastwirth schickte mir sogleich nach der Predigt ein Fäßchen des besten braunen Bieres zum Danke für die Predigt.

Wie wir Sailer öfter auf seinem Zimmer besuchten, so kam er auch öfter zu uns in das Seminar auf Besuch. Wenn ein Alumnus krank wurde, fand er sich allemal bei dessen Krankenbette ein. Er sprach mit ihm davon, wie denen, die Gott lieben, Alles, auch Krankheit, zum Besten diene, wie jede Krankheit unsere gänzliche Abhängigkeit von Gott und die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur uns fühlbar mache, und uns zu guten Vorsätzen für künftige gesunde Tage auffordere, und wie auch diese Krankheit ihm zum Besten gereichen werde.

Manchmal, wenn mehrere Alumnus auf meinem ziemlich großen Zimmer versammelt waren, stand er plötzlich in unserer Mitte. Mit Ihm kam Freude und neues Leben in Alle. Unter vielem Anderm erzählte er einmal von den seligsten Jahren seiner

Jugend, von seinem Noviziate zu Landenberg. Er erzählte uns ausführlich, was er in einem Briefe an einen Freund nur kurz berührte. „Ich habe dort, schrieb er, ein fast paradiesisches Leben gelebt. Betrachtung des Ewigen, Liebe des Göttlichen und eine Andacht, die sich in diesem Doppelemente bewegt, dieß wahrhaft höhere Leben des Geistes, war der Gewinn dieser Jahre.“ Er machte von der ganzen Einrichtung eine so lebhafte Schilderung, daß wir von dem welthistorischen Orden, der schon damals sehr mißkannt und gehaßt wurde, großen Respekt bekamen.

Welche Ehrfurcht, welches Zutrauen alle Alumnen zu Saller hatten, will ich hier nur ein Beispiel erzählen. Der bisherige sehr beliebte Dekonom oder Hausmeister hatte eine Pfarrei erhalten. Ein neuer Dekonom, ein karger Mann, war sein Nachfolger. Er fing gleich damit an, daß er an der herkömmlichen guten Kost abbrach. Als der bischöfliche Kommissär, Provifar de Haiden, ankam, wie gewöhnlich, den Zustand des Seminars zu untersuchen, trugen die Alumnen diese ihre Beschwerde vor. Sie wiesen nach, daß ihnen von dem Gelde, das der Papst und der Bischof für Jeden dem Hause baar zusende, mehr in Rechnung gebracht werde, als die Studirenden in der Stadt den Gastwirthen für eine viel bessere Kost bezahlen müssen. Der Kommissär trug dem Regens auf, den Hausmeister anzuhalten, den Alumnen



sern Vorhaben unmöglich abstecken können.“ Sailer sagte bloß: „Thun Sie es mir zu lieb!“

„Ja!“ riefen Alle mit Einer Stimme. Sie übergaben ihre Angelegenheit ganz in Sailer's Hand, der dann auch zur allgemeinen Zufriedenheit Alles in's Reine zu bringen wußte.

Nur der Hausmeister war damit sehr unzufrieden. „Der gelehrte und vielgeehrte Herr Professor, sagte er, bringt unser Haus in zweifach großen Schaden; denn seit er da ist, wird nicht mehr so viel Bier getrunken. Das ist erstens für unser Bräuhaus kein geringer Nachtheil. Es wird nicht mehr so viel Bier abgesetzt.“ Denn wer bei Tisch oder Abends in der allgemeinen Erholungsstunde ein Rännchen Bier trank, mußte es dem Kellner sogleich baar bezahlen. „Zweitens,“ sagte der Hausmeister, der alles sehr genau beobachtete, „finde ich, daß die Wassertrinker mehr essen, als die Biertrinker. Das ist offenbar ein nicht geringer Nachtheil für unser ganzes Hauswesen. Ich wünsche, der gelehrte Herr Professor wäre gar nicht hieher gekommen.“

Von der Knausererei dieses Mannes führe ich aus vielen Beispielen nur noch Eines an. Außer den Alumnen befanden sich in dem sehr geräumigen Seminargebäude noch andere Studirende, weil ihre Aeltern sie hier am Besten aufgehoben glaubten. Die jüngeren Studentchen kriegelten bei Tische mit ihrer Gabel, oder schnitten mit ihrem Federmesser ihre Namen in den





ich mich nicht im Stande, Staatsgeschäfte zu beurtheilen. Ich erzähle hier bloß, was ich von dem frommen Bischöfe weiß.

Die Bildung würdiger Geistlichen war ihm die erste Angelegenheit seines Herzens; und da er sich überzeugte, welchen segensreichen Einfluß Sailer auf sie habe, so schätzte er den von ihm hochgeehrtesten Lehrer um so höher.

Der eifrige Bischof hat seine Aufmerksamkeit stets auf das ganze Seminar gerichtet, und auch einzelnen Seminaristen — auch mir! — große Wohlthaten erwiesen, welcher sie bedürftig waren.

Er besuchte das Seminar sehr oft, durchging alle Zimmer, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sey, redete mit jedem der Seminaristen, die er alle persönlich kannte und mit Namen zu nennen wußte, befragte den Regens über das Betragen Aller, und sagte jedem Einzelnen ein treffendes Wort. Bei ihren Prüfungen für die Weihungen war er immer zugegen. Am Tage vor der Weihung fastete er, nach Vorschrift der Kirche; er genoß Abends, wie ich sicher vernahm, nichts als eine Baumsfrucht oder Traube, etwas Brod, und trank dazu nichts als Wasser. Bei den Weihungen selbst hielt er erbauende Anreden an die Kandidaten.

In jedem Jahre durchreiste er einen bestimmten Theil des großen, weitausgedehnten Bisthumes, um die heilige Firmung auszuspenden. Mit welcher Würde,











bei dem Adel, den Regierungsräthen und andern angesehenen Männern gemacht. Alle machten ihm nicht nur ihre Gegenbesuche, sondern wurden so für ihn eingenommen, daß sie ihm ihr ganzes Zutrauen schenkten und seine beständige Verehrer blieben.

Unter allen diesen nenne ich zuerst die wahrhaft edle, verehrungswürdige gräflich Fuggerische Familie zu Glött, die gewöhnlich in Dillingen wohnte. Sie schätzte unsere heilige Religion, als das Kleinod der Menschheit, über Alles. Die Erziehung ihrer Kinder war ihr die größte Angelegenheit. Der Graf und die Gräfin baten Sailer in der Folge, ihnen aus den vielen jungen Geistlichen, die er kannte, einen würdigen Erzieher auszuwählen. Sailer schlug Johannes Settele vor. Settele war in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Er hatte die philosophischen und theologischen Wissenschaften mit eminentem Fortgange gehört, war der alten und neuen Sprachen fundig, in den besten Schriften deutscher und fremder Literatur wohl bewandert. Als Nebenstudium hatte er die Botanik lieb gewonnen, und sich vorzügliche Kenntnisse darin erworben. Seine Bescheidenheit, sein Wohlwollen gegen alle Menschen, sein immer freundliches Angesicht sprach Jeden an, der ihn sah. Ich sah und sprach ihn, sowohl in Dillingen als in Glött, sehr oft, und schied immer als ein besserer Mensch von ihm. Er war in Dillingen früher Präsekt des Seminars zu St. Joseph für studirende Knaben

und Jünglinge. Alle ehrten und liebten ihn. Er wußte sie mit einem Wink zu lenken. Die sonst so gewöhnlichen als nöthigen Strafen hörten als überflüssig beinahe gänzlich auf.

Der Graf ließ Settele, bevor er die Erziehung der jungen Grafen antrat, eine Reise durch Deutschland machen, um die besten Erziehungsanstalten zu sehen und die würdigsten Männer kennen zu lernen, und Sailer gab ihm, vermöge seiner ausgebreiteten Korrespondenz empfehlende Adressen mit. Aus Setteles Nachrichten dieser Reise, in den Briefen an den Grafen und an Sailer, ließ sich eine interessante Reisebeschreibung entnehmen.

Wie der Graf, so unterstützte auch vorzüglich die Gräfin, bei all ihrer Milde, mit entschiedenem Ernste den Erzieher nach dessen glücklicher Zurückkunft. Settele starb jedoch leider zu frühe und konnte seinen großen, wichtigen Beruf nicht vollenden. Sailer erwähnt in seinen Schriften Setteles öfter. In einer Predigt über christliche Erziehung in einem christlichen Hause, die Sailer in Gegenwart der jungen Grafen Fugger-Blött, Ernst und Karl, ihrer Aeltern und Setteles in Hasenhofen gehalten, entwirft Sailer ein vortreffliches Bild, wie ein Erzieher in einem christlichen Hause beschaffen seyn soll. In einer Anmerkung zu dieser Predigt, die lange nach Setteles Tod gedruckt wurde, sagt Sailer: „Dieses schöne Gemälde eines Erziehers ist das Porträt des edlen



Johannes Settele, der ehemals Erzieher der jungen Grafen in Glött war, und jetzt noch, im besseren Lande, ihr Vorbild ist. Er lebte wie ein Engel und starb wie ein Heiliger — zu frühe für die Welt — vollendet im Auge Gottes zu Seinen heiligen Zwecken drüben.“

Auch die gräflich Schenk von Staufenbergische Familie, damals in Dillingen wohnend, ersuchte Sailer, ihr zur Erziehung ihres jüngsten Sohnes, des Grafen Clemens, einen würdigen Mann auszusuchen. Durch Sailers Vermittlung kam Joseph Mez an diese Stelle.

Mez, 1759 zu Ebenhofen geboren, zeigte schon als Knabe vorzügliche Talente, und hatte ein großes Verlangen zu studiren. Allein daran war, bei der großen Armuth seiner Aeltern, nicht zu gedenken. Ein zerbrochenes Wagenrad gab die Veranlassung, daß dieser sein Wunsch erfüllt wurde. Meinrad Reichelbeck, Prior des Stiftes Reichenau, ein allgemein geachteter Mann, fuhr durch Ebenhofen, ein Rad brach, und dieses kleine Unglück, wurde für Mez ein großes Glück. Der Prior begab sich, bis Wagner und Schmied das Rad ausbesserten, zu dem Ortspfarrer Lohbrunner, lernte Mez hier kennen, fand Freude an dem fähigen Knaben und versprach dafür zu sorgen, daß er studiren könne. Im folgenden Herbst berief Vater Meinrad den jungen Mez nach dem Stifte Benediktbeuren, um da die Gymnasialklassen



zu Konstanz, Karl Theodors von Dahlberg, konstan-  
zischer Regierungsrath, und zuletzt erster Vikariatsrath  
in Ellwangen, und mit dem königlich württembergi-  
schen Kronorden beehrt, und nunmehr Ritter von  
Meß. In all diesen Aemtern hat Meß sehr viel  
Gutes gestiftet. Wie viel kann Gottes heilige Vor-  
sehung durch ein zerbrochenes Wagenrad veranlassen!

Ich könnte noch Viele nennen, die damals in  
Dillingen lebten und Sailer hoch verehrten, z. B.  
den geheimen Rath und Archivar von Weber, den  
Major von Raglovich, in der Folge General. Doch  
nur noch einen seiner damaligen ausgezeichnetsten  
Verehrer in Dillingen kann ich nicht unerwähnt las-  
sen! — Herr von Mastiaux, Doktor der Philoso-  
phie, der Rechte und der Theologie, und von Pius  
dem VI. zum Domherrn in Augsburg befördert, kam  
nach Dillingen, um bei der fürstbischöflichen Regierung  
den Geschäftsgang derselben näher kennen zu lernen,  
und nahm seine Wohnung im akademischen Hause.  
Er hatte einen überaus hellen, durchdringenden Ver-  
stand, umfassende Kenntnisse, einen großen Scharf-  
sinn und schnellen treffenden Witz. Als er eines  
Tages zu mir kam, sah er Sailers Predigt auf das  
Fest des heiligen Benedikt, die eben erst im Drucke  
erschieden war, las die Vorrede und sagte: „Sailer  
ist ein wahres Genie; alles, was er schreibt, ist nur  
hingeworfen und doch allemal getroffen.“ Noch mehr  
als Sailers großen Verstand, schätzte er dessen edles



Sailers Vorwand war zugleich ein Tadel, daß es etwas unüberlegt sey, ohne gehörig angekleidet zu seyn, Besuche zu machen; dieser Tadel konnte übrigens dem Getadelten nicht im Geringsten nachtheilig werden, weil diese Männer vom Lande nur an höhern Festtagen in die Stadt kamen, ihn wohl nie gesehen hatten, ihn wahrscheinlich auch künftig nie mehr sahen, auch nicht wußten, wer er sey oder wie er heiße.

In der Folge begab sich Mastiaux nach Augsburg und leistete da dem Domkapitel höchst bedeutende Dienste, besonders während der französischen Invasion, indem er, weil die Domherren bis auf einen oder den andern sich entfernt hatten, zu jener Zeit fast alle Geschäfte allein führte. Besonders mußte er mit den französischen Offizieren sich sehr flug zu benehmen, und viele übermäßige Forderungen abzuwenden. Er selbst hat mir alles ausführlich erzählt, und ich könnte darüber ein Buch schreiben.

Nach der Säkularisation wurde er Landesdirektionsrath und Referent in geistlichen Angelegenheiten zu Ulm, und späterhin Direktor der General-Landesdirektion in München, und wirklicher geheimer Rath Seiner Majestät des Königs. An beiden Stellen, zu Ulm und zu München, war er für das Wohl des Staates und eben so der Kirche und der Geistlichkeit unermüdet thätig.

In dieser Stellung konnte Mastiaux einige Anordnungen, die man während Montgelas Ministerium



flegreich zurück; vermöge seines treffenden Witzes wußte er Einwendungen gegen einzelne Lehren der Kirche sehr in das Lächerliche zu ziehen. Er führte allerdings eine sehr scharfe Feder. Wegen dieser seiner Heftigkeit und vieler zu harten Urtheile und Ausdrücke, konnte der sanfte Sailer, was er sehr bedauerte, nicht mehr so, wie ehemals, mit ihm harmoniren.

Als ich einmal in Geschäften nach München kam, besuchte ich Mastiaux. Er lud mich ein, bei ihm zu wohnen. Er sprach mit mir viel über Bücher, die er eben las. Die Briefe aus allen christlichen Jahrhunderten, gewählt und übersetzt von J. M. Sailer, hatten seinen ganzen Beifall; er nannte sie einen wichtigen, höchst schätzbaren Beitrag zur Kirchengeschichte, in der That belehrend und erbauend für alle denkende Christen.

Er führte mich in die Bildergallerie, ging mit mir öfter in den englischen Garten, und veranstaltete, daß wir Beide, mit dem Astronomen Seifert, dem ein Hofwagen zu Geboth stand, in einer hellen Nacht die Sternwarte, nicht weit von München, besuchen konnten. Er begleitete mich bis Thannhausen, und fuhr von da mit mir nach Böhlingen, zu seinem lieben, alten Herrn, wie er Pfarrer Feneberg zu nennen pflegte, und den er wegen dessen Redlichkeit, Treuhertzigkeit und richtigem, geradem Urtheile schon in Dillingen kennen und schätzen gelernt, und auf dessen Zimmer viele vergnügte Stunden zugebracht hatte.





## 7. Auswärtige Freunde Sailer's.

Bisher hielten wir uns mit Sailer bei seinen Verehrern in Dillingen auf; wir wollen ihn nun zu seinen auswärtigen Freunden begleiten.

Bald, nachdem Sailer seine Professur in Dillingen angetreten hatte, machte er an einem paar Ferientagen einen Ausflug nach Wemding zu seinem Freunde Gabler, Stadtpfarrer und churfürstlich-bayerischen geistlichen Rathe, der vorhin ausgezeichnete Professor der Philosophie in Ingolstadt, und wegen seiner physikalischen Schriften, vorzüglich über den Magnet, berühmt war.

Gabler machte Sailer den Vorschlag, mit ihm den fürstlichen Regierungspräsidenten von Ruoesch in Dettingen zu besuchen, der Sailer aus seinen Schriften kenne, und schon lange das größte Verlangen habe, ihn persönlich kennen zu lernen.

Beide machten sich auf den Weg. Gabler und Herr von Ruoesch pflegten einander auf eine freundschaftliche, witzige Art zu täuschen, weil die Täuschung immer zur großen Freude des Getäuschten endete. Gabler sagte daher unterwegs im Reisewagen zu Sailer: „Der Herr Präsident weiß, daß ich einen neuen Kaplan erwarte. Ich will Sie, da Sie nicht viel über 30 Jahre alt sind, anfangs für diesen ausgeben.“ Sailer, der keinen unschuldigen Scherz verschmähte, gab es zu. Gabler stellte ihn als seinen



Töchtern vor. Während sie spielten und sangen und das Liedchen als sehr schön und einfach lobten, ließ Ruoesch den Kapellmeister der fürstlichen Hofmusik rufen, und fragte ihn, ob es nicht möglich wäre, dem Manne dahier, der mit Zitterspiel und Singen sein Brod zu gewinnen suche, das Lied in einem paar Stunden beizubringen. „O, gar leicht,“ sagte der Kapellmeister; „der arme Mann wird es aber schlecht genug vortragen.“ „Je schlechter, desto besser!“ sagte Ruoesch, erklärte, welchen Spaß er damit vorhabe, und ersuchte den Kapellmeister dafür zu sorgen, daß der Mann während dem Mittagessen vor den Fenstern sich einfinde und sich hören lasse.

Der arme, alte Musikanf kam, und sang mit der Zitter klimpernd: „Die liebe Feierstunde schlägt, wie sehnt' ich mich nach ihr“ u. s. w. Alle bei Tische, die bereits von dem Scherze unterrichtet waren, schwiegen. Gabler kam in sichtbare Verlegenheit. Ruoesch aber sprach: „Das ist doch zu arg, daß Sie uns einen alten Gassenhauer, als eine ganz neue Komposition vorlegen!“

Gabler sagte: „Es ist mir schlechterdings ungreiflich, wie dieser Bettelmusikant zu diesem Liede kommen konnte. Der Text ist noch nicht gedruckt, und noch viel weniger die Melodie im Stiche erschienen. Erst heute erhielt ich die Abschrift noch mit Sand bestreut aus München.“

Ruoesch erklärte nun dieses unauflösbare Räthsel.

Alle lachten, und Gabler lachte von Herzen mit. Die Fräulein trugen nun das liebliche Lied sehr lieblich vor. Gabler war entzückt. Das Lied ward von der Zeit an in Schwaben, sowohl bei den höheren Ständen, als unter dem Volke, allgemein bekannt und beliebt, und weit umher überall gesungen.

Sailers vertrauteste Freunde waren nach Gablers Tod, der früher starb, der Prediger Winkelhofer in München, Pfarrer Hegelin in Warthausen und der Regierungspräsident von Ruoesch in Dettingen.

Den Prediger Winkelhofer hat Sailer mit wenigen Zügen nach dem Leben gezeichnet. Er sagt von ihm: „Winkelhofer war das Ebenbild und der Lehrer der Religion, der Freund der Menschen ohne Brunk, der Mann, einfach wie die Natur, selig wie die Liebe, und im Alter noch jung wie die Unschuld.“

Als Winkelhofer einst Sailer in Dillingen besuchte, ließ Sailer mich rufen, weil er wußte, es werde für mich nicht ohne Segen seyn, ihn zu sehen. Welchen Eindruck sein freundliches, Zutrauen erweckendes Angesicht auf mich machte, kann ich nicht beschreiben — so wenig als man Jemanden von dem Geschmacke einer Traube oder Ananas, der nie eine gekostet hat, durch Beschreibung einen Begriff beibringen kann. Das Wort unbeschreiblich ist hier am rechten Orte.

Zu Dettingen, bei Präsidenten von Ruoesch, war ich so glücklich, einige Tage in Winkelhofers Gesellschaft zu seyn. Je mehr man Winkelhofer kennen



— 100 —





























edlen Männern Winkelhofer, Heggelin und Ruoesch bekannt gemacht hat.

IVIII/STADT

PAULUS

### 8. Allgemeines Zutrauen zu Sailer.

Menschen aller Art, die von einer fixen Idee gepeinigt wurden, oder ganz verrückt waren, nahmen ihre Zuflucht zu Sailer, oder wurden zu ihm gewiesen. Er gewann ihr ganzes Zutrauen und wußte auf ihr Gemüth zu wirken, wie sonst Niemand in ihrer Umgebung.

Unter diesen Unglücklichen war Pfarrer Mezger von Wörnitzstein der merkwürdigste. Er war ein Mann von seltenen, ja außerordentlichen Gaben. Schon als Noviz des Ordens der Gesellschaft Jesu, trat er eines Morgens in das Museum, den Studirsaal, und rief: „Höret einmal! Heute Nacht starb Herr Rektor zu \* \*“ Er nannte die Namen, die ich aber nicht mehr weiß. Seine Mitnovizen glaubten ihm nicht, zumal man erst kürzlich Nachricht erhalten hatte, der Rektor befinde sich gesund und wohl. Sie hielten Mezgers Nachricht für eine seiner seltsamen Einbildungen, die sie an ihm hie und da bemerkt zu haben meinten. Mezger aber sprach: „Glaubt mir, es ist so; ich sah heute Nacht seine Seele von vielen Lichtern umgeben, zum Him-

mel fahren.“ Nach etwa acht Tagen kam von dem viele Meilen weit entfernten Orte die Nachricht, der Vater Rektor, der ein sehr frommer, heiligmäßiger Mann gewesen, sey in eben dieser Nacht wirklich gestorben.

Als Mezger bereits Pfarrer war, traf er auf dem Felde einen Bauer der eben aderte und seinem Nachbar mehrere Furchen abaderte. Es ist zu verwundern, wie Mezger, der sich mit solchen Dingen nie beschäftigte, diesen Betrug sogleich erkannte. Er sprach: „Wenn du die abgestohlenen Furchen nicht wieder zurück aderst und die Gränze nicht wieder herstellst, so wird Gott dich nach wenigen Tagen mit jähem Tode bestrafen.“ Der Mann verlachte ihn. Nach einigen Tagen aber kam der Mann durch einen unerwarteten Unglücksfall plötzlich um das Leben.

Mezger gerieth — vielleicht auf seine seltenen Gaben eitel und eingebildet — auf die höchst seltsame Einbildung, er sey Papst.

Das bischöfliche Ordinariat bekam Kunde davon, und wollte ihn von der Pfarrei absetzen. Allein Abgeordnete der ganzen Pfarrgemeinde erschienen vor dem Ordinate und erklärten: Ihr Pfarrer sey in allen amtlichen Verrichtungen, besonders auf der Kanzel und am Krankenbette so vortrefflich, daß sich im ganzen Dekanate kein besserer befinde. Mezger blieb an seiner Stelle, jedoch erhielt der Dekan den Auftrag, ihn sorgfältig zu überwachen.





gesprächen zu haben, gefast und vergnügt abreiste. Von dieser Zeit an hörte man nicht mehr, daß er seine abenteuerliche Einbildung gegen Jemand geäußert habe; ob er sie ganz aufgegeben, weiß man nicht. Sein Pfarramt aber verwaltete er so, daß seine Gemeinde sich glücklich schätzte, ihn zum Seelsorger zu haben. Ueberall umher, auch von dem bischöflichen Ordinariate, wurde er als einer der würdigsten Pfarrer sehr geachtet.

Der Pfarrer Blättler zu Palmertshofen war ein sehr achtenswerther Geistliche. Er hatte längere Zeit einen Prozeß wegen den Zehnten der Pfarrei führen müssen, und verlor ihn. Darüber wurde er verrückt. Er versiel von Zeit zu Zeit in einen totalen Wahnsinn, der in Hestigkeit ausbrach. Der Unglückliche gehörte der geistlichen Genossenschaft an, welche der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser zu Bildung und steter Erhaltung würdiger Geistlichen gegründet, und zu diesem Zwecke in mehreren Städten Seminarien errichtet hatte. Ein solches Seminar befand sich auch in Dillingen. Studirende, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, wurden nach vorher gegangener Prüfung aufgenommen, erhielten unentgeltliche, gute Verpflegung, besuchten die theologischen Vorlesungen der Universität, mußten sich aber verbindlich machen, wenn sie einmal eine feste Anstellung haben würden, das Institut mit Beiträgen zu unterstützen, zur Ferienzeit einen Seminaristen in

ihr Haus aufzunehmen, und zu dessen weiterer Bildung beizutragen. Aus diesem Seminar, wie aus vielen anderen der Genossenschaft, gingen sehr wichtige Männer hervor, z. B. Professor Weber, nachmals Generalvikar und Domdekan zu Augsburg. Dieser geistlichen Verbrüderung gehörte auch Blättler an.

Sobald der Regens des Bartholomäer-Seminars, wie man es nannte, von der Verwirrung des guten Mannes hörte, traf er Anstalt, daß derselbe in das Seminar gebracht wurde. Allein die Anfälle von Wahnsinn waren zu Zeiten so heftig, daß er sich zu entleiben drohte. Man mußte ihn bei Tag und bei Nacht bewachen. Weder der Regens noch andere im Seminar konnten ihn besänftigen. Sie nahmen ihre Zuflucht zu Sailer. Nur gegen diesen zeigte Blättler Ehrfurcht und das größte Zutrauen; nur dieser wußte ihn zur Ruhe zu bringen.

Eines Tages stand der unglückliche Mann plötzlich von dem Tische, an dem er gemeinschaftlich mit dem Regens und den Seminaristen speiste, auf und ging eilig hinaus. Der Koch kam erschrocken und blaß herein und rief: „Er hat das größte Rückenmesser vom Herde genommen und ist damit die Stiege hinauf gelaufen. Ich fürchte, er will sich ermorden.“

Der Regens und alle Seminaristen eilten ihm nach. Der Wahnsinnige hatte, sehr schlau, in einer Ecke des Hausganges eine solche Stellung genommen, daß man ihm nicht in den Rücken kommen



konnte, erhob mit grimmigen Blicken das Messer und schrie: „Den ersten, der sich mir naht, stoße ich nieder.“

Man wußte sich nicht zu helfen, und schied zu Sailer. Er kam, ging mit der ihm eigenen Freundlichkeit auf ihn zu und sprach zu ihm: „Was hat man mit Ihnen vor? Will man Ihnen etwas zu Leide thun? Ich komme, Ihnen beizustehen.“

„Hier,“ rief der Irrsinnige, und deutete auf eine Thüre, „in diesem Zimmer da sind Spitzbuben, die wollen mich umbringen.“

„Ist's nur das!“, sagte Sailer lächelnd, „die will ich gleich verjagen. Geben Sie mir das Messer!“ Sailer hatte den Arm des Rasenden sehr vorsichtig zu fassen gewußt, um nöthigen Falls sich sicher zu stellen.

Blättler gab ihm willig das Messer, und der schauerliche Austritt, der ein blutiges Ende hätte nehmen können, war vorbei. Sailer blieb eine Stunde lang bei ihm und beruhigte ihn gänzlich.

Am andern Morgen kam der Wächter des bedauernswerthen Mannes, ein Studirender, der in Dingen des alltäglichen Lebens sehr gewandt, stark am Körper, aber sonst an Geisteskräften nicht sehr gesegnet war, zu Sailer, um ihm weitere Nachricht zu bringen. Ich war eben zugegen.

„Nun,“ fragte Sailer, „wie geht's?“ „Gut, gut,“ sagte der Student; „heute hat er schon bessere Talente



als gestern. Gestern war er griesgramig wie ein Bär, heute aber ist er so sanft wie ein Lamm.“

Wie es mit dem guten Pfarrer Plättler weiter ging, weiß ich nicht.

Zu Dillingen wurde ein Missethäter, Namens Georg Schußmann, zum Tode verurtheilt. Er war seit vier Jahren im Gefängnisse und in Untersuchung, hatte die Tortur, die damals in dem Hochstifte Augsburg noch nicht abgeschafft war, durch alle Grade ausgestanden, aber die ihm zur Last gelegten Verbrechen standhaft und immer sehr schlaue und listig geläugnet. Allein da alle Zeugen, auch seine Mitschuldigen, einmüthig gegen ihn zeugten, so waren seine Verbrechen augenscheinlich und handgreiflich. Er hörte das Urtheil ruhig an und sagte, nur Eines bitte er sich noch aus: der Herr Stadtpfarrer und Stiftsprobst wolle ihn zur Richtstätte begleiten. Zu diesem hochwürdigen Herrn habe er das größte Vertrauen und dieser Herr, dessen Pfarrkind er gegenwärtig sey, könne, vermöge seiner Amtspflicht, diese Bitte unmöglich abschlagen.

Dem Herrn Probst, einem feinen adeligen Herrn, war dieser Antrag so unangenehm, als unerwartet. Der Gedanke, einem solchen blutigen Schauspiele anzuwohnen, machte ihn schauern. Der Herr Probst schickte seine Kapläne, auch andere Geistliche der Stadt. Allein Schußmann sagte bloß, er lasse Seine Hochwürden und Gnaden bitten, sich in eigener Person





























Franzosen einen Telegraph erfunden hatte, ging mit, und bemerkte alle Stellen, wo man das Große und Schöne des Gebirges und die Aussicht in die unermesslich weite Ferne am Besten beobachten konnte. Er hatte deshalb einen trefflichen Tubus mitgenommen; auch einen Barometer, an dem er von Zeit zu Zeit nachwies, wie hoch wir bereits gestiegen waren. Pater Leopold, ein vorzüglicher Botaniker, machte auf die merkwürdigsten Gebirgspflanzen aufmerksam. Da erblickten wir zwischen hohen Felsen, auf einem schönen grünen Blase eine Sennhütte, und nahe dabei ein Kreuz, das nur aus rohen Tannenstämmen zusammengefügt war. „Das ist das Zeichen unsrer Erlösung,“ rief Sailer erfreut und gerührt. „Laßt uns an Den denken, der für uns am Kreuze starb und im Himmel für uns lebt! Im Kreuze ist Heil, Leben und Auferstehung.“ Er kniete nieder und bethete stille; und alle, auch die Lastträger, die Gepäck und Lebensmittel trugen, knieten nieder und betheten andächtig.

Sailer bethete auf Reisen gewöhnlich von Zeit zu Zeit stillschweigend im Reisewagen. Einst fuhr er mit mir durch eine schöne, vom Abendgolde der Sonne beleuchtete Gegend hin, bis die Sterne am Himmel funkelten. Ich saß neben ihm und bemerkte, daß er öfter zum Himmel aufblicke und leise bethe, wie denn sein ganzes Leben ein steter Umgang mit Gott war, und die Quelle seines Gleichmuthes —









das wir dieses Jahr gethan; 4. an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge auf Erden; 5. an den Werth der Zeit; 6. an die Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit des menschlichen Geistes; 7. an die Unveränderlichkeit Gottes. Diese sieben Punkte wußte Sailer herrlich auszuführen, und es ist zu loben, daß er nach Erforderniß des Inhalts mit der Form zu wechseln wußte.

„Zweitens,“ sagte der Tadler, „sey in dieser Predigt eine Stelle vorgekommen, die am unrichtigen Orte stehe, und deswegen durchaus tadelnswerth und verwerflich sey.“ Ich muß diese getadelte Stelle, da sie ein Beispiel von Sailer's geist- und gehaltreichem Vortrage ist, doch hieher setzen; sie lautet so:

„Es starb in diesem Jahre der berühmteste König — der Tod schonte seiner so wenig, als des ungesannten Bettlers. Als die letzte Minute seines Lebens abgelaufen war — er ist nicht mehr! — und alle seine herrlichen Siege, und alle seine gepriesenen Anstalten zum Besten seines Volkes, und alle seine großen Talente, und alle seine Fürstenthümer, und alle seine streitbaren Männer, und alle seine Verehrer in und außer Europa, und seine grauen, ehrwürdigen Haare — und Kron' und Scepter, und alle Künste und Wissenschaften — und alle Akademien und gelehrte Gesellschaften, nichts, nichts konnte den Augenblick des Todes, den der Herr des Lebens festgestellt hatte, weiter hinausdrücken. Die Sense des Todes









[illegible]

Die guten, ständigen Beziehungen, denen wir heute gegenseitig dankbar sind, können nicht ohne weiteres, sondern erst, nach einer Zeit, bei „Wiederholungen“ ...

Dieb: Entgegen dem Täter, so lange Haupt- und Neben Täter, alle Ja. Als Täter nach dem Tat, hat von einem anderen Angeklagten nach eigener Aussage, nicht auf ihn Haupt, nicht, nicht er hat gehört von dem jungen Täter nach Tatort.

[illegible]



lassen auf die Erde der heiligen Schrift. Sie ist  
 ein Buch der Gnade, in die gesegnet haben wir  
 Leben. ...

Dieses Buch der Gnade ist das Buch der  
 Leben, die Schrift für alle Christen. In  
 ihm ist alles Leben, wie die heiligen Schrift.

Es enthält die Gnade des Lebens, wie die Gnade,  
 Gnade, Leben, die in Gnade lebendig ist  
 gegen Gnade lebendig ist. — Gnade, auf  
 dem mit dem Leben, Gnade, Gnade,  
 mit Gnade, Gnade, Gnade mit Leben, wie  
 Leben mit Gnade, wie Gnade mit Gnade  
 leben. — Gnade der Gnade mit Gnade,  
 der Gnade mit Gnade, Gnade, Gnade,  
 Gnade, Gnade, Gnade, Gnade, Gnade,  
 Gnade, Gnade mit Gnade, Gnade, Gnade.

Dieses Buch der Gnade ist das Buch der  
 für alle Christen Gnade, Gnade, Gnade,  
 wie Gnade, Gnade, Gnade, Gnade, Gnade,  
 Gnade, Gnade, Gnade, Gnade, Gnade,  
 Gnade, Gnade mit Gnade, Gnade, Gnade.

Es ist, wie in Gnade, wie Gnade, wie Gnade,  
 wie Gnade, wie Gnade, wie Gnade, Gnade,  
 Gnade, Gnade, Gnade, Gnade, Gnade,  
 Gnade, Gnade, Gnade, Gnade, Gnade,  
 Gnade, Gnade mit Gnade, Gnade, Gnade.

Dieses Buch der Gnade, wie Gnade, wie Gnade,  
 Gnade, Gnade, Gnade, Gnade, Gnade,  
 Gnade, Gnade mit Gnade, Gnade, Gnade.





[illegible]

**23. Was hat Wille bei dem Gasthof bei Wied-  
Ludwigsdorf (Hof des Königs von England).**

Die Kirche von Dillingen und Spöckberg. Diese  
Ipschrift: Dillingen, gebaut 1735, geweiht 1744,  
von dem Grafen von Leiningen. In der Kirche  
große Orgel, und von Leiningen, mehrere  
Bilder. Auch von Grafen von Leiningen, bei Leiningen  
Bauwerk, wurde die, die die Kirche gebaut hat  
Leiningen Graf. Die Kirche von Dillingen  
von Dillingen, wurde.

[illegible]





Wieder Tage an Tagen. — Diese waren letzten. Der  
letzte geschah so. Mit der Zeit, wurde auch diese  
letzte Arbeit vollendet, welche Hühner es bei der  
Zeit, schon der Vater Hand gegeben. — Die Mutter  
in der Hand war angekommen, zu ganz glücklich,  
und konnte sich sehr viel. — Wenn man, bei, be-  
trachten Hand nicht auch zu sehen, sehr schön und  
ganz klar. — In einem nicht nur hat Mutter und  
vater, welche Handen, sondern, welche  
bei ganz Hühner, zu Hühner, in die Hand ganz  
ganz. — Die Hand, auch Hand, Hand, Hand.

„Wie hat Glück auch die Glückseligkeit, kommt's auch Glück  
mit Glück, von Glückseligkeit, von heiliger Glück hat  
keinem Befallen, — auch es zu haben: — „Wohin hat  
mit Glück. — Wie die Welt?“ — Ja hat Glückseligkeit  
auch es zu haben. — „Wie Glückseligkeit Glück hat  
die Welt?“ — Das Glückseligkeit was es befreit und  
geliefert, auch es Glückseligkeit was es zu haben  
auch, wie auch, was hat Glückseligkeit Glück hat. —  
Wie die Glückseligkeit Glückseligkeit hat Glückseligkeit —  
auch, auch was Glückseligkeit, wie Glückseligkeit Glückseligkeit  
zu Glückseligkeit Glückseligkeit, Glückseligkeit auch Glückseligkeit  
auch Glückseligkeit Glückseligkeit Glückseligkeit.

Wird nicht ein neues Jahr anfangend, hat die  
Hochschule einen neuen Plan für das Jahr, die Hochschule hat  
keinen Plan für das Jahr, die Hochschule hat  
keinen Plan für das Jahr, die Hochschule hat

[illegible]







geändert hat, seinen Charakter in die Unkenntnis und die Lüge, daß es ihn — auch in Zukunft sehr bleiben. Die weiteren auch für die Dichtung selbständig zu verstehen. Aber nach dieser Zeit, nach der nicht ohne Richtung und Bewegung steht — und in ähnlichen Fällen noch mehr davon.

„Diese ganze kleine Anzahl da, war höher als Original geistiger Leistung; viele auch abgelehnt haben, weil nicht ihre eigene geistige, auch die Original der Dichtung ist.“

„Wollt ihr sich nicht angeschlossen in einem kleinen und alle tragen hat Dicht der Dichtung.“

„Wollt, ihr nicht höher führen, auch nicht weiter führen. Da, ihr höher geistigen hat, kann auch nicht nicht weiter führen.“

„Wollt nicht angeschlossen, hat nicht ich tragen; kann die Dichtung weiter geistigen, auch die Dichtung der Dicht, die die Dichtung ist.“

„Denn die ganze auch die ganze Dichtung ist, die ich in nicht führen kann, auch Dicht Dicht und nicht zu verstehen.“

„Ich glaube sehr, daß ich nicht Dichtung Dichtung geistigen Dichtung zu Dicht Dichtung; kann nicht Dichtung Dichtung die Dichtung Dichtung, auch nicht nicht die Dichtung Dichtung.“

„Denn die Dichtung Dichtung, kann ich zu Dicht Dichtung — auch nicht die ich, nicht ich, bei Dicht — kann nicht nicht die auch nicht Dichtung, nicht die Dichtung





















[illegible]

Erwünschte helfen in geliebtem Familienknoten,  
 Gerecht, und Gehörig und Jauchz der Heiligschöpfung  
 aus, und sie von Göttern verheißener Frucht: sie werden  
 auch das was sie tragen nicht mehr, sondern werden  
 mit dem die Götter den Göttern schenken.

**Entrepreneurial Skills for the 21st Century:  
Developing the Future**

Journal of Management Inquiry 20(4) 409-424

published June 16, 2001

	2000	2001	2002	2003	2004	2005
1. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
2. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
3. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
4. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
5. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
6. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
7. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
8. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
9. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
10. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
11. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
12. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
13. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
14. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
15. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
16. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
17. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
18. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
19. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
20. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
21. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
22. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
23. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
24. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
25. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
26. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
27. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
28. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
29. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
30. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
31. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
32. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
33. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
34. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
35. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
36. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
37. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
38. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
39. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
40. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
41. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
42. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
43. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
44. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
45. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
46. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
47. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
48. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
49. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
50. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
51. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
52. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
53. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10	10	10	10
54. <i>Curculionids</i>	10	10	10	10	10	10
55. <i>Chrysomelids</i>	10	10	10			

For full or mixed meals:

• **Red** = High  
• **Blue** = Low

### The Budget Is Not Too Good

© 1994 by John Wiley & Sons, Inc.

Source: Authors' calculations based on data from the 1995 Survey of Income and Program Participation.

**Abstract**

A. With good Niter also the following  
Preparation.

Die Hauptstadt war ganz schön schön. Es war eine kleine Stadt, die an der Grenze zwischen dem Reich und dem Ausland lag. Die Hauptstadt war eine kleine Stadt, die an der Grenze zwischen dem Reich und dem Ausland lag. Die Hauptstadt war eine kleine Stadt, die an der Grenze zwischen dem Reich und dem Ausland lag.



Donau ertrunken. Schrecken und Traurigkeit ergriff die Professoren, die Studirende, ja die ganze Stadt. Den Jammer der Mutter Bolmars, der Aeltern und Schwestern Osterbergs, der Mutter des Jägers, seiner sieben Brüder und drei Schwestern, können wir uns denken — oder vielmehr nicht denken. Was ich empfand, davon schweige ich!

Der akademische Senat beschloß: Sailer solle bei dem Leichenbegängnisse die Trauerrede halten. Allein beinahe eine Woche verging, und die Leichen waren noch nicht gefunden. Da wurde auf den achten Tag eine Trauerfeierlichkeit in der akademischen Kirche angeordnet. Alle Angehörigen der Universität, Professoren und Studirende, fast alle Einwohner der Stadt, und besonders der Adel fanden sich dabei ein.

Der Inhalt von Sailer's tiefergreifender Rede war kurz dieser:

„Gott spricht zu uns auch durch Begebenheiten.“ Auch diese Begebenheit ist ein Wort Gottes an die Menschen. Sie lehrt Wahrheit und lehrt sie im Namen Gottes. Denn es fällt kein Haar von dem Haupte des Menschen ohne Wissen des himmlischen Vaters. Gott spricht zu uns durch Thaten wie durch Worte.

1. Diese Begebenheit ist lehrreich für uns Alle — denn sie lehrt uns allen die Vergänglichkeit des Vergänglichen mit besonderm Nachdruck. Unsere beweineten Jünglinge starben in einem Alter, das noch

permitted and even better for them before still, as these friends, in the the way are friends better, as these friends, as have in their friends can be the same situation.

[illegible]

Dieß Hauptkapitel zerfällt in einen Theil, der sich auf die geistige Welt bezieht, und einen andern, der sich auf die materielle Welt bezieht. In dem ersten Theile wird die geistige Welt als eine Welt der Ideen dargestellt, die in der menschlichen Seele existiert. In dem zweiten Theile wird die materielle Welt als eine Welt der Dinge dargestellt, die in der menschlichen Seele existiert. Die geistige Welt ist die Welt der Ideen, die in der menschlichen Seele existiert. Die materielle Welt ist die Welt der Dinge, die in der menschlichen Seele existiert.

Wie zwei Fliegen, waren wir zusammen und  
aufeinander, bis zum letzten. Der Kugel war Tadel  
an der alten Schallwand selbst zu sein und  
das haben auch selbst an dem Tage der Fertig-  
keit, auch hat sich zu dem letzten und letzten  
Schicksal hinübergewandt, bis, auch hat sie die  
nicht können werden, nicht, wie ich an dem  
Tage in der Welt: Wie, nicht ist nicht, nicht  
das Leben und das Leben.

1. **Erste Regel:** Es gilt die **1. Regel** (S. 10).



Alter. Sie sagt jedem Jünglinge: Sey aufmerk-  
sam und denke, ehe du etwas unternimmst, was daraus  
werden könne; lerne überlegt und bedächtig handeln;  
es ist nicht alles sicher, was du für sicher hältst; höre  
auf, dein Kind zu seyn.

Sey besonders vorsichtig bei deinen Erholungen  
und Ergötzungen. Denn sieh! wo man sich der Freude  
ganz überläßt, da ist die größte Gefahr, elend zu  
werden, oder gar zu Grunde zu gehen.

Weil du dich noch nicht regieren kannst, so laß  
dich von deinen Aeltern, Lehrern, Vorgesetzten und  
Freunden regieren. O Jünglinge, laßt euch leiten!  
Ehret Gott, der Menschen durch Menschen regiert.  
Weg mit den gekünstelten Träumen von Freiheit,  
deren Grund Unvernunft, deren Absicht Zügellosigkeit,  
deren Ende Jammer ist!

Und weil du weder durch eigene Klugheit, noch  
durch Gehorsam gegen menschliche Leitung, allen Ge-  
fahren entkommen kannst, so laß frühe Gottesfurcht  
deine erste Angelegenheit seyn. Fürchte Gott, das  
heißt, laß die Seinen Willen heilig seyn und sündige  
nicht vor Seinem Angesicht. Fürchte den Herrn, denn  
das ist aller Weisheit Anfang.

3. Diese Begebenheit ist ganz besonders lehrreich  
für studirende Jünglinge.

Der Tod nahm diese zwei Jünglinge aus eurer  
Mitte hinweg, und um den Eindruck zu verstärken  
und nach seiner Art recht unparthelisch zu seyn, einen



© 2004 John Wiley & Sons, Inc. All rights reserved. This article is a U.S. Government work and, as such, is in the public domain in the United States of America.

Wolfgang Jelinek war bei Jelinek durch seinen bis zum Kriegsdienstescheitern, die nicht mehr in der ersten Reihe angesetzten Jelinek, eine Stelle haben konnte, bei Jelinek in der Abteilung der ersten Jelinek.

... Robert von Schumacher hat in sein (Geistiges) Leben  
 kein eigenes (körperliches) Leben hineingelegt.

[illegible]

Später gelte auch, was in Satz 21 steht. Es sei  
 jedoch, und hier, insbesondere, dass die folgenden  
 Aussagen nicht zutreffen:

„Was kommt aus der Dichtung,  
 Was trägt sie Welt und Leben,  
 Was hat sie nicht, was hat sie nicht,  
 O Welt, was ist dein Leben?“

**Exercises Offering Relief to Other Musicians:**  
 ...the old folks that  
 they had kept with you still ...  
 ...

<sup>10</sup> Although I realize this point, I thought I'd give the "Wandering Jew" a shot, and in this case I was right.

1. Was die andere Seite über das Verhalten  
sagen zu dir hat, sagst du: „Ich bin ein  
Mensch, der seine Meinung sagen kann.“  
Das heißt, du bist ein Mensch, der seine  
Meinung sagen kann, und das ist gut.  
2. Was die andere Seite über das Verhalten  
sagen zu dir hat, sagst du: „Ich bin ein  
Mensch, der seine Meinung sagen kann.“  
Das heißt, du bist ein Mensch, der seine  
Meinung sagen kann, und das ist gut.

[illegible][illegible][illegible]

See also: [Bridges](#), [Circles](#), [Circles of Influence](#), [Circles of Responsibility](#), [Circles of Concern](#)



zeichnete auf, was er daraus behalten hatte, und was hier folgt:

„Herr! lasse sie ruhen im Frieden! Der Tod macht keine Vorrede — so auch ich heute nicht. O Gott, gib, daß ich der Empfindung nicht unterliege!

„Ihr lieben, uns vom Tod so früh entrissene Jünglinge, deren Moder gerade jetzt in dieses Grab gelegt ward! Euer Hintritt kostet uns viele Thränen. Fast einen Monat lang war das Wasser euer Grab, jetzt ist es die Erde. Es muß uns noch eine Art Trost seyn, daß wir eure Leichen gefunden — da wir euch verloren!

„Mit Mühe wende ich mich von eurem Grabe, trockne mein Auge, erhebe es zum Himmel und spreche das Einzige, was bei solchen traurigen Ereignissen uns beruhigen kann: Allmächtiger, Dein Wille geschehe!

„Auch dieses war Gottes Wille, daß wir, hier an diesem Grabe versammelt, dem Tode noch einmal in's Auge sehen sollten, um nüchtern zu werden.

„Ich will nicht wiederholen, was ich in der akademischen Kirche gesagt habe. Es wiederholt sich selbst.

„Es ist ein Gesetz, das kein Mensch ändern kann: Wer in das Leben dieser Welt geboren wird, muß durch den Tod in die andere Welt fortgeschafft werden. Laßt uns, Geliebteste, nie vergessen, daß wir nicht hier sind, um hier zu bleiben. Wir müssen alle fort; keiner aber weiß, wie bald und unversehens

ihn die Reihe treffen werde. Sehe ein jeder zu, daß sein Austritt aus dieser Welt lieblich werde, und trostvoll für seine Freunde.

„Ihr studirende Jünglinge, die ihr noch lebend um dieses Grab stehet, laßt euch warnen. Auch eure Jugend ist vielen Gefahren ausgesetzt. Auch eure Gesundheit ist brechlich. Ihr sehet da an zwei jungen Freiherren in Einem Grabe, für den Tod gebe es keinen Freiherrenstand. Die wir hier begraben, seyen im Grabe noch eure Lehrmeister!

„Ihr jüngern Schüler! es kommen nun bald die Blumen aus der Erde hervor — brecht sie ab, leget sie auf diesen Grabhügel und sprecht: So ist mein Leben bald verblüht, wie die Blumen!

„Auch von Dir, guter Maurus, noch ein Wort! Es rührte mich, was mir von Dir erzählt worden — daß Du fromm, fleißig und treu gewesen. Es war eine Fügung Gottes, daß Du in der Gesellschaft begraben wurdest, in welcher Du starbst. Man hätte Dich mit ihnen in Ein Grab legen sollen, weil ihr mit einander gestorben seyd und der Tod bewiesen hat, daß er keinen Unterschied kenne. Gott gebe Dir mit ihnen — Eine Ruhe!

„Der Herrschaft des Orts, dem Seelsorger, der Gemeinde danke ich als Lehrer und im Namen Aller, deren Herz diese traurige Begebenheit noch näher angeht. Gott wolle ihnen alle ihre Theilnahme und Thätigkeit vergelten und alle Aeltern

und ihre Angehörigen vor einem ähnlichen Herzeleid bewahren.

„Nur noch ein Wort von den Pflichten bei dergleichen traurigen Vorfällen. Für die Verstorbenen können wir nichts, als den Leib begraben und beethen für die Seele. Für die Mitlebenden nichts, als mittheilen, warnen! Für uns selbst nichts, als sorgen lernen für unser zeitliches und noch mehr für unser ewiges Leben.

„Und nun noch einmal! Ruhet sanft in dieser Grabstätte, lieben Jünglinge. Gott, der sie euch noch sünden ließ, wird — wir hoffen — getrost! — auch euren Geist zu sich genommen haben, wird ihn rein und froh, gut und selig machen.

„Herr, lasse sie ruhen im Frieden!“

---

### 15. Clemens Wenzeslaus.

Clemens Wenzeslaus, Erzbischof und Churfürst von Trier und Fürstbischof von Augsburg, kam das erste Mal nach Sailer's Anstellung nach Dillingen. Sogleich nach seiner Ankunft verordnete er, daß die Professoren der Theologie an einem dazu bestimmten Tage in einem der gewöhnlichen Hörsäle Vorlesungen halten sollen, denen er bewohnen werde. Er erschien von seinem Minister, dem Reichs-Freiherrn Ferdinand



von Douminique, und vielen hohen Staatsdienern begleitet. Auch alle Professoren und Studirende waren dabei zugegen.

Sailer's Vorlesung hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit an, und in seinem Angesichte drückten sich Wohlgefallen und Beifall sehr merkbar aus; auch die übrigen Vorlesungen hörte er aufmerksam und mit Zufriedenheit.

Nach beendigten Vorlesungen begab Clemens sich mit Sailer auf dessen Zimmer, um ihn mit einem Besuche zu ehren; auch die anderen Professoren besuchte er, von Sailer begleitet, auf ihren Zimmern.

Auf Befehl Seiner Chursürstlichen Durchlaucht etc. wurden in der Folge Sailer's Vorlesungen aus der Pastoral-Theologie gedruckt, wie auf dem Titel der ersten Auflage bemerkt ist.

Bald darauf beschloß Clemens Wenzeslaus, als Bischof von Augsburg, in der Stifts- und Pfarrkirche zu Dillingen das heilige Sakrament der Firmung auszuspenden, und trug dem Professor Sailer auf, bei dieser heiligen Handlung zu predigen.

Alle Einwohner der Stadt und Umgegend waren versammelt. Aller Augen waren auf den Bischof gerichtet und auf die blühenden Kinder, die, ihre Hände andächtig erhebend, ihn umgaben. Der wohlgewählte Eingang der Predigt machte einen überaus lieblichen und erfreulichen Eindruck.

„Mir ist heute,“ fing Sailer an, „als wenn sich

[illegible][illegible][illegible]



Leben, das Beste sey, was wir auf Erden haben — indem dieser Gedanke in finstern Stunden dieses Lebens uns Licht, in schweren Leidensstunden Trost, in mühevollen Arbeitsstunden Muth zur Arbeit, in Stunden der Versuchung Kraft zum Streite, in leeren Stunden die erhebendste Unterhaltung gibt, und selbst der gefürchteten Stunde des Todes alle Schrecken benimmt. Er zeigte, wie leicht dieser Gedanke, an den schon die aufrechte, zum Himmel empor gerichtete Gestalt des Menschen mahnt, sich erwecken lasse; dieser erhebende Gedanke müsse in uns erwachen, wenn wir in unser Herz blicken, das sich nach bleibender Freude sehnt, wenn wir in dem Evangelium lesen, wenn wir über die Geschichte der Heiligen nachdenken, wenn wir einen frommen Menschen sterben sehen, wenn wir bethen, besonders das Gebeth des Herrn, das der Prediger zum Schlusse lichterhell aus- und mit feuriger, lebendiger Empfindung an das Herz legte. Die Predigt hob die Herzen der Zuhörer empor zum Himmel.

Der Fürstbischof erwies von dieser Zeit an sich gegen Sailer höchst gnädig und unterredete sich oft mit ihm. Die bischöflichen Hirtenbriefe jener Zeit waren von Sailer verfaßt, und man fand den Inhalt sehr geistreich und die Sprache eben so kraftvoll.

Der Fürstbischof zeigte sich geneigt, ihm jede Bitte zu gewähren. Allein Sailer machte von dieser allerhöchsten Gnade keinen Gebrauch für sich, sondern

war die lebhafte Gabe, der die lebhaft  
Stille, die er zu dem Thron setzte, nicht die  
Stille mehr war, als die von dem Thron.

— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.  
— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.  
— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.

— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.  
— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.  
— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.  
— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.  
— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.

— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.  
— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.  
— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.  
— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.

— Auch der Thron war nicht die Stille, die  
nicht die Stille war, die nicht die Stille war.

16. Sailer, der liebevolle, treue Lehrer.

Eben da es in Dillingen am schönsten und lieblichsten war, hatte ich meine Laufbahn der theologischen Studien zurückgelegt. Die Priesterweihe wurde mir ertheilt, und ich sollte nun aus der mir so lieb gewordenen Stadt auf das Land, um in der Seelsorge zu arbeiten.

Als ich zu Sailer kam, Abschied von ihm zu nehmen, bezeugte er dem neugeweihten Priester seine Freude und die der priesterlichen Würde gebührende Ehre, blickte andachtsvoll zum Himmel, und wünschte mir zu dem schönen Beruf, in den ich jetzt eintrete, Gottes heiligen Geist.

Dann sprach er: „Abschied nehme ich jetzt noch nicht von Ihnen; ich werde das in Ihrer Vaterstadt thun, und Ihnen die Primizrede halten.“

Die Feierlichkeit, da ein neugeweihter Priester das erstemal den Altar betritt und dem christlichen Volke vorgestellt wird, die an sich schon ehrwürdig und erfreulich ist, wurde durch Sailer, deren schönste Zierde unter allen den unzähligen Anwesenden er war, zu einem der schönsten und merkwürdigsten Feste, die je in der katholischen Pfarrkirche meiner Vaterstadt Dinkelsbühl gefeiert wurden. Es lohnt sich der Mühe, einen Blick darauf zu werfen.

Die große Kirche, ein ehrwürdiger Tempel altdeutscher Baukunst, war gedrängt voll Menschen.

Beinahe alle Einwohner der Stadt, auch viele Fremde, Hohe und Niedere, hatten sich eingefunden. Dieß kam wohl auch daher, weil mein seliger Vater, den Gott so frühe von dieser Erde hinweggenommen, allgemein geachtet war, und weil alle Einwohner der bedrängten Wittwe mit ihren sieben Kindern, deren ältestes ich war, die Freude, die sie erlebte, wohl gönnten, und die Theilnahme an dieser Freude öffentlich bezeigen wollten. Ein ganz vorzüglicher Grund, warum Viele dieser Feierlichkeit anwohnten, war aber wohl dieser: Sailer predigen zu hören.

Der Inhalt von Sailer's Rede, die er mit besonderer Freudigkeit seines edlen, theilnehmenden Herzens vortrug, berühre ich nur kurz. Sie verdient ganz gelesen zu werden. Er wählte zum Vorspruche die Worte des Apostel Paulus: „Seyd dankbar in allem; denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch.“ Er zeigte nach seiner unübertrefflichen Art sehr einfach: würdige Geistliche sehen eine große Wohlthat Gottes und eben darum unserer großen Dankbarkeit würdig. Doch diese schöne, gehaltreiche Predigt leidet keine Auszüge; ich wüßte unter so vielen treffenden Stellen nicht zu wählen, und müßte die ganze Predigt abschreiben.

Nur eine Stelle muß ich hieher setzen, die vorzüglich treffend und zweckmäßig angebracht war, wie denn Sailer es verstand, den Umständen die Lippen zu öffnen.



Meine Mutter war, wie Jedermann wußte, eine arme Wittwe mit sieben Kindern, ihr Vermögen war unbedeutend, ihre Pension gering, und dennoch studirten vier ihrer Söhne, ohne irgendwo einen Kosttag zu haben, ohne irgend ein Wochen oder Monatsgeld zu beziehen; noch viel weniger hat je einer aus uns irgendwo, wie arme, und heut zu Tage auch wohlhabende Studenten auf ihren Bafanzreisen zu pflegen, um ein Biatikum angesucht. Das kleine Stipendium, das einem oder dem andern aus uns von der Stadt ertheilt wurde, wäre, wie leicht zu begreifen, zum Unterhalte eines Studirenden ganz und gar unzureichend gewesen. Man erstaunte daher, daß wir vier Brüder studiren konnten, und mit blühendem Aussehen und gut gekleidet, in die Bafanz kamen. Meine drei Brüder gewannen ihren Lebensunterhalt mit ihren Musiktalenten, die ihnen Gott verliehen hat, und ich mit Instruiren.

Wenn in der Stadt ein Vater starb und eine nicht wohlhabende Wittwe mit vielen Kindern zurückließ, so stellte man ihr zum Troste meine Mutter als ein Beispiel vor, wie Gott ein Vater der Wittwen und Waisen sey.

Sailer wußte Das, und redete deshalb in seiner Predigt meine Mutter an: „So freue dich denn, du gute Mutter, und schäme dich der Freudenthränen nicht, und danke Gott für den Segen, den du heute erlebt.



„O, der Reichtum ist es nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du bei dem Absterben deines Mannes Geld gehabt, soviel diese Stadt nicht fassen kann — hättest aber deinen Kindern die Gottesfurcht nicht in das Herz gelegt: so würde sie das Geld nur elend gemacht, und wir würden heute kein Fest des Dankes zu feiern haben.

„Und die Ehre vor Menschen ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du die Ehre aller Fürsten und Großen der Erde, hättest aber deine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen: so würde sie der Glanz der Ehre nur noch elender gemacht haben.

„Und Ueberfluß an Speise und Trank und Lust der Sinne ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du den Ueberfluß und die Lust aller Welt, hättest aber deine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen: so würde sie der Ueberfluß und die Lust der Sinne nur recht elend gemacht haben.

„Wenn Gott eine Familie segnen will, so erhält Er in ihr die heilige Furcht Seines Namens, und sie ist mit dem besten Segen gesegnet.“

Diese Stelle nahmen Viele, besonders Solche, die zu sehr auf das Geld sahen und ihre Kinder damit einst glücklich zu machen dachten, sehr zu Herzen.

Noch eines bei dieser Feterlichkeit dünkt mich höchst wichtig. In der Predigt waren viele Protestanten

zugesen. Schon das Angesicht des Predigers, aus dem etwas ganz Eigenthümliches, an Höheres und Himmlisches erinnernd, hervorleuchtete, machte auf sie eine sehr merkliche Sensation. Die Predigt, die gut und rein katholisch war, jedoch wie es sich bei ihm versteht, ohne Seitenhiebe auf Andersglaubende, fand ihren vollkommenen Beifall. Der protestantische Bürgermeister von Schäfer, ganz ausgezeichnet in seinen Amtsgeschäften, der unserm Hause zunächst wohnte, immer sehr nachbarlich und freundlich gegen unsere Familie gesinnt war, sagte mir über Sailer's Predigt: „Wenn alle Ihre — und wohl auch unsere — Geistlichen so gesinnt wären, so würde die unglückselige Trennung zwischen Katholiken und Protestanten bald ein Ende nehmen. Man hat nun seit 300 Jahren genug gezankt und gestritten — aber der beklagenswerthe Riß blieb. Nur solche Männer könnten, da wir in so Vielem einig sind, in Allem eine vollständige friedliche Wiedervereinigung zu Stande bringen.“

Hier wird mir eine schöne Gelegenheit, eine Stelle aus einem Briefe einzurücken, die mir der hochselige Cardinal Fürstbischof von Diepenbrock in seiner letzten Krankheit zugesendet hat. Er schrieb dabei, schon nicht mehr mit so kräftiger Handschrift wie ehemals: „Ich schicke Ihnen hier, gegen Rücksendung, ein Stück aus einem gestern erhaltenen Briefe der Frau Geheimrätthin von Tiedemann, einer alten

Freundin und Verehrerin Sailer's mit. Die Professionschilberung mit dem Eindrücke von Sailer's Persönlichkeit können Sie vielleicht in einer Note benützen. Denn das Zeugniß ist von Wichtigkeit. Eine neue Ausgabe meiner Skizze ließ zu lange auf sich warten. — Ich kann nicht mehr weiter schreiben. Gott mit Ihnen und Ihrem Melchior." Dieß sind die letzten Zeilen, die ich von seiner Hand erhielt!

Die Stelle, die sich nicht bloß für eine Note eignet, sondern als eine historische Merkwürdigkeit in den Text aufgenommen zu werden verdient, ist diese: „Tausend Dank für den herrlichen Blumenstrauß, auch für die freundlichen Worte, die Sie hineingeschrieben. Wie wahr und unübertrefflich ist Alles, was Sie über unsern unvergeßlichen Sailer sagen! Ich mußte immer ausrufen: Ja, so war er! Zu Manchem hätte ich Belege liefern können, z. B. da wo Sie von dem Eindruck sprechen, den seine bloß äußere Erscheinung, seine Haltung, seine Würde auf die Zuschauer hervorbrachte. Ich will nur eins erzählen, was ich nie vergessen werde. Darf ich? Ich sehe Sie freundlich nicken. Es war in Landshut. Der Frohnleichnamstag wurde feierlich begangen; da war nun freilich viel Getöse von Läuten, Schießen, Trommeln &c. Bei uns hatten sich einige von den protestantischen Familien versammelt, um die Profession zu sehen; da wurde denn Viel räsontirt über dieses ihnen auffallende Schauspiel. Christus habe doch



den Unterricht, den ich dir gegeben habe, öffentlich beschliesse, denn von nun an sind die Verhältnisse des Lehrers und Hörers zwischen uns aufgehoben."

Allein unter Gottes Leitung blieben diese glücklichen Verhältnisse. Es war eine besonders gütige, liebevolle Fügung der göttlichen Vorsehung, daß die Pfarrer, in deren Pfarreien ich angestellt worden, Abraham Kerler zu Rassenbeuren und Thomas Mayerhofer zu Thannhausen, treue Freunde und aufrichtige Verehrer Sailer's waren, die er gewöhnlich auf seinen Herbstreisen besuchte, wo denn auch ich das Glück hatte, ihn wieder von Angesicht zu sehen, und mich an seinem Lichte zu sonnen. Ja, er selbst hat mich eingeladen, ihn in Dillingen, Landsbut und Regensburg zu besuchen, und ich brachte dort im Umgange mit ihm segensvolle, ja selige Stunden zu.

Als Kaplan der kleinen Pfarrei Rassenbeuren hatte ich viele freie Stunden. Er gab mir daher angemessene Beschäftigung. Er trug mir unter Anderem auf, seine Uebersetzung der Nachfolge Christi von Thomas von Kempis, für den Druck abzuschreiben, nicht bloß weil ich sein schnell hingeworfenes Manuscript sehr gut zu lesen wußte, sondern vorzüglich weil Das, was man abschreibt, sich tiefer einprägt, als was man bloß liest. Er schätzte dieses Büchlein überaus hoch. Einem Studirenden, der ihm sagte, dieses goldene Büchlein gefalle ihm sehr wohl,





[illegible][illegible]





vom alle Mäde und Mädchenkinder von Väterland  
 Hingehung, die jede Hingehung gegen die Hingehung  
 an den Tag gelegt, haben sie die an den Hingehung  
 haben ihre Eltern zum Hingehung hingehung, nachdem  
 alle ihre Hingehung von den Hingehung Hingehung  
 ausgeschied, haben sie nachgehung nachgehung, nachdem  
 Hingehung Hingehung, von Hingehung und Hingehung  
 zu Hingehung und Hingehung zu Hingehung, die mit Hingehung  
 nachgehung nachgehung gehen, Hingehung Hingehung in den  
 Tag zu gehen haben, und nach Hingehung nachgehung  
 Hingehung, bei nachgehung haben Hingehung von  
 den zu gehen, ja, nachdem Hingehung als Hingehung  
 von Hingehung in ihren Hingehung an den Hingehung  
 alle hat Hingehung von Hingehung nach Hingehung, die ihre  
 Hingehung nachgehung, gehen nachgehung, nachdem nach  
 Hingehung, ja haben nach den nachgehung nachgehung  
 gehen und Hingehung Hingehung nachgehung, nach nach  
 nach nachgehung nach Hingehung nach Hingehung nach  
 nach Hingehung, haben nach Hingehung von Hingehung  
 nachgehung Hingehung nachgehung, ja haben nach  
 Hingehung nach Hingehung nach Hingehung in  
 Hingehung nachgehung nach Hingehung: „Hingehung  
 Hingehung ja haben Hingehung nachgehung“ — der  
 Hingehung, nachgehung Hingehung nach Hingehung nach  
 Hingehung nachgehung.



lachte, eine herrliche warme Idee, die jeder Mann hat, der im 19. Jahrhunderte lebte, und denen sie auch im 20. nicht geht. Die Philie, die eine nachvollkommene Idee hatte, stand in dem Akt der höchsten Idee, in welcher sie sich selbst als die höchste Idee betrachtete. Sie war die höchste Idee, die sie selbst als die höchste Idee betrachtete. Sie war die höchste Idee, die sie selbst als die höchste Idee betrachtete.

Der von Tage an, in denen sie die höchsten Ideen hatte, stand in dem Akt der höchsten Idee, in welcher sie sich selbst als die höchste Idee betrachtete. Sie war die höchste Idee, die sie selbst als die höchste Idee betrachtete. Sie war die höchste Idee, die sie selbst als die höchste Idee betrachtete.

Sie waren jedoch, wie wir sahen, die höchsten Ideen, die sie selbst als die höchsten Ideen betrachtete. Sie war die höchste Idee, die sie selbst als die höchste Idee betrachtete. Sie war die höchste Idee, die sie selbst als die höchste Idee betrachtete.

Die höchsten Ideen, die sie selbst als die höchsten Ideen betrachtete, waren die höchsten Ideen, die sie selbst als die höchsten Ideen betrachtete. Sie war die höchste Idee, die sie selbst als die höchste Idee betrachtete.



gewiß sollen eher Himmel und Erde vergehen, als daß nur ein Buchstabe oder Strichlein des Gesetzes weg falle. Aber eben so gewiß ist, daß Buchstaben ohne den Geist nichts nützen. „Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig,“ sagt der Apostel Paulus.

---

Um zu begreifen, wie es möglich war, daß man einen so hochverdienten Lehrer von seinem Lehramte entfernen konnte, müssen wir uns in jene Zeiten zurück versetzen, da, nicht bloß in dem katholischen Deutschland, die Gelehrsamkeit bei Vielen in übeln Ruf gekommen ist, und die Gelehrten mißkannt, wenig mehr geachtet, ja wohl gar verfolgt und zurückgesetzt wurden.

Die Gelehrsamkeit nahm zuerst in Frankreich einen neuen Aufschwung oder vielmehr Umschwung. Gelehrte traten auf, die mit blendendem Witz und glänzenden Scheingründen alte, ehrwürdige Gebräuche lächerlich machten, die Einrichtungen des Staates angriffen und tadelten, ja sogar das heiligste, die Religion nicht mehr achteten und sie herabwürdigten. Diese Art Schriften wurden besonders von den höhern Ständen — denn unter dem Volke in Frankreich konnten Millionen nicht einmal lesen — mit Jubel begrüßt und fanden fast allgemeinen Beifall.













kommt, laßt die Hoffnung sinken.“ Von diesem Augenblicke an brachte ich viele angenehme Stunden in seiner Gesellschaft zu. Er sprach mit mir über italienische Literatur — am liebsten aber über Religion.

Ich führe dieses bloß als Beispiel an, daß es nicht unweise, sondern vielmehr zu meinem eigentlichen Zwecke dienlich gewesen, daß meine Lehrer mich nicht einzig und allein auf theologische Studien beschränkt, und von allen anderen literarischen Kenntnissen strenge abgehalten haben.

Welcher von den obgenannten zwei entgegengesetzten Methoden Sailer und seine Freunde unter den Professoren in Dillingen, und welcher die Professoren zu St. Salvator in Augsburg sich bedienten, zu bemerken, wäre überflüssig.

---

Fürstbischof Clemens Wenzeslaus hatte seine Residenz in Augsburg bezogen. Wie er in Dillingen nur mit hoher Verehrung von Sailer sprechen gehört, so suchte man hier, von vielen Seiten her, ihn gegen Sailer einzunehmen. Allein Clemens kannte Sailer zu gut, und war zu fest überzeugt, dieser alles Zutrauens werthe Lehrer gehöre durchaus nicht unter jene verkehrten Gelehrte, die anstatt zu erhalten, zer-

Wien, selbst erlesenen, edelstenen Samen. Die  
Wien'ger Samen haben bei dem kleinen Ansatze,  
das kleine Korn mit dem charakteristischen Korn  
einen künftigen Nachbarn zu. Die künftigen  
Ergebnisse aus demselben waren in der That  
mit einem Samen nicht zu. Die Wälder bei  
Charleston haben einen Samen nicht, und haben  
nicht ganz zu. Der Wälder unterhalten mit  
dem Samen und seinen Frucht: mit Wäldern  
nicht im Walden, bei dem kleinen Ansatze nicht  
nicht nicht, um die künftigen Wälder. Die man  
Wien Wälder hat, kann ein Wälder zu machen,  
mit nicht nicht nicht nicht, wenn man es auch  
nicht nicht, so wird die Wälder allgemein bekannt.  
Wien hat es nicht, bei dem Wälder der Wälder bei  
Wälder nicht Wäldern die Wälder bei Wälder  
nicht zu die Wälder man. Die Wälder Wälder  
nicht nicht nicht nicht, bei Wäldern Wälder  
nicht nicht nicht nicht, nicht nicht nicht nicht.  
Im Wälder nicht nicht nicht nicht nicht,  
Im nicht Wäldern nicht Wälder im Wäldern  
Wälder zu die Wälder, wenn nicht die Wälder  
Im Wäldern Wälder ganz Wäldern Wäldern  
um Wälder Wälder, nicht zu nicht, mit die Wäldern  
Wälder, Wälder mit Wälder von der Wäldern  
Wälder zu Wäldern. Die die Wälder ganz zu nicht  
zu nicht, nicht nicht nicht. Wälder ganz nicht die  
Wälder von der Wälder, so zu Wälder bei

Anlehens unterhandelte, nicht mehr so wohlwollend gegen Sailer gesinnt war. Er war jedoch zu weise und einsichtsvoll, diese Angaben sogleich als gegründet hinzunehmen; er war zu gerecht, auf die Entlassung der Professoren ohne weiteres, bloß des Geldes wegen, einzugehen. Er versprach aber, darauf anzutragen, daß eine fürstbischöfliche Commission den Zustand der Universität Dillingen aufs genaueste untersuche.

---

Die Commission erschien in Dillingen; die Untersuchung galt eigentlich nur den drei Professoren Sailer, Zimmer und Weber. Es lag aber keine Aeußerung oder Handlung vor, die untersucht werden sollte; von irgend einer irrigen Lehre war gar nicht die Rede. Die Commissäre fragten bloß, und diese Fragen wurden allen Professoren vorgelegt. Man wußte nichts Bestimmtes gegen die drei Professoren, man wollte erst Etwas inne werden.

Welche diese Fragen sind, und wie Professor Feneberg sie beantwortete, darüber enthält das schon im Jahre 1814 erschienene Buch: „Aus Fenebergs Leben, München, bei Lentner,“ ein merkwürdiges Aktenstück. Die Fragen waren diese: a. Was für Defekte zu Dillingen sehen? b. Wie es mit dem Lehramte stehe? c. Wie mit den Absichten der Leh-



Es ist also klar, daß ich als Zeuge erkannt bin, wenn ich etwas wider sie weiß. Folglich werde ich wohl die Gültigkeit eines Zeugen noch haben, wenn ich ein Zeugniß für sie ablege. Und eben dieses ist der Fall. Wider sie weiß ich nichts, und für sie weiß ich viel, und hiemit befolge ich auch in diesem Falle die gemachte Aufforderung mit gehorsamster Unterthänigkeit nach meinem besten Wissen und Gewissen."

Der Schluß lautet: „All dieß, wie es hier steht, bezeuge ich, der ich diese Herren Professoren gewiß am besten kenne, vor Gott als die gewisseste Wahrheit und bin bereit, mit Leib und Leben — denn Gut habe ich keines — für jedes Wort zu stehen, als ein treuer Unterthan, den es bis zu Thränen, und ich darf wohl sagen, bis zum Sterben kränkt, daß sein gnädigster Landesherr von bösen, oder doch der Sache unkundigen Leuten so schrecklich hintergangen worden ist, und in Gefahr steht, eben das Allerbeste, was er in seinem Lande hat, d. i. die geschicktesten, treuesten, frömmsten, unermüdetst thätigen Lehrer zu mißkennen, und Gott weiß, wie sehr zu mißkennen. Dixi et salvavi animam meam. Michael Feneberg, Professor am Gymnasium."

Auch die übrigen Professoren sprachen — wie wohl nicht so kräftig und nachdrücklich — für Sailer und für seine zwei Collegen; auch die wenigen, ihnen abgeneigten Professoren, die gern gegen sie gestimmt hätten, wußten nichts Sicheres, Gewisses anzugeben;

und die Verordnungen, Gesetze und Statuten: „Wenn  
ich — wie ich glaube, — die Grenzen der Menschheit  
erreichen, wie es gelang haben soll. Und die, über die  
ich mich nicht habe entscheiden können. Die Entscheidung  
habe ich gütlich mit einem Richter abgeben, mit  
einem gewöhnlichen Richter aus demselben Hofe,  
denn ich habe nur die Wahl, —“

Die deutsche Literatur aber eignet sich zum sehr  
sehr gerade, bei hoch Regende, was unter Übung  
nicht verstanden werden sollte. — Die  
Literatur von Deutschland in den letzten Jahren  
gibt uns jedoch einen Blick in die Zukunft.  
Die Deutschen der Zukunft werden  
nicht mehr den alten Geist haben; sie werden  
von der Natur und der Kunst befreit.

Das Wort *Wahrhaftigkeit*, von dem man schon  
Christenheit gesagt hat, hat aber viel weitere  
Bedeutung. Das Wort, das Christus (Jesus) ge-  
braucht, hat tiefen Sinn. Es bedeutet nämlich: „Wahr-  
haftigkeit“ bedeutet, dass man nicht nur die  
Wahrheit, sondern auch die Liebe hat. Es ist die  
Wahrheit, die Christus gelehrt hat, und die Liebe, die  
Christus gelehrt hat. Das Wort, das Christus  
gebraucht, hat tiefen Sinn. Es bedeutet nämlich:  
„Wahrhaftigkeit“ bedeutet, dass man nicht nur die  
Wahrheit, sondern auch die Liebe hat. Es ist die  
Wahrheit, die Christus gelehrt hat, und die Liebe, die  
Christus gelehrt hat.

1. *Journal of Management Studies*, 1996, 33, 1, 1-14.  
 2. *Journal of Management Studies*, 1996, 33, 2, 1-14.

**Die Spezial- und Fertigungsabteilung hat folgende Mitarbeiter zur Erweiterung ihrer Fertigung:**



entgegenwärtigen Standes in ganz Christenthum  
überall bekannt. Sie hatte im deutschen, ger-  
manischen, Slavischen in einigen Japan, in Persien,  
bei alle Jüngern gelehrt waren und noch höher  
hoch in der Erde blieb. Sie hatte, nach verheiratheten  
Eingestanden, von Liebe und im Verhältniß der  
Mutter abgelehnt, und von einem Kind. Jemand  
im Grunde der Mensch, ein der Erde, wichtige Wille  
zu empfangen. Auch im Universum Eilungen hatte  
er noch haben ihn zu haben. Sie wurde mit ein  
Wort von Geist, Menschheit, Schicksal, ein ein  
eigenen Gedanken neuen Weltanschauung gegeben. Was  
er aber, was er an im Universum Eilungen nicht  
gelehrt hatte, wieder abgeben, und so sein eigenes  
Wort veränderte, wurde er mit ein Mensch der Erde  
Jüngern selbst gelehrt. Man glaubt, im Aus-  
bruch der Revolution in Frankreich und der Ein-  
wirkung auf Frankreich hatte der vertrieben, kein  
Mensch zu haben. In seiner Weltanschauung war  
Jede, bei noch einen große, schicksalhafte Gesche-  
nisse, zu sein künftigen Menschen, Stellung  
mit Welt werden haben, und z. B. von einigen  
Jahren bei der Revolution in Frankreich, bei in  
Vergleich mit der Revolution in Frankreich von einem  
so großen Bedeutung war.

Unbedingt haben vollständig Verhältnisse mit Welt  
mit Geist der Menschen haben gelehrt. Jeder zu sein  
haben, wie es sein hat im Kindesalter eine

















Neffen, den Prinzen Alexander von Hohenlohe in Augsburg zum Priester geweiht. Die Primizfeierlichkeit wurde in Ellwangen gehalten und Sailer zum Prediger eingeladen. Viele Prinzen und Prinzessinnen, viele Adelige, viele geistliche Rätke, Professoren und andere Geistliche, auch aus weit entfernten Gegenden, waren zugegen. Die Predigt wurde mit großer Andacht und Aufmerksamkeit angehört. Ein fürstlicher Rath war davon ganz besonders begeistert. Er hatte viele Zeit bei Hof und in großen Gesellschaften zubringen müssen. Er sagte nebst vielem Andern zum Lobe der Predigt: „Mich traf besonders das Wort: „Möchte doch Christus, wie einst zu Kana, so auch bei uns, unsere gewöhnliche Conversation in Wein verwandeln.“

Als Sailer nach dem Hochamte an einem Fenster stand, wo man die große Menge Volkes übersehen konnte, das hier auf dem weiten, geräumigen Plage den Segen des neugeweihten Priesters erhalten wollte, wozu in der großen Stiftskirche nicht Raum genug gewesen wäre, sprach Sailer zu mir: „Es ist doch schön, daß in der katholischen Kirche solche Volksversammlungen stattfinden. Man will heut zu Tage die Religion ganz in die Mauern der Kirchen und der menschlichen Wohnungen verschließen. Aber nur bei einem solchen Zusammenströmen der Menschen fühlt Jeder — die Religion sey eine allgemeine Angelegenheit der Menschheit.“

[illegible]

Die Göttinger Minister werden in der Folge Tiedemann in Hannover, Dreyer in Braunschweig, Bismarck in Oldenburg und in Mecklenburg.

[illegible]

Die Größe der hohen Weisheit, Gottes mit  
Worten und Taten bewiesene Weisheit, die in der  
Erleuchtung gegen alle als gewandt ist, und  
die auch die große der menschlichen Weisheiten  
nicht übersteigt, ist die große Weisheit.



Schriften in dem Bücherschrank erblickte, sprach er mit Wehmuth: „Ach, diesem Manne ist großes Unrecht geschehen!“

### 19. Sailer's ländliche Zurückgezogenheit.

Sailer's Gegner meinten, über ihn gesiegt, und ihn durch die öffentliche Schmach seiner Absetzung um alles Ansehen gebracht zu haben.

Allein er hatte dadurch an allgemeiner Hochachtung mehr gewonnen, als verloren. Alle Gutsdenkende, die das Herz an der rechten Stelle hatten, nahmen an dem feindselig Verfolgten herzlichem Antheil. Viele lasen nunmehr seine Schriften, um inne zu werden, warum man diesen berühmten Lehrer von seiner so zahlreich besuchten Lehrkanzel entfernt habe. Sie erstaunten nicht wenig, die richtigsten Grundsätze und edelsten Gesinnungen klar und mit Begeisterung vorgetragen zu finden; sie empfanden gegen ihn die aufrichtigste Verehrung und Liebe.

Als seine Reider und Feinde bemerkten, daß er, trotz aller ihrer Bemühungen in gleich großem, ja wohl noch größerem Ansehen stand, regten ihr Neid und Haß sich auf's neue. Sie fingen an, auch in München Lasterungen und Verläumdungen gegen ihn auszustreuen, und boten alles auf, eine neue Ver-

folgung gegen ihn anzustiften. Sailer beschloß, sich in ländliche Einsamkeit zurück zu ziehen.

Karl Theodor Beck, Pfleger zu Ubersberg, lud Sailer ein, bei ihm zu wohnen. „Dort,“ sagte er, „in dem geräumigen, dem Maltheser-Orden angehörenden Schlosse, einem ehemaligen Collegium der Jesuiten, solle ihm eine ganze Reihe von Zimmern zu Gebot stehen; auch die Gärten und die Umgebung des Schlosses würden ihm Vergnügen und Bewegung gewähren.“ Sailer nahm diese Einladung mit Freuden an. Denn Beck hatte schon als studirender Jüngling in Augsburg, wo Sailer damals, ohne irgend ein Amt, von seiner Pension lebte, und sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, ihn öfters besucht, und die innigste Verehrung und das herzlichste Zutrauen zu ihm gefaßt. Da die Vorlesungen über Philosophie, die der fähige Jüngling bei St. Salvador hörte, ihm viele freie Zeit ließen, und er von seinen Lehrern nicht zu schriftlichen Arbeiten angehalten wurde, so schrieb er aus eigenem Antriebe kleine Aufsätze in Prosa und Versen, und legte sie einmal Sailer vor. Dieser durchging sie, fand sie gut und gab ihnen den Titel: „Ernst, Gefühl und Laune,“ unter dem sie gedruckt wurden.

So thätig hatte Theodor sich schon in seinen Jünglingsjahren gezeigt; jetzt als Mann von großen, wohlbenützten Talenten, und von der innigsten Verehrung gegen Sailer durchdrungen, schätzte er sich

glücklich, ihn in seiner Wohnung aufnehmen zu können.

Sailer dankte Gott, der ihm einen so ganz angemessenen Aufenthalt, und nach zehnjähriger Anstrengung und Arbeit eine so erwünschte Ruhe verschafft hatte. Er brachte aber diese Ruhe nicht unthätig zu. Hier vollendete er die sechs Bände der Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung — einem Werke von hohem Werthe, das uns die christlichen Gesinnungen großer, heiliger Männer der Vorzeit darlegt, und einen reichen Schatz christlicher Wahrheiten für die Christen unserer Zeit enthält. Hier beförderte er auch die zwei Bände: „Christliche Reden an das Christenvolk“ in den Druck, die er noch als Professor in Dillingen, nachher während seines Aufenthaltes in München, dann in der Stiftskirche zu Ebersberg und an vielen andern Orten gehalten hat. In der Gesellschaft Bedß und dessen Familie fand er die angenehmste Erholung.

Doch auch Karl Theodor Bedß gewann in dem steten Umgange mit Sailer nicht nur an christlicher Vollkommenheit, sondern auch an Einsicht und an Festigkeit des Charakters für seinen weltlichen Beruf. Dieß zeigte er, da er in der Folge, als ein für ein so wichtiges Amt noch ziemlich junger Mann, zum Landrichter in Tyrol befördert wurde.

Die Tyroler empörten sich fast gegen alle bayerische Beamten; aber ihm gehorchten sie ohne Widerrede



und waren ihm in allem willfährig. Er hat mir einmal, als von den Geschichten im Tyrol die Rede war, selbst gesagt: „Wenn diese Beamten die Absicht gehabt hätten, das Volk in Aufruhr zu bringen, so hätten sie es nicht geschickter anstellen können. Ihre öffentliche, spöttische Verachtung der katholischen Religion, ihr unsittliches Betragen, ihre Ungerechtigkeiten mußten die frommen, ehrbaren, biedern Tyroler gegen sie aufbringen.“

Wie klug der Landrichter Beck sich zu benehmen wußte, davon fällt mir eben ein Beispiel ein: Zwei Tyroler erschienen vor Gericht. Jeder von ihnen hatte ein Kalb zur Weide auf die Alpen geschickt. Eines der zwei Kälber, die einander ganz gleichen, wurde von einem Raubthiere zerrissen und aufgefressen. Der Richter sollte nun entscheiden, welchem von beiden das noch lebende Kalb gehöre. Beck sagte: „Das ist schwer zu entscheiden; das weiß nur Gott. Ich will Euch aber, wie ich glaube, einen guten Rath geben. Schenkt das streitige Kalb den Kapuzinern mit der Bedingung, sie sollen Messen dafür lesen, und demjenigen, dem das Kalb gehört, oder auch beiden, sollen die Früchte dieses heiligen Opfers zu gut kommen.“ Die Bauern waren mit diesem Bescheid höchst zufrieden und lobten ihren Herrn Landrichter als einen frommen, gerechten, sehr weisen Mann.

Welche seltsame Tage Sailer in Ebersberg gelebt





erwachten, dass das als Zeichen der Unterthänigkeit  
gezeichnet. — Das thaten ihm die nächsten Tage nach  
seiner Ankunft nachschaff, um ihn nicht einem Tode ver-  
urtheilen sollte zu können.

In diesen Zeit wurden Jansen und Maier als  
Geisteslose beide erkannt. Sie haben sie bei Jansen,  
die noch menschliche Wünsche genannt wurden, nach  
Maier's seltsamer Verfassung sich selbst bestätigt, — als  
in einem viel größern Verborgensein, als vorher in  
Tillys, selbst — an die erste Untersuchung  
Tugend, die sich selbst von Jansen nach Maier  
bei selbst hatte.

Jansen hatte die Tugend, eine geistliche  
Anschauung, eine tiefste Verfassung, eine tiefste,  
höchsten Verstand bezeugte seine selbst die die  
Geistliche Willensmacht. Seine Tugend selbst  
für den selbst Willensmacht und in der selbst den  
Wegweiser der Unterthänigkeit der Unterthänigkeit  
hat. Das von Maier den Tugend der Willens-  
geheimnis-Macht, und den selbst Willensmacht in  
seiner Verfassung genannt, selbst er sich selbst Willens-  
geheimnis und Verfassung selbst geistliche Verfassung.  
Die er als Willensmacht von Maier, von Maier  
den Maier selbst geistliche Tugend selbst, in der  
selbst er sich selbst selbst, als einer der selbstigen  
Tugend der Maier.

Maier der geistlichen selbst er auf seine  
Tugend Maier selbst hat. Maier die selbst,





[illegible][illegible]

Unterstützt von den Königs von England und  
allgemeinen Hof der Universität zu Bonn, ist es also



seligen Bischofs von Wolf, als wirklicher Bischof von Regensburg an.

Als Ludwig den königlichen Thron bestiegen hatte, ernannte Er Sailer am fünfzigsten Jahrestage seiner Priesterweihe, zum Commandeur des Civil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone, dessen Ritterkreuz er schon früher erhalten hatte. An Sailers achtzigstem Geburtsfeste verlieh ihm der König das Großkreuz dieses hohen Ordens, und begleitete es mit dem höchst huldreichen und gemüthvollen, eigenhändigen Schreiben:

„Lieber, innigst geschätzter Sailer! Bayern wünsche ich Glück, daß es Sie fünfzig Jahre besitzt, wünsche, daß es Sie noch lange in der fortwährenden segensvoll wirkenden Geisteskraft besitzen möge. Als Merkmal meiner Gesinnung, meiner Gefühle für Sie, empfangen Sie, der Verdienstreiche, des Verdienstordens Großkreuz. Auf solch treuer Brust zu glänzen, das erhebt den Orden. Ja, treu dem Guten hat sich Sailer bewährt, in allen Lagen des Lebens; zu jeder Zeit leuchtete er wohlthätig, in den Jahren der Finsterniß, die der Wahn für Licht ausgab, und segensvoll wirkten Sie auf künftige Geschlechter, durch die Männer, welche Sie bildeten, die Andere bilden werden in gleicher Gesinnung, der — unserer heiligen Religion. Leben Sie lange Jahre noch für Staat und Kirche fort! Dieses wünscht der, Ihren hohen Werth, mein sehr geachteter Bischof, erkennende Ludwig. München, den 11. November 1831.“

Ehr. v. Schmid Erinnerungen 2. B. 13









### Outcomes for Students

**Dr. Wolfgang von Schenk.** *Chairman of the Board of Directors, Deutsche Telekom AG*

**Politik des Bundes:** Der Staat hat keine Teilhabe an der Politik des Bundes.

**Einige Punkte im Entwurf zum Abkommen über  
den Handel in den Europäischen Staaten.**

**Multiple sclerosis:** An autoimmune brain disease that can cause blindness, paralysis, and other serious symptoms.

Die Markteinsparungen, die Ergebnis der Abschlus-  
sung und Fortsetzung der Religion (als Quelle und  
entscheidendes Lebensprinzip) der Religion waren  
ausreichend.

[illegible]

**Bitte beachten:** Das Recht der Eltern, ihre Kinder zu erziehen, ist ein Grundrecht.  
[Die Eltern entscheiden über die Teilnahme ihres Kindes an  
Schulveranstaltungen.]

**Abstract:** In the past, the use of the term "cognitive" in the title of a journal article has been associated with a certain level of prestige. However, in the past few years, the term has become so common that it has lost its original meaning. This article discusses the history of the term "cognitive" and its use in the field of psychology. It also discusses the importance of using the term "cognitive" in the title of a journal article.

**Abstract:** The challenges, barriers and drivers from the individual to the organizational level are identified for the three flows: knowledge, information and data.

© 2004 Blackwell Publishing Ltd *Journal of Internal Medicine* 255: 105–112

**Eastside College of Southern Christianity is**  
**advertising jobs.**

**Mr. and Mrs. J. H. Smith** are the owners and leaseholders of the building and are located at 1234 Main St., New York, N.Y.

**Gesammelte Schriften des Verfassers der OSTEREIER,  
Dr. Christoph von Schmid.**

Aus dieser Sammlung sind in einzelnen Ausgaben erschienen:

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam.  
Der Weihnachtsabend, eine Erzählung zum Weihnachtsgeschenke für Kinder.

Die OSTEREIER, eine Erzählung zum Ostergeschenke für Kinder.

**Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde:**

Erstes Bändchen: Der Kanarienvogel. Das Johanniswürmchen. Die Waldkapelle.

Zweites Bändchen: Das Läubchen. Das verlorene Kind.

Drittes Bändchen: Das Lämmchen.

Viertes Bändchen: Der junge Einsiedler.

Drei Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die christliche Familie. Das alte Raubschloß. Das stumme Kind.

Sieben Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde: Die Kirschen. Das Margarethablümchen. Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Krebse. Das Rothfeldchen. Das Vogelnestchen.

Die Früchte der guten Erziehung.

Erstes Bändchen: Drei Erzählungen in Briefen: Der gefundene Ring. Die rothen Kreuzer. Die Feuersbrunst.

Zweites Bändchen. Drei Erzählungen: Anselmo. Die Wolfskapelle. Die Wasserfluth.

Erzählungen dem blühenden Alter gewidmet.

Erstes Bändchen: Der Rosenstock. Die Fliege. Das Karthäuserkloster.

Zweites Bändchen: Die Nachtigall. Die rothen und weißen Rosen. Die zwei Brüder.

Das beste Erbtheil. Eine Erzählung.

Das hölzerne Kreuz. Eine Geschichte der Vorzeit zum Troste für Leidende.

Freude von Eile zuweilen. — Die Geduld  
 Die Geduldigen, der Geduldigen und die  
 nicht ohne Geduldigen.

Das Geduldigen, das Geduldigen nicht geduldet  
 Eile, der die Geduldigen zu Geduld.

Geduld. Die Geduldigen und Geduldigen Geduldigen  
 der Geduldigen und Geduldigen die Geduldigen.

Eile von Geduldigen. Die Geduldigen der Geduldigen  
 der Geduldigen und Geduldigen.

Geduldigen. Die Geduldigen der Geduldigen Geduldigen  
 der Geduldigen der Geduldigen Geduldigen.

Geduldigen. Geduldigen der Geduldigen. Die Geduldigen und  
 der Geduldigen Geduldigen.

Geduldigen und Geduldigen. Die Geduldigen Geduldigen  
 Geduldigen.

Geduldigen. Die Geduldigen der Geduldigen Geduldigen  
 Geduldigen.

Der Geduldigen und der Geduldigen. Die Geduldigen  
 Geduldigen.

Die Geduldigen Geduldigen. Die Geduldigen der Geduldigen  
 Geduldigen.

Die Geduldigen der Geduldigen, der Geduldigen  
 der Geduldigen. Der Geduldigen Geduldigen.

Geduldigen. Der Geduldigen. Geduldigen der Geduldigen Geduldigen  
 Geduldigen der Geduldigen Geduldigen.

Geduldigen der Geduldigen Geduldigen. Geduldigen, Geduldigen  
 Geduldigen der Geduldigen.

Geduldigen der Geduldigen Geduldigen der Geduldigen Geduldigen  
 Geduldigen.

Geduldigen, der Geduldigen der Geduldigen Geduldigen.  
 Geduldigen der Geduldigen. Geduldigen Geduldigen  
 der Geduldigen Geduldigen.

Geduldigen der Geduldigen, der Geduldigen Geduldigen.  
 Geduldigen Geduldigen, der Geduldigen Geduldigen  
 Geduldigen.

Geduldigen, der Geduldigen, Geduldigen der Geduldigen Geduldigen  
 Geduldigen der Geduldigen Geduldigen.

Geduldigen, der Geduldigen, Geduldigen der Geduldigen Geduldigen  
 Geduldigen der Geduldigen Geduldigen.





Church of the Holy Trinity, St. Petersburg, Russia.  
 (See page 100.)

View of the Church of the Holy Trinity, St. Petersburg, Russia.

**Erinnerungen**  
aus  
**meinem Leben.**

Von  
**Christoph v. Schmid.**

Drittes Bändchen:  
**Berufsleben.**

Herausgegeben  
von  
**Albert Werfer.**

Mit einem Stahlstich.

**Augsburg,**  
Verlag der J. Wolff'schen Buchhandlung.  
1855.





## V o r w o r t.

Der ehrwürdige Verfasser der Ostereier, Christoph von Schmid, mein theurer Onkel, wollte diese Blätter noch selbst der Oeffentlichkeit übergeben. Doch es gefiel Gott, ihn in eine bessere Welt abzurufen. Er starb an der Cholera zu Augsburg den 3. September 1854.

Ich hatte während der Lebzeiten des Hingeshiedenen oft und längere Zeit das Glück, in seinem geist- und gemüthvollen Umgange zu verweilen, und er äußerte vor seinem Tode mehrmals gegen mich: es fände sich unter seinen Papieren noch Manches, das der Herausgabe werth seyn dürfte; ich könnte es, da ihm dies bei seinem hohen Alter wohl nicht mehr

möglich sey, nach seinem Tode ordnen und der Oeffentlichkeit übergeben. Dahin gehören nun auch diese Erinnerungen aus seinem Leben. Ich fand sie nach seinem unerwartet schnellen Hinscheiden unter andern Papieren auf seinem Schreibtischchen; sie sind seine letzte Arbeit. Indem ich es einerseits für eine Pflicht der Pietät gegen den theuren Hingeschiedenen halte, durch die Herausgabe derselben seinen für mich so ehrenvollen Auftrag, wenn auch mit dem Gefühle tiefer Wehmuth, zu erfüllen, glaube ich andererseits, dadurch dem Wunsche seiner vielen hochverehrten Gönner und Freunde so wie dem der zahlreichen Leser seiner Schriften entgegenzukommen. Sie hören hier den heimgegangenen, edeln Kinderfreund noch einmal selbst von seinen Erlebnissen, Schicksalen und seinem Umgange mit den lieben Kleinen erzählen. Konnte auch der Verfasser das hinterlassene Manuscript nicht mehr eigenhändig und mit

gewohnter Sorgfalt zum Drucke vorbereiten, so werden doch die freundlichen Leser diese Blätter, wie sie hier geboten werden können, gewiß nicht ohne Vergnügen und Nutzen lesen, und sie nicht aus den Händen legen, ohne den Mann in ihren Herzen zu segnen, der durch sein ganzes Leben hindurch geräuschlos, unermüdet und höchst segensreich an der wahren Bildung und Veredlung der Jugend und des Volkes gearbeitet hat, und dessen liebliche Erzählungen noch in späten Tagen das Kind wie der Greis mit Freude und frommer Nührung anhören wird.

Da Christoph von Schmid im Eingange dieses Bändchens auch die merkwürdigsten Gebäude seiner Vaterstadt schildert, so wurde es für geeignet gehalten, diesen Gebäuden als Titelbild noch ein weiteres anzureihen, nämlich eine getreue Abbildung des alterthümlichen Hauses, in dem der berühmte Verfasser der Oesterreicher das Licht der Welt erblickt hat.

Schließlich bemerke ich noch, daß Christoph von Schmid außer den hier mitgetheilten Erinnerungen keine weiteren, zusammenhängenden Aufzeichnungen aus seinem spätern Leben hinterlassen hat. Was mir darüber noch bekannt ist, beruht auf seinen mündlichen Mittheilungen, auf den Mittheilungen seiner Freunde und ist in seinen Briefen und einzelnen Gedenkblättern enthalten. Damit nun aber die Biographie Christoph von Schmid's kein bloßes Bruchstück bleibe, werde ich auf den Grund des Vorhandenen den Versuch wagen, in einem vierten Bändchen das von dem Verfasser selbst begonnene Lebensbild in seinem Geiste — möglichst treu und einfach fortzuführen und zu vollenden.

Essendorf in Württemberg,  
den 20. Juni 1855.

Der Herausgeber  
**Albert Werfer,**  
Pfarrer und Schulinspektor.

## Das Berufsleben.

### 1. Noch einen Blick auf meine Vaterstadt.

Bevor ich von meinen Erlebnissen und Schicksalen weiter erzähle, werfe ich noch einen dankbaren Blick auf meine geliebte Vaterstadt Dinkelsbühl zurück, in die ich von nun an nur mehr hie und da auf einen Besuch von wenigen Tagen zu kommen pflegte.

Dinkelsbühl liegt zwischen dem Ufer der Werz und einer sanften Anhöhe, einem Hügel, auf dem sie zum Theil erbaut ist. Die reichen Wiesen des Thales sind unvergleichlich schön grün und der bläuliche Fluß, der dazwischen hinfließt, hat mich als Knaben, zumal wenn die Sonne darauf schien und auf seinen sanften Wellen unzählige Sternchen silberhell funkelten, immer ganz ungemein ergötzt. In uralten Zeiten befand sich da, wo jetzt die Stadt steht, nur ein einziger Bauernhof. Einer der Besitzer, der hier zuerst Dinkel baute und deshalb Dinkelbauer genannt wurde, viele Tagelöhner hatte und sehr reich



und sehr fromm war, erbaute hier eine Kapelle und ein kleines Kloster und bat den Orden der Karmeliten davon Besitz zu nehmen. Einige Ordensgeistliche begaben sich dahin und hielten von nun an hier Gottesdienst. Viele Landleute aus entfernteren Gegenden, wo noch keine Pfarreien errichtet waren, erschienen an allen Sonn- und Festtagen dabei und da sie hier noch vielen guten aber unangebauten Boden fanden, so machten sie sich hier ansässig. Es entstand nach und nach ein großes Dorf und zuletzt die Stadt. Wegen des Dinkels, der hier reichlich gedeiht und des Bühls oder Hügels, an dem sie liegt, wurde die Stadt Dinkelsbühl genannt. Sie führt deshalb auch drei grüne Hügel mit drei goldnen Dinkelähren im Wappen. So hat Dinkelsbühl wie noch viele Städte Deutschlands seine Entstehung einem Kloster zu danken. In diesem Augenblicke schweben mir alle Straßen der Stadt vor Augen. Unter den Straßen, die ich, wie oft! durchwandert habe, sind einige sehr schön, breit und ziemlich lang. Die Stadt ist nach ehemaliger, alter Art befestigt, mit doppelten Mauern und mehr als zwanzig hohen Thürmen aufgemauert, mit Gräben und gewaltigen Wällen umgeben. Die Wälle sind aber jetzt meistens abgetragen und zu Gärten umgeschaffen. In der Stadt befinden sich viele wohlgebaute Bürgerhäuser und Gasthöfe. Von andern Gebäuden finde ich nennenswerth das Rathhaus

wegen seiner alterthümlichen Bauart, zwei Klöster, ein Karmeliten- und ein Kapuziner-Kloster und das deutsche Haus, von einem Comandeur des deutschen Ordens palastartig erbaut. Das merkwürdigste Gebäude aber ist die große Pfarr- und Hauptkirche nach altheutscher, gothisch genannter Bauart ausgeführt. Schon auf das Gemüth des Knaben, der von der Baukunst noch nichts verstand, machte dieser majestätische Bau mit seinen vier und zwanzig hohen Säulen, von denen die drei gleich hohen Gewölbe des Mittelschiffes und der zwei Seitengänge getragen werden, einen tiefen Eindruck. Wie manche Stunde brachte ich auch außer der Zeit des Gottesdienstes in diesem ehrwürdigen Tempel zu! Die Gemälde auf den Altären und an den Wänden zogen mich besonders an; auch die Grabdenkmale ehemaliger Patrizier, ausgezeichneter Männer und würdiger Frauen der Stadt konnte ich nicht genug betrachten und die Inschriften darauf lesen. Es waren auf ihnen Begebenheiten aus der Geschichte Jesu in Stein ausgehauen und die Inschriften zeugten von dem Glauben an Gott und Christus und von der Hoffnung auf ein ewiges, besseres Leben.

Wie oft wurde ich, wenn ich Abends spät bei hellem Mondschein an diesem bewundernswürdigen Baue vorbeikam, der einen breiten dunkeln Schatten in die Straße hineinwarf, von einem ehr-





100



Wittve und alle Vater- und Mutterlosen Waisen wurden von dem Spital verjorgt. Nach Beschaffenheit der Umstände wohnten sie entweder da, oder erhielten eine wöchentliche Unterstützung, wohlweislich nicht an Geld, sondern an Lebensmitteln. Alle diese Speisen waren sehr gut gekocht. An höhern Festen bekamen alle Angehörigen des Spitals bessere Speisen; an Weihnachten, Weihnachtsgeschenke an Schwaaren, an Ostern Osterkuchen und Ostereier und dergleichen mehr. So sprach sich der milde, christliche Sinn unserer Vorfahren in Allem aus.

Schon von alten Zeiten her war in der Stadt die weise Vorsorge getroffen, daß der Preis des Getreides nicht zu hoch steigen konnte, und keine Theuerung zu befürchten war. Es waren in der Stadt vier Kornhäuser errichtet, für jedes Stadtviertel eines. Wenn das Getreide unter dem Mittelpreise stand, so kaufte die Stadt ein und füllte die Kornböden. Stiegen die Früchte höher, so verkaufte die Stadt den Bürgern zu dem Mittelpreise. Der Gewinn, den die Stadt dabei hatte, reichte eben zu, die Zinse des Kapitals, für das die Früchte eingekauft worden, den Schwand, die Unterhaltung der Gebäude und die Bezahlung der dabei beschäftigten Aufseher und Diener zu bestreiten. Die Stadt hatte bei dieser Einrichtung keinen Nachtheil, die einzelnen Bürger aber hatten den großen Vortheil, der Noth und des Jammers bei zu hohen Getreide-

















aus, wie leicht Maler Mißverständnisse veranlassen können. Pater Marcisz klein von Gestalt hatte nur wenig Verstand, war aber überaus fromm. Von Beidem nur ein Beispiel. Als die Markgrafschaft Ansbach an die Krone Preußens kam, wurde den Karmeliten der Stadt das Terminiren innerhalb der Gränzen dieses Landes verboten. Der Prior publicirte dieses Verbot dem versammelten Convente. Da rief Pater Marcisz jammernd: „Mein Gott, mein Gott, was fangen wir an? Wenn wir nicht mehr terminiren dürfen, müssen wir noch gar betteln.“ Alle kochten ungeachtet ihrer großen Verstärkung sich des Lachens kaum enthalten. Wenn Pater Marcisz für Verstorbene Messe las und im schwarzen Meßgewande den Altar betrat, so brauchte er zu solchen Messen, obwohl diese die kürzesten sind, eine bis zwei Stunden. Die Ministranten konnten es im Winter so lange nicht aushalten und gingen von Zeit zu Zeit in die Sakristei, um sich zu wärmen. Pater Marcisz kam endlich auch ganz blau und erstarrt zurück in die Sakristei. Wenn man ihn fragte warum er denn zu solchen Messen, welche die kürzesten seyen, so lange am Altare verweile, so sagte er: „Ich halte es mit der Sentenz, daß die armen Seelen, so lange ein Priester für sie Messe lese, nichts zu leiden haben.“ Man verlachte diese Meinung als gänzlich ungegründet. Mein Vater

















und Protestanten. Alle betheten in der Stille mit oder hörten wenigstens andächtig zu.

Da an allen Donnerstagen Abends das ganze Jahr hindurch ein solches Glockenzeichen gegeben wurde, auf das alle Angehörigen der Pfarrei knieend zu bethen pflegten, so konnten sie sich die Angst Jesu am Delberg um so lebhafter vorstellen und ich erinnere mich noch wohl, daß wir Kinder das uralte Gebeth in Reimen mit großer Andacht betheten, welches, alten, kräftigen Holzschnitten ähnlich uns sehr zu Herzen ging und das ich hierher zu setzen keinen Anstand nehme:

O Du mein liebster Herr Jesu Christ  
Traurig an Delberg gegangen bist:  
Denn Du erkanntest in Deinem Herzen,  
Daß Du mußt leiden große Schmerzen.

Den Vater batest mit Begier,  
Daß Er nehm' diesen Kelch von Dir.  
Du sprachest: „O liebster Vater mein  
Nicht mein Will gesch'ch', sondern der Dein!“

Wie Du in Angst also hast gebethen,  
Da ist ein Engel zu Dir getreten,  
Vom Himmel wurde er bemerkt,  
Der Dich in Deiner Schwachheit stärkt.

Die Todes Furcht sehr auf Dich drang,  
Zum drittenmal zum Bethen zwang.  
Vor Todesangst ward Dir so heiß,  
Daß Dir ausging der blut'ge Schweiß.



nen Glanz von sich. Beinahe die ganze Bevölkerung der Stadt war in Bewegung, um, wie man zu sagen pflegte, die heiligen Gräber zu besuchen; auch sehr viele Protestanten fanden sich dabei ein. In der Hauptkirche waren jedoch keine so glänzenden Kugeln zu sehen. Das Grabmal (wie mein Vater versicherte, ein Meisterstück von Architektur) reichte an der Stelle, wo der Hochaltar steht bis an das Gewölbe der Kirche und war mit vielen Säulen geziert. Ein herabhängender Kronleuchter erhellte das Grabmal. Allein den Leuten, besonders uns Kindern, gefiel die glänzende Farbenpracht, womit in den andern Kirchen das Grab Jesu geziert war, viel besser. „Je nun,“ sagte mein Vater, „es war wohl klug und vernünftig, daß bei der Krippe und auch bei dem Grabe Jesu nicht bloß auf das Rücksicht genommen werde, was den Kunstverständigen am besten gefällt, sondern auch auf das, was die Menge besonders anzieht. Die fromme Absicht, dem christlichen Volke die Geburt und den Tod Jesu ins Andenken zu bringen und andächtige Empfindungen zu erregen, wird dadurch erreicht. Besonders können solche sinnliche Vorstellungen dazu dienen, uns auf das Wichtige und Erfreuliche auch unserer Geburt aufmerksam und uns Tod und Grab minder schrecklich zu machen; auch uns den Trost gewähren, der Tod sey nur ein kurzer Schlaf im Schooße der Erde, worauf ein fröhliches Erwachen folgt.“







ren viele Zelte mit Erfrischungen aufgeschlagen. Auch jetzt findet sich bei diesem Feste, unter dem Namen Kinderzeche in der ganzen Gegend bekannt, von weit und breit her eine unzählige Menge Menschen ein.

Man sieht, daß auch diese weltlichen Feste eine religiöse Färbung hatten. Ueberhaupt verstanden Magistrate und Fürsten der Vorzeit das Volk ruhig und zufrieden zu erhalten. Schon die alten Römer sagten: „Panem et circenses, — wohlfeile Lebensmittel und feierliche Schauspiele.“ Man sollte dem Volke keine herkömmliche Freude verderben.

---

## **2. Meine ersten schriftstellerischen Versuche, Heimkehr und erste Anstellung.**

In die Zeit meines Aufenthaltes im Konvikte zu Dillingen fallen meine ersten, freilich höchst unbedeutenden schriftstellerischen Versuche. Es bestand nämlich in dieser Anstalt für künftige Kleriker auch ein Pensionat für andere Studirende. Diese letztern wünschten zur Faschingszeit ein Schauspiel aufzuführen und ersuchten mich, es zu dirigiren. Die erste Schwierigkeit aber war, für dieses kleine Haustheater ein geeignetes Stück ausfindig zu machen. Von den gedruckten Schauspielen, die ich kannte oder durch-



























dern die Gottesfurcht nicht in das Herz gelegt; so würde sie das Geld nur elend gemacht, und wir würden heut kein Fest des Dankes zu feiern haben. Und die Ehre vor Menschen ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du die Ehre aller Fürsten und Großen der Erde, hättest aber deine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen, so würde sie der Glanz der Ehre nur noch elender gemacht haben. Und Ueberfluß an Speise und Trank und Lust der Sinne ist es auch nicht, was die Kinder glücklich macht. Denn hättest du den Ueberfluß und die Lust aller Welt, hättest aber deine Kinder nicht in der heiligen Gottesfurcht erzogen, so würde sie der Ueberfluß und die Lust der Sinne nur recht elend gemacht haben. Wenn Gott eine Familie segnen will, so erhält er in ihr die heilige Furcht seines Namens, und sie ist mit dem besten Segen gesegnet. Freuet euch mit eurer Mutter, ihr Kinder Alle! denn ihr seht nun an eurem ältesten Bruder, daß, wer Gott zum Vater hat, reich genug, und daß, wer auf Ihn vertraut, selig ist. So haltet euch denn an Gott, wie euer ältester Bruder, und vertraut auf Gott allein, und bewahrt das Heiligthum der Unschuld noch ferner, und vollendet die Freude eurer Mutter. Noch mehr: euer Bruder ist, nach allem Anschein von der Fürsorgung bestimmt, nicht bloß euer Beispiel — er ist bestimmt, auch euer Wohlthäter zu seyn.



Menschen verkündet und durch Menschen vollbringt; Gott ist es, der durch Werkzeuge wirkt, und auch in seinen Werkzeugen geehrt seyn will.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn nachdem die Christen sogar in ihren Feinden Gottes Ebenbild noch ehren sollen: um wie vielmehr sollen sie Gottes Ebenbild in denen verehren, die ihnen im Namen Gottes wohlthun.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn sie sind Diener Gottes zu deinem Heile.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn die Wahrheit, die sie verkünden, ist Gottes Gabe, das Evangelium, das sie nach dem Beispiele der Apostel predigen, ist ein Evangelium Gottes.

Ehre Gott in deinen Geistlichen, denn der Gottesdienst kann nicht bestehen in einem Volke, das die Priester Gottes nicht ehrt.

Ehre Gott in den Geistlichen, denn die Verachtung der Geistlichen befördert die Verachtung des Christenthums, und die Verachtung des Christenthums macht die Sitten der Menschen noch ausgelassener und zuchtloser, und die vermehrte Zuchtlosigkeit bringt noch mehr Jammer in die Welt.

Ehre Gott in den Geistlichen, denn du ehrest dich, wenn du das Gute ehrest, und du verachtest dich selbst, wenn du die Ehre dem entziehst, dem Ehre gebühret.

Zwar sind nicht alle Geistliche, was sie seyn

sollten. Aber wenn du den Mann in seinem Amte nicht mehr ehren kannst, so ehre das Amt in dem Manne; ehre seine schöne Bestimmung in ihm; ehre deine heilige Religion in ihm, zu derer Vertheidigung er bestimmt ist; ehre Gott in ihm, der ihn zur Verantwortung ziehen wird. Ehre ihn um der bessern Geistlichen willen, auf die unverdiente Verachtung zurückfallen muß, wenn die Verachtung immer allgemeiner wird.

(2) Um dankbar zu seyn, empfangе das Wort der Wahrheit aus dem Munde der Geistlichen als Gottes Wort und bewahre es, und laß es Frucht bringen — als Gottes Wort.

Das heißt für die große Gabe eines würdigen Geistlichen dankbar seyn — den Willen dessen, der uns einen würdigen Geistlichen geschenkt, mit Freude thun.

Wenn also der Priester dem Trägen zuruft: arbeite, denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen; so soll der Träge dieß Wort aus dem Priester-munde anhören, in sein Herz graben, und Frucht bringen lassen; soll auf dieß Wort hin arbeiten, als wenn er es aus dem Munde Jesu Christi hörte; — denn es ist wahres Wort Gottes.

Wenn der Priester dem Ungerechten zuruft: gieb zurück, was nicht dein ist; so soll der Ungerechte dieß Wort aus dem Priester-munde anhören, in sein Herz graben, und Frucht bringen lassen — auf dieß

Wort hin das fremde Gut zurückgeben, als wenn er das Wort aus dem Munde Jesu Christi hörte — denn es ist wahres Wort Gottes.

Wenn der Priester dem Lieblosen zuruft: gieb dem, der von dir begehrt, sey ein Sachwalter des Armen, und tröste die Wittwe; so soll er dieß Wort aus dem Priestermunde anhören, in sein Herz graben, und Frucht bringen lassen, soll auf dieß Wort hin geben, retten, trösten, als wenn er es aus Christi Mund hörte — denn es ist wahres Wort Gottes.

3) Um dankbar zu seyn, sieh auf das Beispiel des würdigen Geistlichen, und mache es nach.

Das Licht stellt man auf den Leuchter, damit, die im Hause sind, sehen. Gott stellt würdige Geistliche in der Gemeinde auf, damit, die im Hause Gottes sind, das Gute an ihnen sehen und nachmachen. „Lasset euer Licht leuchten unter den Menschen, damit sie eure Werke sehen, und den Vater preisen, der im Himmel ist.“ So wie der Priester die Pflicht hat, Gutes zu thun, um seiner Lehre Eingang und Nachdruck zu verschaffen; so hat das Volk die Pflicht, dem Guten, das der Priester thut, Aug und Herz zu öffnen und sich von demselben zur Nachahmung reizen zu lassen. Wenn der Führer der Herde auf dem Weg des Heils vorangeht, so muß die Herde in seine Fußstapfen treten, um zum Ziele zu kommen. Aber ach! das Nachfolgen ist für das Volk gerade so









könntest du nun immer Gutes aus der Quelle nehmen, wenn du nicht deine Dürstigkeit anerkanntest — ohne Demuth? Wie könntest du alles Gute auf die Quelle zurückführen, wenn du nicht diese Quelle allein verherrlichtest — ohne Demuth? Diese Demuth, die bisher deine Zierde war, sey nun deine liebste Tugend. Wirf du immer den Schleier der Bescheidenheit auf deine Gaben, Gott wird ihn zu seiner Zeit wegheben — wenn es ihm gefällt. Du wirst es — denn ich kenne dich, oder besser: Gott ist mit dir.

Wie könntest du immer besser werden und Gutes stiften, ohne Vertrauen auf das allerbeste und allergütigste Wesen? Voll Mißtrauen auf dich, wo fändest du Kraft, außer in der Allmacht? Vertraue also, und vertraue mit ganzer Seele auf den, der dich bisher geleitet. Es wacht ein Vaterauge über dich, sieh du stets auf dieses Auge hin und vergiß nie, alles, was du thust, wie vor diesem Auge zu thun. Dieses Vertrauen, das bisher dein Führer war, sey es auch in Zukunft — halte dich an den Allmächtigen. Du wirst es — denn ich kenne dich, oder besser: Gott wird immer mit dir seyn.

Wie könntest du endlich immer besser werden, und immer mehr Gutes stiften — ohne die lautere Liebe gegen die Menschen? Wie Jesus starb für die Menschen, weil er sie lieb hatte, so mußt du auch bereit seyn, Speise, Trank, Bequemlichkeit und selbst dein Leben zu opfern, zum Besten der Menschen.

Was kann dich aber zu dieser Aufopferung bereit machen, als die heilige Liebe? Diese Liebe, die uns Jesus lehrte und die bleiben wird, wenn Glaube und Wissenschaft aufhören werden; diese Liebe, die auch die loben, welche sie nicht haben, sey die Seele aller deiner Arbeiten. Fahre fort, alle Eigenliebe in dir männlich zu bekämpfen, um der heiligen Liebe des Nächsten immer mehr Platz zu machen. Du wirst es — ich kenne dich, oder besser: Gott, die Liebe, wird dich lieben lehren.

Und nun gehe hin an den Altar und opfere dich dem himmlischen Vater, und vergiß nicht zu bitten, für die ganze Welt, für die christliche Kirche, für unser deutsches Vaterland, für diese Stadt, für deine Verwandte und Freunde und für uns Alle, und bitte um das, wofür ich im Eingange gebeten habe: Daß kein Einziger ungerührt aus der Predigt gehe — kein Einziger!

Nach meiner Primiz wollte ich noch einige Tage in meiner Vaterstadt verweilen. Denn seit meiner Ankunft hatte ich sogar mit meiner Mutter nur wenig reden können. Denn es bestand der alte, schöne Gebrauch, daß ein neugeweihter Priester, von einem ältern Geistlichen begleitet, jedes auch das geringste Haus besuche, die Einwohner zur Primiz einlade, und ihnen den priesterlichen Segen ertheile.



Als ich in das Zimmer trat, rief er mir entgegen: „Nun was ist's? Werden Sie auf Mariä Geburt predigen?“ Ich sagte: „Ich weiß es noch nicht. Da es nur mehr ein paar Tage bis dahin ist, so hat man wahrscheinlich schon einen andern Prediger eingeladen.“

„Dacht ich mir doch,“ sagte er, „Sie werden wahrscheinlich keine marianischen Predigtbücher bei Handen haben. Damit kann ich dienen.“ Er langte ein Buch aus dem Schrank, blies den Staub davon ab und gab es mir in die Hand. Ich durchblätterte es und sagte: „dieses Buch kann ich nicht brauchen.“ Er gab mir ein anderes. „Dieses,“ sagte ich, „ist mehr witzig, als andächtig.“ Es war darin gesagt, das Wort Eva heiße rückwärts gelesen Ave. Die Fische seyen bei der Sündfluth nicht ertrunken, weil das Wort Meer auf lateinisch Maria heiße, und dieser Name sie beschützt habe. Er reichte mir ein drittes und sagte: „Das wird Ihnen zu spizig seyn.“ „Allerdings,“ sagte ich, „und den Zuhörern würde es noch spiziger vorkommen.“ „Sie wollen also nicht predigen?“ sprach er. „Warum nicht?“ sagte ich. „Woher wollen Sie denn eine Predigt nehmen?“ fragte er. „Aus dem neuen Testamente,“ antwortete ich. „Was,“ rief er, „das ist höchst seltsam. Ich werde die Predigt auch anhören. Ich bin neugierig was da herauskommen wird.“ Er verbreitete als eine Neuigkeit, der Herr

Primiziant wolle, ohne ein Buch zu haben, bloß aus dem neuen Testamente seine Predigt herausbringen. Ich wählte das Thema: Maria ist unserer Verehrung würdig; unsere Verehrung sey aber auch Marias würdig, und bewies dieses aus dem neuen Testamente.

Der Geistliche, der es für unmöglich gehalten, aus dem neuen Testamente, ohne ein anderes Buch, eine Predigt zu machen, gestand nun selbst, er habe es nicht gewußt und geglaubt, wie leicht und gut dieses geschehen könne. In der That hat Sailer seine Schüler mit der heiligen Schrift so vertraut gemacht, daß sie daraus ohne große Mühe eine Predigt zu schöpfen wußten, die wahr und klar und anwendbar für das christliche Volk ist.

Außerdem wurde ich noch eingeladen, am Dankfeste für die reiche, glücklich eingebrachte Aerndte in der Stadt-Pfarrkirche zu predigen. Es traf sich gerade das schöne Evangelium, an dem ich von jeher eine besondere Freude hatte, von den Lilien, die der Vater im Himmel kleide, und von den Vögeln, die er ernährt. Es lag sehr nahe, davon zu reden, wie der Vater im Himmel uns einen neuen Beweis gegeben, wie liebeich Er auch für uns sorge, uns nähre und kleide, indem Er Getreide und Flachs so gut gerathen ließ. Wir sollen daher Ihm für seine reichlichen Gaben recht von Herzen danken; wir sollen auf Ihn vertrauen und uns nicht mit





arbeiteten, ob ich auf dem rechten Wege nach Pfaffenhausen sey. Sie sagten: „D ja wohl!“ und lächelten mitleidig. Ich fragte, warum sie lächeln? „Ha!“ antworteten sie, nicht zu meinem Troste: „man nennt halt Pfaffenhausen das geistliche Zuchthaus.“

Das war es aber in der That nicht. Der Regens Herr Kößle, ein ernster Mann, von großer Energie und ansehnlich von Gestalt empfing mich sehr freundlich. Von Sailer sprach er mit großer Verehrung. Mit meinem Examen war er sehr zufrieden. Ich hatte ein altes lateinisches Lehrbuch fleißig gelesen und beantwortete alle Fragen in der damaligen scholastischen Terminologie. Mit der Predigt, die Abends bei Tische im Speisesaal gehalten wurde, war er nicht minder zufrieden. Er trug mir auf, am künftigen Sonntage in der großen Pfarrkirche des Marktfleckens Pfaffenhausen zu predigen, was für eine Auszeichnung galt. Am darauffolgenden Sonntage mußte ich noch einmal predigen. Der Regens sagte: „Es wird jetzt eine Reihe von Predigten über das Ganze der katholischen Religion gehalten werden. Die erste dieser Predigten soll zur Einleitung dienen, und dazu habe ich Sie auserlesen, weil Sie in Dillingen Sailer's vortreffliche Religions-Collegien gehört haben.“

Geistlicher Rath Kößle zeigte sich als Regens überaus thätig, einsichtsvoll und flug. Die Meditationen, für die an jedem Morgen eine halbe

Stunde vorgeschrieben war, hielt er alle selbst, und trug sie laut, mit Eifer und Nachdruck vor. Seine Christenlehren, die er in der Pfarrkirche hielt, dienten den Seminaristen als Muster. In seinen Predigten war er zu polemisch und zu heftig, was für das zahlreiche Landvolk nicht geeignet und auch für die Seminaristen keineswegs nachahmenswerth war.

Eine besondere Gabe hatte er, die Predigten zu beurtheilen. Den Priestern sagte er, was er zu rügen hatte, unter vier Augen. Die Censuren der zahlreichen Seminaristen-Predigten las er öffentlich vor; sie waren sinnreich und mitunter sehr witzig. Ein Seminarist hatte auf kleinen Zettelchen sich Stellen aus den Kirchenvätern notirt. Das vorgeschriebene Thema und die Eintheilung trug er genau vor, aber dann ohne Wahl verschiedene Sprüche. Der Censor sagte: „Diese Predigt kommt mir wie eine Lotterie vor, in der sich außer wenigen Treffern lauter Fehler (Nieten) befinden.“

Der Lehrer der Liturgie Ratterer war ein sanfter, bescheidener Mann. Wenn einer von uns Priestern einen Fehler machte, sagte er: „Verzeihen Sie, ich weiß nicht, ob dieses nur ein augenblickliches Versehen oder Gewohnheit ist! Es ist aber so zu machen.“

Der Repetitor Müller sollte Sailer's Vorlesungen über Pastoral repetiren. Er wußte aber jedesmal etwas Tadelndes und Gehäßiges vorzubringen.

Einmal sagte er: „Da steht in dem Buche, man solle sich lieber an die festen Aussprüche der heiligen Schrift, als an ein schwankendes Compendium der Moral halten. Nun frage ich Sie, meine Herren, wo kommt im ganzen neuen Testamente ein Wort von einem Wildschützen vor? Was könnten Sie einem solchen, wenn er Ihnen beichtete, aus dem neuen Testamente sagen?“ Man hätte dem Herrn antworten können: daß man dem Verbote der Ob- rigkeit gehorchen müsse, daß man das Recht der Nebenmenschen nicht verletzen dürfe, daß die Ver- brechen, wozu leidenschaftliches Wildschießen verlei- tet, Müßiggang, Vernachlässigung des Hauswesens, Diebstahl und Mord in zeitliches und ewiges Ver- derben stürzen.

Wenn ein Seminarist einen Fehler begangen hatte, so ließ ihn der Regens gewöhnlich Morgens nach der heiligen Messe rufen. Ich wurde nun eines Tages um diese Zeit zu ihm berufen. Ich wußte mich keines Vergehens gegen die Hausordnung schuldig und war begierig, was er mir zu sagen habe. Er sagte, eine sehr ansehnliche, edelmüthige Herrschaft, die er nannte, habe ihn ersucht, aus den vielen jungen Geistlichen, die er kenne, ihr einen Erzieher für ihre Kinder auszuwählen. Sie werde ihm die vollständigste, anständigste Verpflegung und drei hundert Gulden jährlichen Gehalt geben. Diese Summe solle ihm nach vollendeter Erziehung als

Pension bleiben, bis etwa eine von den Pfarreien ihres Patronats demselben lieber seyn sollte. Er habe im Sinne, mich vorzuschlagen. Was ich dazu sage?

Ich dankte ihm für das gütige Zutrauen, das er in mich setze, und sagte, ich sey einzig aus dem Grunde geistlich geworden, um in der Seelsorge zu arbeiten. Auch würde der Unterricht sowie die beständige Aufsicht über die Kinder all' meine Zeit in Anspruch nehmen, die ich zu meiner eigenen Ausbildung höchst nothwendig habe. Ich bitte also, mich zu entschuldigen.

Als wir Seminaristen aus der Vesper kamen, stand der Regens unter seiner Zimmerthür und rief mich herein. „Heute,“ sagte er, „ist Botentag. Wollen Sie nicht an Professor Sailer schreiben und ihn um Rath fragen?“ „Ich bin ganz entschieden,“ sagte ich, „habe keinen Zweifel und bedarf keines Rathes.“

„Schlafen Sie noch darüber,“ sprach er. „Die Sache ist für Sie von Wichtigkeit. Sie haben noch keine Kaplanstelle.“ Denn damals, da es noch einen Ueberfluß an Geistlichen gab, war es jedem Pfarrer überlassen, sich einen Kaplan zu suchen, und jedem Kaplan einen Pfarrer ausfindig zu machen.

Nach einem oder zwei Tagen kam der Pfarrer Abraham Kerler von Massenbeuern, das ungefähr anderthalb Stunden von Pfaffenhausen entfernt ist,



zu mir. Er war ein Jugendfreund und Mitschüler Sailer's und dieser hatte ihm von mir gesagt. Der Pfarrer, dessen bisheriger Kaplan eine Pfarrei erhalten hatte, fragte mich, ob ich sein Kaplan werden wolle? Ich sagte mit Freude Ja. Wir gingen Beide zum Regens. Dieser sprach zu mir: „Ich wünsche Ihnen Glück! Sie kommen zu einem würdigen Manne. Daran ist für den ganzen künftigen Beruf eines jungen Geistlichen viel gelegen.“

Die Alumnen von Dillingen mußten gewöhnlich zwei bis drei Monate lang, einige sechs oder noch länger in Pfaffenhausen bleiben. Mir sagte der Regens schon in der sechsten Woche: wenn ich nicht am nächsten Sonntage in der Pfarrkirche predigen müßte, so könnte ich meine Kaplanstelle am Samstag antreten. Diese baldige Entlassung überraschte mich; ich sah sie als eine besondere Gnade an, wagte aber nicht, die lebhafteste Freude, die ich empfand, darüber zu bezeigen, weil der Regens hätte denken können, ich sey froh, des Seminars los zu werden. Ich sagte es ihm und dankte ihm mit gerührtem Herzen für alle mir erwiesene Güte. Er sprach: „Ich weiß, daß Sie gerne hier waren und hoffe, daß Sie nicht ohne Nutzen hier gewesen seyen.“ Sonst pflegte er den Seminaristen beim Abschiede zu sagen: „Denken Sie, wenn es, wie einige meinen, hier zu seyn, nicht gut ist, so ist es doch gut, hier gewesen zu seyn.“

---

### 3. Die Kaplanstelle zu Rassenbeuern.

Am Montag nach Tische machte ich mich auf den Weg nach Rassenbeuern. Ein Mann aus dem großen Marktflecken Pfaffenhausen trug mir mein Felleisen nach. Den Koffer hatte ich zu Hause stehen lassen, bis ich eine bleibende Stelle haben würde. Unterwegs dankte ich Gott beständig, daß Er mich bisher so liebevoll geführt hatte und ich flehte zu Ihm, daß Er ferner mit mir seyn wolle.

Der Willkomm war, als ich in den alten, etwas baufälligen Pfarrhof trat, nicht so erfreulich, als ich erwartete. Der Pfarrer war nicht zu Hause. Die alte Mutter, die ihm die Haushaltung führte, öffnete die Hausthüre. Mein Begleiter sagte: „Da bring ich den neuen Kaplan, einen recht braven Herrn.“ Sie betrachtete mich und sagte: „Was ist denn das für eine kleine Gestalt von einem Kaplan? Doch es ist recht. Er ist doch keine so große Ueberlast im Hause.“

Als der Pfarrer heimkam, begrüßte er mich so liebevoll wie ein Vater seinen Sohn. Er führte mich in das kleine Kaplaneistübchen, ein Eckzimmer mit drei Fensterstöcken; zwei gingen nach Morgen und hatten die Aussicht auf einen nicht fernen Tannenwald; aus dem dritten sah man auf den Gottesacker und die Kirche. Außer den nöthigen Geräthschaften, Tisch, Schreibpult, ein paar Stüh-





läute auf seine Kosten angeschafft. Sein Einkommen war so reichlich, daß er Körbchen voll großer Thaler auf den Fenstersimsen stehen hatte. Da brachen zu Nacht Diebe ein, banden ihn, der im Bette lag, die Hände und einer bewachte ihn mit der Drohung; wenn er einen Laut von sich gebe, ihn auf der Stelle zu ermorden. Der Pfarrer ließ nachher an der großen Glocke einen Hammer befestigen und einen Draht bis zu seinem Bette herableiten, damit er bei einem ähnlichen Falle Sturm schlagen könne. Allein der Blitz schlug in den Thurm und lief an

dürfe; denn er sorgte dafür, daß alle reichlich zu essen bekamen, ging unter ihnen umher und unterhielt sich mit ihnen.

Ich nehme Anstand ob ich hier einer ergößenden Anekdote erwähnen solle. Da sie aber bloß als Scherz betrachtet wurde und Niemand zur Schmach gereichen kann, so mag sie hier stehen.

Der Churfürst kam wieder einmal nach Mindelheim. Die Magistratsräthe kamen in Verlegenheit, wer bei der Aufwartung die Anrede halten solle. Es gereicht keinem zur Unehre, sondern zur Ehre, daß er aus Ehrfurcht vor einem so großen Fürsten nicht zu sprechen wagt. Man kann dieses von einem schlichten Bürgermann auch nicht verlangen. In der Stadt befand sich ein Metzger, der überaus beredt und auch sehr witzig war. Sie ersuchten ihn, die Anrede zu halten und erschienen in ihren schwarzen Mänteln; der Metzger aber in seiner Metzgertracht. Der Fürst bezeugte sein Wohlgefallen an der schönen Rede und fragte ihn wer er sey. Er sagte: „Ich bin ein Metzger.“ „Und wer sind diese?“ fragte der Fürst. „Diese,“ sagte der Metzger, „sind meine Ochsen.“





Tagesordnung. Die ländliche Musik, die mir als Städter neu war, weckte mich schon Morgens vier Uhr — das Dreschen. Ich befolgte den guten Rath, welchen Horaz dem jungen Lollius in der lehrreichen Epistel, die ich öfters gelesen hatte und auswendig wußte, gegeben hat. (Lib. I. epist. 2.) Ich zündete ein Licht an, nahm ein Buch und las im Bette, bis es Tag war. In den übrigen Stunden studirte ich, bethete und schrieb meine Predigt und den Entwurf der Christenlehre auf den nächsten Sonntag. Den Nachmittag verwandte ich auf Sprachen. Ich las die Psalmen in hebräischer Sprache, wählte besonders erhebende und rührende Stellen daraus aus und schrieb sie in ein Büchlein zusammen, dem ich ein Verzeichniß der darin vorkommenden Wörter und eine Grammatik in nuce beifügte. Eine kleine Schrift von Weitenauer, nur drei Bogen stark, Trifolium hebraeicum, hat mir dabei gute Dienste geleistet. Da ich das griechische neue Testament sehr gut verstand, so las ich, um es auch in dieser Sprache, die damals in untern Schulen wenig betrieben wurde, weiter zu bringen, fleißig im Homer.

Ich spielte auch, aber bloß zu meiner Unterhaltung, Clavier. Ich konnte da meinen Gedanken am besten den Lauf lassen. Daß diese meine kleine Kunst mir noch einmal einen großen Dienst leisten werde, dieß fiel mir damals gar nicht ein.

Ein Rothkehlchen war das einzige lebende Ge-













auch mit Arbeitsverdienst. Bettler, die aus dem Betteln ein Geschäft gemacht hätten, weiß ich keine. So lange ich da war, kam kein strafbares Vergehen vor, während dieselben jetzt etwas Gewöhnliches sind. Da ich bisher mit dem Landvolke keinen Umgang hatte, jetzt aber ihm näher gerückt war, so fand ich manches bemerkenswerth.

Schon die Art, sich auszudrücken, hatte etwas Eigenthümliches, und war manchmal witzig, maulerisch &c.

Die alte Mutter verlor ihr Gehör gänzlich. Da sagte eine Magd: „Ei! jetzt hat sie die Ohren nur mehr zur Hoffart!“

Ein Knecht bat den Pfarrer, ihm Geld von seinem Lohne zu geben, um sich eine Büchse Marocko dafür zu kaufen. Der Pfarrer rief: „Wie so theuren Tabak!“ Der Knecht sagte, er wolle wohlfeilern kaufen. Allein der Pfarrer sprach ernst, er solle das Tabakschnupfen als eine unnütze Ausgabe ganz aufgeben. „Ach!“ sagte der Knecht, „man kann die Nase doch nicht verrecken lassen.“ Er meinte, der Tabak sey der Nase so nothwendig, als Heu und Haber seinen Pferden.

Ein Gewitter, aus dem einzelne Hagelförner herabfielen, zog über das Dorf hin. Man schickte Knechte und Mägde hinaus, um zu sehen, ob es keinen Schaden angerichtet. Eine Magd kam fröh-







Einmal ging ich durch die Getreidfelder, die ganz ausnehmend schön und reich, ja prachtwoll standen. Auf einem schmalen Feldwege seitwärts bemerkte ich einen Landmann, der seinen Hut, wiewohl die Sonne ziemlich heiß schien, in der Hand trug. Als ich, wo beide Wege sich vereinigten, mit ihm zusammentraf, sprach er: „Man sollte, wenn man durch diese gesegneten Felder geht, den Hut gar nicht mehr aufsetzen — aus Dankbarkeit gegen Gott.“

Ein andermal sah ich an einem Kornacker eine alte Bäuerin stehen, die einige Roggenähren abpflückte und sie andächtig betrachtete. Sie grüßte mich und sprach zu mir: „Als ich vor wenigen Tagen hier vorbeiging, waren alle Ähren noch ganz leer und nicht ein einziges Körnlein konnte ich darin finden, und jetzt sind die vielen tausend Ähren so voll Körner, daß sich die Halmen unter der schweren Last beugen. Wie wunderbar ist doch Gott!“

Eine fromme fränkische Person beichtete und empfing die heilige Kommunion an einem Werktag in der Kirche. Weil sie noch nüchtern war, so wurde sie auf eine Schale Kaffee in die Gartenlaube des Pfarrgartens eingeladen. Sie bat aber bloß um ein paar Eier. Sie nahm eines in die Hand und lobte die reine weiße Farbe und genau länglicht runde Form. Der Haushahn kam auf den Gartenzaun geflogen und krächte. Sie sagte: „wer sollte glauben, daß dieser prächtige Vogel aus einem solchen Ei gekommen?“







100



#### 4. Freunde aus der Nachbarschaft.

Nachdem ich von meinem dormaligen Wohnorte nebst dessen Umgebungen, von den Menschen, unter denen ich dort gelebt, was mir bemerkenswerth schien, aufgezeichnet, wende ich mich zu den benachbarten Ortschaften und deren Bewohner.

Ohne es zu suchen, fand ich in das erste Haus der nahen Stadt, und wohl der ganzen schon damals bayerischen Grafschaft Mindelheim Zutritt und die freundlichste Aufnahme. Stadtpfleger und erster Beamter der Grafschaft war Freiherr von Härtling, an seiner Bildung für das gesellschaftliche Leben, an Verstand, reichen Kenntnissen und edelm Herzen ausgezeichnet. Ganz unerwartet trat er, ehe ich ihm noch einen Besuch hatte machen können, in mein Kaplanstübchen. Dieß kam so. Er schätzte von allen Geistlichen seines Amtsbezirks den Pfarrer von Massenbeuern, und hatte steten freundlichen Umgang mit ihm. Er war gekommen, ihn zu besuchen, traf ihn nicht zu Hause, und begab sich zu mir. Er hatte schon von mir gehört, grüßte mich freundlich, besah meine kleine Büchersammlung und ging dann mit mir in die Gartenlaube. Hier sprach er mit mir über deutsche Literatur, lud mich ein, ihn öfter zu besuchen, und versicherte mich, seine ganze Bibliothek stehe mir zu Diensten. Seine Frau Gemahlin, eine geborne Gräfin Minuzzi-Seefeld, war







wolle, einem schönen Frühlingstage gleiche. Diesen Wunsch drückte ich in einem Gedichtchen von nur drei Strophen aus. Mein Pfarrer war an diesem Feste bei der Herrschaft zur Tafel eingeladen. Ich gab ihm das Gedicht mit, es dem lieben Clemens zu überreichen. Es fand bei den Aeltern großen Beifall, vielleicht bloß, weil es den Umständen so genau angemessen war, und ich dachte mir, auch ein Prediger soll den Umständen die Lippen zu öffnen wissen.

Unvergeßlich ist es mir, wie väterlich liebevoll der Vater seinem wohlunterrichteten Sohne zusprach, als dieser das erstemal zur Beichte ging. Ich war eben zugegen. Alles, was sein Erzieher und auch ich dem Kleinen gesagt hatten, kam in keinen Vergleich mit diesen väterlichen Ermahnungen. Alle Worte kamen aus einem von der Wichtigkeit dieser vorhabenden heiligen Handlung und von dem hohen Werthe der christlichen Religion durchdrungenen Herzen, und ich mußte den edeln Mann um so höher schätzen, weil ihm die Religion so werth war. Auch sah ich mehr als je ein, daß nur herzliche Liebe zu den Kindern den Worten des Kinderlehrers in ihre Herzen Eingang verschaffen können.

Eines Abends kam der Pfarrer von Mindelheim zurück und sagte, er habe mir eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Dem Erzieher des Clemens sey eine andere, bleibende Stelle, so viel ich mich







Bereins ein Wort sagen, welchen Nutzen wir davon ziehen können.“ Er bemerkte sehr richtig: wir haben bisher, wenn wir so beisammen waren, von allerlei gesprochen und wissen wohl selbst nicht mehr von was Allem. Es ging uns, wie es vielen Gesellschaften geht. Solche Stunden schwinden dahin und der Inhalt unserer Gespräche mit ihnen. Die heilige Schrift sagt deßhalb sehr treffend: „Unser Leben vergeht wie ein Gespräch.“ Unsere kleinen Ausarbeitungen dürften aber doch etwas Bleibendes seyn. Wenn sie auch an sich keinen Werth haben, so sind sie doch nützliche Uebungen. Vielleicht lesen wir sie nach vielen Jahren nicht ohne Vergnügen und Nutzen.

Als ein großer Theil von Schwaben, so wie die Stadt Ulm unter bayerische Landeshoheit kam, wurde Freiherr von Härtling General-Kommissär und Präsident der Regierung von Schwaben und Neuburg zu Ulm. Alois Mayer erhielt eine Anstellung an einem königlichen Erziehungs-Institute in München für adelige Jünglinge, Baron Clemens kam an die Universität Landshut.

Alle sind längst gestorben! Ach es erregt schmerzliche Gefühle in einem Alter von 86 Jahren in die Vergangenheit zurückzublicken! Unzählige Menschen von den vortrefflichsten Eigenschaften, von hohen Geistesgaben und den edelsten Gesinnungen, viele von ihnen in der schönsten Blüthe des Lebens, die

ich kannte, sind wie Schatten vorübergegangen. Ganze Generationen des Menschengeschlechtes sind in die Erde versunken. Wie schrecklich, wie zum Entsetzen wäre es, wenn von ihnen nichts mehr übrig seyn sollte, als Gebeine, Staub und Asche! Aber — o des Trostes! nur ihre sterbliche Hülle wird zu Staub; ihr Geist ist unsterblich, er lebt drüben in einer bessern Welt! Es gibt ein ewiges Leben, ein Sehen und Wiedersehen der Dahingeschiedenen! Dort werden keine Thränen der Trennung mehr geweint! O Dank sey Gott, unaussprechlicher, innigster Dank für die Gabe aller Gaben — die Unsterblichkeit!

Werfen wir noch einen Blick auf andere Nachbarn der Umgegend, auf die Geistlichen, die ich näher kennen lernte.

Unter diesen schätzte ich besonders den Pfarrer Keller von Dürtlewang. Er war ein Mann von Verstand, wissenschaftlicher Bildung und von würdigem Anstande. Sein Pfarrhaus war höchst reinlich und in der schönsten Ordnung. Er widmete sich mit mildem Ernste der Seelsorge. Seine Bibliothek war nur klein, aber gut ausgewählt. Er hielt sich, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben eine Literaturzeitung. Er nahm auch von der schönen Literatur Notiz; er fand Wohlgefallen daran, nur haßte er alles Ueberspannte. Der Ausdruck „wonnebetrunken,“ welches Beiwortes sich einer der größten

Schriftsteller sogar von den Engeln bediente, war ihm sehr zuwider. Er bat mich, wenn ich etwas Schönes finde, ihm es mitzutheilen. „Aber,“ sagte er, „nur nichts Bonnebetrunkenes!“ Er machte mich auch mit einigen spätern lateinischen Dichtern bekannt. Seine ganze Lebensart war sehr geregelt. Nie besuchte er einen Gasthof. Er beobachtete eine genaue Tagesordnung und war unausgesetzt geistig beschäftigt, was ich bei allen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, bei der er jedoch nur Noviz gewesen, bemerkt habe.

Ein ehrwürdiger Greis aus der Gesellschaft Jesu, der zu Mindelheim wohnte, ein weiser, frommer Mann, schon seit lange Jubelpriester, war ein großer Philolog und mit der griechischen und römischen Literatur sehr vertraut. Ungeachtet seines hohen Alters sah er noch immer sehr blühend aus. Ich hatte ihn zu meinem Beichtvater gewählt, unterredete mich sonst öfter mit ihm und fragte ihn einmal, wie er es angegangen, ein so fröhliches hohes Alter zu erreichen? Er sagte: „Ich habe es mir zur Regel gemacht, auf eine anstrengende geistige Arbeit nie mehr als eine, höchstens zwei Stunden zu verwenden; aber dann eine andere, wenn auch nicht minder anstrengende Arbeit vorzunehmen, und dann wieder zur ersten Arbeit zurückzukehren. Dieser Wechsel bewahrt den Geist vor Ueberspannung, die der Gesundheit höchst schädlich werden, ja sie ganz

untergraben könne. Ich halte es der Mühe werth, diese Regel hier aufzuzeichnen, die auch ich befolgte und bewährt fand.

Eine kleine Begebenheit, in der sich einige Geistliche der damaligen Zeit charakterisiren, kann ich hier nicht unerwähnt lassen. Ein schon etwas bejahrter Pfarrer wurde auf eine einträglichere Pfarrei befördert. Er lud drei Pfarrer ein, die man für die verständigsten des Landkapitels hielt, um sich mit ihnen über eine pfarrliche Angelegenheit zu berathen. Unter ihnen war auch der Pfarrer von Rassenbeuern. Sie kamen. Zu ihrer Verwunderung aber sagte er ihnen, er habe gefunden, daß man vor hundert Jahren in seiner Pfarrei eine Bruderschaft des heiligen Blasius eingeführt, die aber wieder erloschen sey. Er gedenke, sie neu zu errichten und frage sie um Rath, wie das auf die feierlichste Art geschehen könne. Sie sagten ihm, für jetzt habe er Wichtigeres zu thun. Unter seinem altersschwachen Vorfahrer sey die Pfarrei etwas zurückgekommen. Seine erste Angelegenheit soll seyn, dem öffentlichen Gottesdienste die gebührende Würde zu verschaffen, das Wort Gottes mit Nachdruck zu verkünden, die Pfarrangehörigen zu eifrigem Besuche der Predigt und zum öftern Empfange der heiligen Sakramente zu ermuntern. Eine Herzensangelegenheit soll ihm der Unterricht der Jugend und der fleißige Besuch der christlichen Lehre, sowie der Schule seyn. Was die katholische Kirche allen



Pfarrern vorschreiben müsse zuerst vollzogen werden. Nebenandachten, die nur hie- und da in einer Pfarrei statt finden, können erst nachher beachtet werden. Auch solle er darauf bedacht seyn, zuvor die Schulden abzubehalen, mit denen er die große Defonomie der Pfarrei habe übernehmen müssen, ehe er andere Ausgaben mache.

Der neue Pfarrer sagte: dieses Alles werde er thun. Aber die Blasius-Bruderschaft liege ihm zu sehr am Herzen. Da es gerade in diesem Jahre hundert Jahre werde, daß sie errichtet worden, so lasse sich das Fest der Wiederherstellung unmöglich verschieben. Er habe im Sinne, vor der Kirchenthüre eine Ehrenpforte aufrichten zu lassen mit der Aufschrift hoch oben: Hundertjähriges Jubiläum der in diesem Jahre erneuerten Bruderschaft des heiligen Blasius. An jeder der zwei Säulen der Ehrenpforte soll ein Schild angeheftet werden mit einem Sinnbilde und einer Inschrift. Es sollte da, zu Ehren des heiligen Blasius, vom Blasen ein Wort angebracht werden. Ich weiß aber, sagte er, dieses, so sehr ich schon darüber nachdachte, nicht zu machen. Deswegen eigentlich habe ich meine verehrten Herren Confratres hierher bemühen wollen, mir zu rathen und aus der Noth zu helfen.

Pfarrer Kerler sagte im Scherze, auf den einen Schild da könnte man etwa einen durchlöcherten und zusammengedrückten Dudelsack malen und dar-

unter schreiben: „Exspiravi: ich habe aufgehört zu blasen.“ Auf den andern Schild könnte man einen dicken Herrn im schwarzen Rode malen mit der Unterschrift: „Inflavi: ich habe ihn wieder aufgeblasen.“

Diesen Scherz nahm der Wiederhersteller der Bruderschaft für vollen Ernst. Er fand den Einfall ganz vortrefflich und ließ, — wer hätte das gedacht! — Sinnbilder malen und die Inschriften lateinisch und deutsch so zierlich als möglich an den Säulen aufhängen und so öffentlich zur Schau ausstellen.

Die Nachricht wurde, ich weiß nicht durch wen, an eine damals sehr gelesene, zu Freiburg im Breisgau herausgegebene Zeitschrift „der Freimüthige“ eingesandt und gedruckt. Sonst hätte ich vielleicht dieser Anekdote nicht erwähnt. Jedoch ersieht man daraus, daß es in dem Landkapitel außer dem beschränkten, am Buchstaben flebenden Manne noch sehr vernünftige Geistliche gab.

Die Jagd war damals ein beliebtes Vergnügen, dem die geistlichen und weltlichen Herren der Umgegend gerne nachgingen. Auch Pfarrer Kerler liebte sie sehr, wie er denn auch diese Bewegung für seine Gesundheit nothwendig fand. Er würde aber, wie ich fest überzeugt bin, diese seine Jagdliebe sicher aufgegeben haben, wenn seine Pfarrgemeinde nur das geringste Aergerniß daran genom-

men hätte. Allein die Bauern lobten ihn vielmehr, daß er dazu beitrage, ihre Felder vor Wildschaden zu schützen.

In den ansehnlichen Waldungen der Grafschaft wurden im Herbst große Treibjagen veranstaltet, wozu er allemal eingeladen wurde. Auch Herr von Hürtling, viele Adelige, Beamte und andere Jagdsfreunde fanden sich dabei ein. Benachbarte Jäger, bei denen man zu irgend einem Feste einen Rehbock bestellt hatte, machten ihm allemal das Vergnügen, ihn denselben schießen zu lassen. Die niedere Jagd war ihm fast ganz freigegeben, und er hatte ein besonderes Geschick im Schießen der Mooschnepfen. Eine Strecke Waldes hatte er selbst gepachtet.

Es fehlte uns daher im Hause nie an Wildbret. Einmal fand ich bei Tische in einem Rehbraten einige Schrotte. Der Pfarrer sagte, ich solle sie aufbewahren. Die Jäger pflegen sie Treffer zu nennen, und ich könne ihnen damit ein sehr werthes Geschenk machen. Aus dieser Bemerkung zog ich mir eine gute Lehre. Die Schulkinder mußten, was sie aus der Predigt gemerkt hatten, aufschreiben und mir bringen. Gedanken oder Ausdrücke, die jedes Kind aufgezeichnet hatte, nannte ich auch Treffer. Ich lernte da, was auf die Jugend und das Volk vorzüglich Eindruck mache.

Einmal wurde der Pfarrer von dem nächsten Jäger ersucht, einen Rehbock zu schießen. Er ging

ein paarmal in den Wald, konnte jedoch keinen auf-  
finden. Da er aber eben eine Festpredigt, zu der  
er eingeladen war, machen mußte, nahm er sich  
keine Zeit mehr dazu. Zwei Studenten, seine Nessen,  
wollten es nun versuchen, den Bock zu schießen,  
und baten ihn, es zu erlauben. Er gestattete es  
und voll Freude und laut jubelnd kamen sie mit  
dem Wildbret zurück. Allein es war eine Rehgeiß.  
Der Pfarrer wurde darüber höchst unwillig und  
sprach: sie sollen das Stück Wild aus dem Hause  
schaffen; kein Bissen davon dürfe auf seinen Tisch  
kommen. Die Studenten packten das Reh in einen  
Koffer und machten darauf eine Adresse an einen  
Anverwandten, der ein paar Stunden entfernt  
wohnte. Sie gedachten, er werde das Geschenk gern  
annehmen und ihnen dafür aus der Noth helfen.  
Als sie mit dem Koffer auf einem Schiebkarren bei  
Mindelheim an dem Stadthor vorbeifuhren, kam  
eben der Stadthäger heraus. Seine Hunde liefen  
auf das Koffer zu, rochen daran und fingen an zu  
bellen. Die Studenten hatten einen Todeserschrecken.  
Der Jäger sprach: „Sehen Sie, meine Herren,  
was für treffliche Hunde ich habe. Das alte Koffer  
ist mit Rehhaut überzogen; man sieht aber nur  
mehr wenige Härlein davon. Dennoch rochen die  
Hunde. Ja, das muß wahr seyn, ich wettete da-  
rauf, weit und breit gibt es keine besseren Jagdhunde.“

So glaubt man oft eine Erscheinung aus einem



kleinen, nicht zureichenden Umstände erklären zu können, während die eigentliche Ursache ganz nahe liegt. Einem altgriechischen Weltweisen wurden einst Gurken auf den Tisch gebracht, die einen Honiggeruch, ja auch etwas von dem Geschmacke des Honigs hatten. Er fragte, bei welchem Gärtner die Magd die Gurken gekauft habe. Er ging hin, ließ sich von dem Gärtner die Stelle zeigen, wo die Gurken gewachsen und bat ihn um einen Korb voll von dieser Erde, die der Gärtner ihm für ein Geschenk gerne nachtrug. Zu Hause untersuchte der tiefdenkende Philosoph die Bestandtheile der Erde und beklagte sich, daß er die Ursache, warum die Gurken einen Honiggeruch und Honiggeschmack hatten, nicht entdecken könne. „Ei,“ sagte die Magd, „mir ist die Ursache wohl bekannt. Ich habe auf dem Markte Honig verkauft und die Gurken, die ich kaufte, in den leeren Topf gethan.“ So hat der gesunde Menschenverstand nicht selten über tiefe philosophische Untersuchungen den Sieg davon getragen.

Die Jagdliebhaberei des Pfarrers machte mich auch mit dem Forstmeister zu Mindelheim, dem Herrn von Schilcher, einem kenntnißreichen, gebildeten und in jeder Hinsicht vortrefflichen Manne bekannt. Pfarrer Kerler achtete ihn sehr hoch; ja war gewisser Massen sein vertrauter Freund. Einmal erhielt der Forstmeister von München aus die Ver-

ordnung, die Förster sollten ihre Waldungen nach dem Quadratschuhe ausmessen. Er rief dieselben zusammen, las ihnen den Befehl vor und wollte nun hören, was sie dazu sagten. Allein sie waren, nur einen oder den andern ausgenommen, vielmehr Jäger als Förster. Einer von ihnen sagte: „Der Nürnberger und Augsburger Schuh ist mir nicht ganz unbekannt, allein von einem Quadratschuhe habe ich nie gehört.“ „Ei,“ sprach ein anderer, „den Quadratschuh werden sie uns schon von München aus schicken.“ Der Forstmeister unternahm es, den größten Theil der Waldungen selbst auszumessen. Als die Reihe der Ausmessung an den uns nahen Wald kam, lud der Pfarrer den Forstmeister ein, während dieses Geschäftes von mehreren Tagen bei ihm zu Mittag zu essen. Auch wurde das Essen zuweilen in den Wald hinausgetragen und wir speisten dort mit ihm.

Während der Forstmeister sich mit Feldmessen beschäftigte, legte er mir Fragen vor, wie dieses oder jenes zu machen sey und freute sich meiner Antworten. Ich hatte zu Dillingen einen vortrefflichen Professor der Mathematik gehabt, der seinen Schülern das Feldmessen praktisch und sehr genau und gründlich gezeigt.

Der Forstmeister fragte mich einmal, was mir eben jetzt noch einfällt, warum das Fähnlein, das er als Zeichen aufsteckte, durch sein Telescop be-

trachtet, verkehrt, das Unterste zu oberst erscheine. Die Antwort, weil die Strahlen im Brennpunkte des Glases sich kreuzen, war für jeden, der nur wenig von Optik gehört hatte, sehr leicht.

Herr von Schilcher wurde in der Folge, als ein Theil Schwabens unter die bayerische Landeshoheit kam, in einen größern Wirkungskreis zur Regierung in Ulm versetzt.

Von jeher hatte ich eine große Neigung, die Natur, Pflanzen und Thiere zu beobachten. Ein Jagdhund des Pfarrers, der Grünwalderl hieß, zeigte eine Art Ueberlegung, die an Verstand zu gränzen schien. Wenn der Hund etwa im Dorfe herumliefe und wieder nach Hause kam und der Pfarrer indessen ausgegangen war, so blickte Grünwalderl sogleich an die Wand. Fehlte eine Flinte, so kratzte er an der Stubenthür, bellte und sprang, sobald man ihm öffnete, nach in den Wald. Ging der Pfarrer auf die Jagd, ohne den Hund mitzunehmen, so roch dieser bei der Heimkehr seines Herrn an der Oeffnung der Flinte, ob damit geschossen worden.

Noch deutlichere Proben von Schließen und Vergleichen der Ursache und Wirkung gab ein großer Jagdhund, Skieß genannt, welcher dem in der Nähe wohnenden Pfarrer Feneberg von Oberdorf gehörte. Als letzterer zum Professor in Dillingen befördert worden, gab er den trefflichen Jagdhund seinem



Freunde Kerler. Skieß leistete auf der Jagd noch ausgezeichnete Dienste, fing aber an zu altern und wurde so gebrechlich, daß er die Stiege nicht mehr hinabgehen konnte, sondern hinabpurzelte. Der Pfarrer sagte, er halte es für nothwendig, den Hund dem Abdecker zu übergeben; ich sollte aber zuvor an Feneberg schreiben, was er dazu sage. Feneberg antwortete, er bedaure das gute, getreue Thier recht von Herzen. Da aber Altersschwäche und Tod das Schicksal sogar des Menschen sey, so müsse man sich in die Nothwendigkeit ergeben. Um sich jedoch die trüben Gedanken aus dem Sinne zu schlagen, habe er angefangen, die Biographie des Skieß zu verfassen, und schicke mir Probeblätter davon. Diese Blätter waren voll von Witz und Humor. Er beschrieb darin die Thaten des preiswürdigen Jagdhundes.

Feneberg schoß, an dem Ufer der Wertach stehend, einen Rehbock auf einer Insel des Flusses und forderte Skieß auf, den Bock zu holen. Der Hund strengte alle Kräfte an, ihn herbei zu bringen, allein die dichten Gesträuche machten es unmöglich. Auf einmal wendete er sich um, schleppte den Bock auf die entgegengesetzte Seite der Insel, umschwamm sie und legte seinem Herrn den Bock zu Füßen.

Ein muthwilliger Knabe hatte eine Ente, die in das Haus gehörte, mit einem Steine geworfen, so daß ihr ein Fuß abbrach. Skieß trug die Ente

sanft und schonend auf das Zimmer seines Herrn und zeigte sie ihm, als wolle er fragen, was mit ihr zu machen.

Ein so guter Jagdhund Skieß gewesen, ein so fecker Dieb war er. Einst stahl er in der Küche des Dekans, der eben Gäste hatte, den Braten sammt dem Spieße vom Heerde hinweg. Der Dekan wurde sehr aufgebracht und drohte, wenn der Hund ihm noch einmal in das Haus komme, so erschieße er ihn. Feneberg schoss einen Hasen, begab sich damit und von Skieß begleitet in den Pfarrhof, ging zuerst allein in das Zimmer des Dekans und meldete Skieß an, der komme, um Abbitte zu leisten und den angerichteten Schaden, so viel ihm möglich, zu ersetzen. Hierauf kam Skieß mit dem Hasen im Maul herein, setzte sich auf die Hinterfüße und bot, als apportirend dem Dekan das Wildbret dar. Der Dekan lachte und gab ihm Pardon.

Wenn ein Geistlicher aus der Nachbarschaft auf Besuch kam, und, bis es Abends dunkel geworden, dablieb, befahl Feneberg seinem Skieß: „Du gehst mit ihm!“ und der Hund begleitete ihn bis an die Hausthüre.

Der Churfürst Clemens gab einmal zu Oberdorf an einem großen Weiher oder vielmehr einem kleinen See eine Entenjagd. Auch Feneberg war dazu eingeladen. Die Schützen umstellten, einer etwa fünfzig Schritte von dem andern, den See.











Johannes getauft und zu seinem heiligen Berufe, die Menschen zu lehren und selig zu machen, eingeweiht wird und wie der Himmel sich über ihm aufthat, von dem die Stimme des Vaters erscholl: „Dieser ist mein geliebter Sohn.“ Auf dem Hochaltare erscheint Jesus Christus in der Herrlichkeit des Himmels von seinen Aposteln und Heiligen und Völkern aus allen Jahrhunderten und Himmelsstrichen umgeben, eine Herrlichkeit, zu der auch wir bestimmt sind.

Auf dem Choraltare sind noch vier Engel von schöner Bildhauerarbeit mit Kreuz, Anker und zwei Rauchfässern, die auf Glaube, Hoffnung, Gut der Liebe und Weihrauch des Gebethes hindeuten.

Nebst der Hauptkirche befinden sich in der Pfarrei noch zwei kleinere Kirchen etwa eine Stunde weit in Lengenwang und Rückholz. Bei jeder ist zur Aushülfe in der Seelsorge ein Geistlicher angestellt.

Ueberdies haben die frommen, eifrigen Pfarrangehörigen nächst ihren Wohnungen noch viele kleine Kapellen erbaut; in eils derselben darf auch Messe gelesen werden, damit alte Leute, denen der Weg in die Kirche zu weit wäre, doch hier dem heiligsten Opfer beiwohnen können.

Und da hat Pfarrer Geneberg die schöne Anordnung getroffen, daß bei jeder heiligen Messe nach dem Evangelium ein Ausspruch desselben oder

ein Wort oder eine That eines Heiligen, dessen Name auf den Tag traf, den Anwesenden gesagt wurde.

An schönen Frühlingstagen z. B. erinnerten wir daran, daß Jesus Christus uns auffordere, auf die Vögel unter dem Himmel zu blicken, die der himmlische Vater ernähre und auf die Blumen des Feldes, die Er schöner schmücke als Salomo gekleidet war in aller seiner Pracht. Zur Zeit der Aerndte, wenn nach langem Regen die Sonne wieder hell und warm schien, oder wenn nach langer Dürre ein milder Regen die Felder erfrischte, so machten die Worte Jesu, der himmlische Vater lasse seine Sonne scheinen, Er lasse regnen, einen besonders erfreulichen und tröstlichen Eindruck auf die Landleute. Die kurzen Anreden durften aber nebst der Messe nicht länger währen, als eine halbe Stunde, damit die Leute nicht von ihrer Arbeit abgehalten würden. Indessen merkten sie sich die wenigen Worte besser als eine lange Predigt.

Hier kann ich einer Verlegenheit, in die ich bei einer solchen Veranlassung kam, nicht unerwähnt lassen. Der Benefiziat Erhardt in Lengenwang, eine fromme heiligmäßige Seele, war krank. Ich besand mich bei ihm, um seine Obliegenheiten, die er als Seelsorger hatte, zu erfüllen und ihm in seiner Krankheit beizustehen. Mein lieber Freund





Jesus, in dem allein Heil ist, und in dem sich die Gnade und Menschenfreundlichkeit Gottes am lieblichsten offenbart, heilig leben und getrost sterben können.

Diese drei Punkte machte ich denn zum Inhalte meiner Predigt, und das zahlreiche Volk hörte mit sichtbarer Andacht und Aufmerksamkeit zu. So sind auch Gemälde — Bücher für alle frommen Christen, besonders für solche Zuhörer, die nicht lesen können. Gut ist es, wenn der Prediger vieles Heilsame und Nützliche gelesen hat, daß er zu gelegener Zeit das Nothwendige aus dem Schatze seines Gedächtnisses hervornehmen kann.

Ueberhaupt soll der Prediger alle Umstände und besonders, was die Zuhörer vor Augen haben, wohl benützen. Dazu fand ich noch eine weitere Veranlassung. Der grüne Rasenplatz, auf dem die Predigt gehalten wurde, war von Bäumen umgeben, an denen die reichlichen Früchte bereits sichtbar waren; unter ihnen stand aber auch der Kanzel gegenüber ein dürre Baum ohne alle Früchte. Davon nahm ich den Schluß der Predigt. „In dieser Welt,“ sagte ich, „fällt der Unterschied zwischen guten und bösen Menschen nicht immer sehr in die Augen. Im Winter sah dieser dürre, unfruchtbare Baum aus, wie die guten, fruchtbaren Bäume; allein erst im Frühlinge und Sommer wurde der Unterschied offenbar. So wird auch die Zeit kom-

men, in der ein heuchlerischer Mensch, ein falscher Christ, der kein christliches Leben in sich hat, so erscheint, wie er in der That ist. Man vergaß, diesen verdorrten Baum umzuhauen und in das Feuer zu werfen. Allein einem bösen Menschen ein gleiches Schicksal zu bereiten, wird der gerechte Gott nicht vergessen. Laßt uns das Leben eines wahren Christen im Herzen haben und gute Früchte bringen!"

Sogleich nach dem Antritte seiner Pfarrei machte Jeneberg es sich zur Angelegenheit, die ihm anvertraute, zahlreiche christliche Gemeinde näher kennen zu lernen, um sein Predigtamt nach ihrer Fassungskraft, ihrer bereits erworbenen Kenntniße unserer heiligen Religion und ihrem sittlichen Zustande einzurichten.

Unter Anderm legte er ein Familienbuch an und besuchte nach und nach die 86 Filiale und so viel möglich auch die einzelnen Häuser. Er zeichnete die Namen des Hauses und des Besitzers, des Hausvaters und der Hausmutter und aller Kinder auf und bemerkte, wo sie in den Pfarrbüchern, in den Trauungs-, Tauf- und Sterbelisten zu finden seyen.

Er fand so Gelegenheit, den Bewohnern manches erbauliche und nützliche Wort zu sagen und die Gespräche mit ihnen machten ihm selbst viele



Freude. Er fand unter ihnen recht viele fromme und verständige Leute.

Dieses Familienbuch ersparte auch viele Mühe, Zeit und langes Nachsuchen. Wenn z. B. ein Taufschein verlangt wurde, so durfte man nur das Familien- und das Taufregister aufschlagen und konnte ihn augenblicklich ausstellen. Auch war es bei Eheverlobungen sehr leicht zu finden, ob wegen Verwandtschaften etwa ein Ehehinderniß statt finde. Auch ein Stammbaum, der hie und da wegen Erbschaften vom weltlichen Amte gefordert wurde, war leicht zu verfassen. Ich fand ein solches Familienbuch nur in Württemberg, wo ich nach vielen Jahren Pfarrer geworden, eingeführt, und es leistete mir sehr gute Dienste.

Geneberg hatte von der Pfarrei mit ihren 86 Filialen eine Karte entworfen und sie an der Thüre des allgemeinen Speise- und Wohnzimmers aufgehängt. Jedes Weiler, jeder Bauernhof, jedes Wäldchen, jeder einzeln im Felde stehende Baum, jeder Steg über ein Bächlein war darauf angemerkt. Wir zwei Kapläne konnten uns bei Krankenbesuchen leicht zurecht finden, auch sehen, in welcher Ordnung sie vorzunehmen seyen, um den Weg nicht etwa zweimal machen zu müssen.

Das Besuchen der Kranken, wenn es mehrere gab, brauchte viele Zeit. Wenn wir Morgens nach der heil. Messe ausgingen, hatten wir zu thun, um









Basilius den Telegraphen schon viele Jahre vor den Franzosen erfunden hat. Seine Mitbrüder achteten wenig darauf; die Maschine wurde indeß doch in der Bibliothek aufgestellt. Erst als einmal über Tisch die Nachricht von der französischen Erfindung des Telegraphs aus den Zeitungen vorgelesen wurde, da fing einer der Klostergeistlichen an: „Mein, hat unser Vater Basilius nicht einmal auch ein solches Ding gemacht?“ „Ja, ja,“ sagte Basilius, „ein solches Ding hat er gemacht.“ Er gab nun eine Probe, was diese Maschine leisten könne, worüber dann alle sich höchlich verwunderten. Er erfand nun noch eine andere Form eines Telegraphs, den er den Frauenzimmer-Telegraph nannte. Dieser glich einem aufrecht stehenden Klavier. Die Tasten waren mit 24 Buchstaben des lateinischen Alphabets bezeichnet. Wenn man eine Taste mit dem Finger niederdrückte, erschien oben eine dem lateinischen Buchstaben ähnliche Figur. Basilius wechselte auch öfter mit mir Briefe. Einmal schrieb er mir einen Brief in solchen telegraphischen Zeichen, den ich in eben diesen Zeichen beantwortete. Auch theilte er uns die damals berühmteste Literaturzeitung von Jena, Bosselts Annalen, die Minerva von Archenthal und andere interessante Schriften mit.

---

## 6. Zwei denkwürdige Begebenheiten aus dem Seelsorgerleben.

In die Zeit meines Aufenthaltes in Seeg fallen zwei denkwürdige Begebenheiten, die einen tiefen Blick in den Zusammenhang des diesseitigen Lebens mit dem jenseitigen thun lassen. Von der Wahrheit der ersten Begebenheit, die ich hier mittheile, konnte ich mich an Ort und Stelle selbst überzeugen; die zweite erzählte mir ein bewährter Freund, an dessen Wahrheitsliebe zu zweifeln ich keinen, auch nicht den geringsten Grund habe.

In Lengenwang, einem Weiler der Pfarrei Seeg, lebte ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren. Schon von seiner Kindheit an litt er an der fallenden Sucht, und zwar in einem unerhört schrecklichen Grade. Manchen Tag konnte ihn das schreckliche Uebel wohl zwanzig Mal zu Boden werfen. Darauf, bisweilen auch vorher, bekam er einen tiefen, dumpfen Schlaf von 36 — 48 Stunden.

Seine Aeltern, so gerne sie ihn hatten, konnten ihn nicht mehr zum gemeinschaftlichen Tische gehen lassen, weil er da von seiner Krankheit gar oft befallen wurde, und dann von Schrecken und Ekel übermannt, Niemand mehr essen mochte. Die Stiege mußte er immer rückwärts hinabgehen. Versuchte er, ordentlich wie andere Leute herunter zu gehen, so stürzte er meistens herab und wälzte sich schäu-



merksamkeit hatte ein Ende. Ich wußte von der ganzen Sache noch kein Wort und stieg von der Kanzel, zu sehen, ob ich etwa helfen könne. Der furchtbare Anblick des armen jungen Menschen, sein schreckliches, von unterlaufenem Blute schwarz und blau aufgeschwollenes Gesicht, der Schaum vor seinem Munde und die heftigen Zuckungen, welche die vereinte Kraft von sechs Männern, die ihn aus der Kirche trugen, kaum bändigen konnte, machte einen erschütternden Eindruck auf mich.

Nach dem Gottesdienste besuchte ich ihn. Er saß auf der Bank am Ofen, ruhig und lächelnd; doch war sein Blick noch matt und krank und hatte etwas Zerstücktes.

Von nun an stieg sein Elend auf's Höchste. Er konnte gar nicht mehr vom Bette aufstehen. Sobald er sich nur aufsetzen wollte, schlug's ihn wieder zurück in's Bett. Hätte er des Tages hundertmal versucht, aufzustehen, hundertmal hätte es ihn wieder niedergeworfen. In diesem furchtbaren, jammervollen Zustande nahm er seine Zuflucht zu Gott. Und nun will ich seine eigenen Worte nach erzählen, so viel ich mich deren noch erinnern kann. Nur muß ich noch bemerken, daß das Wort „Bue“ häufig das Nämliche sagt, was im Evangelium das herzliche Wort: Kind, Sohn bedeutet.

Es war Nachmittags am 3. Juli 1796 (so erzählte mir der junge Mensch); die Leute waren in









seligen. (Des kurz vorher verstorbenen Benefiziaten Gottfried Ehrhardt, der eine überaus fromme Seele war.) „Gerade so saß er allemal neben mir. Gerade so, sagte er allemal: „Bue Dein Kreuz ist groß: aber vertraue auf Gott! Wenn ich nur gefragt hätte! Es reut mich recht! Ich habe es vergessen.“

So weit der Jüngling. So erzählte er die Geschichte in Gegenwart seines Vaters zuerst dem Herrn Kaplan Bayer. So erzählte er im Beiseyn seines Vaters hernach auch mir. Ich habe dies Alles aus seinem Munde. — Was ist aber von der Geschichte zu halten? Was ich davon halte, das weiß ich, und will es auch hieher setzen.

Als mir Herr Bayer die Geschichte zuerst erzählte, glaubte ich zwar seiner Erzählung, aber es war mir doch Manches bei der Sache sonderbar. Mein Glaube hatte noch keine Festigkeit und ich weiß selbst nicht, wie mir dabei zu Muth war. Als ich aber den Jüngling selbst sah, da wurde es mit mir ganz anders. Welche Glaubensfreudigkeit! Welche Heiterkeit! Welche Unbefangenheit! Sein blaßes Gesicht, das recht in die Apostelgeschichte gehörte, erschien schon als ein Beglaubigungsschreiben der Begebenheit. Da war nichts Wildes, nichts Zerstücktes mehr, das den an der fallenden Sucht Leidenden sonst eigen ist. Seine Augen funkelten vor Freude. Eine Ueberzeugungsfülle, ein seiner

Sache Gewißseyn leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor, daß jeden Zweifel niederschlagen mußte.

Besonders rührte mich die Einfalt des Knaben. „Das ist doch ein Wunderding,“ sagte er, „die Kugel konnte reden und hatte doch kein Maul.“ Das schien ihm das Wunderbarste an der ganzen Sache.

Die Erscheinung selbst hat für mich nichts Anstößiges; sie ist ganz im Geiste biblischer Erscheinungen. Wie dort fast durchgehends ein zweifaches Zeichen für die zwei edelsten Sinne des Menschen bemerkt wird, so ist auch hier Bild und Stimme für Aug und Ohr. Eine schneeweiße Kugel oder ein brennender Dornbusch, woraus die Stimme kommt, ist mir übrigens ganz einerlei. Der Umstand mit der Erbse irrte mich anfangs, aber, als ich sie gesehen hatte, auch nicht mehr. Die noch geschlossene, mit Frucht gefüllte Erbsenhülse war so vollkommen, rein und niedlich ausgewachsen, als wäre sie aus Tausenden ausgelesen. Sie war noch so unverdorben und unverletzt, daß sie nicht wohl vom vorigen Jahre seyn konnte. Um nichts zu übertreiben, sage ich dies. Der Vater versicherte auch, daß er überhaupt in seinem Hause keine Erbsen habe. Die Erbse ist wenigstens, wie die offengebliebene Kammerthür bei der ersten Erscheinung der Kugel ein ganz einfaches, bleibendes Zeichen, daß auch ihre zweite Erscheinung kein bloßer Traum oder leere











sich verkältet und die Kälte wurde ihm in der warmen Stube erst recht fühlbar. Pfarrer und Kaplan fanden, es sey ihm unmöglich weiter zu gehen. Der Kaplan schlug vor, dem armen Knaben das kleine Zimmer anzuweisen, wo die Kapuziner, wenn sie in der Gegend umher Almosen sammelten, zu übernachten pflegten. Der Pfarrer fand den Vorschlag gut. Der Kaplan führte den Knaben dahin, brachte ihn zu Bette und ging, den Arzt zu rufen. Der Arzt versicherte, ein heftiges Fieber sey im Anzuge und verschrieb Arznei.

Der gutherzige Kaplan Kapisstran wartete nun seinem kranken Pflegesohne so liebevoll ab, wie nur immer die zärtlichste Mutter ihr Kind verpflegen könnte. Als die Heftigkeit des Fiebers nachgelassen hatte, redete Kapisstran mit dem Knaben, um ihn näher kennen zu lernen. Der Vater desselben war schon vor längerer Zeit, die Mutter erst vor kurzer Zeit gestorben. Die fromme Mutter hatte ihrem kleinen Sohne das Vater unser und andere kurze Gebethe gelehrt, welche dieser auch sogleich recht deutlich und mit Andacht und mit gefalteten Händen hersagte. Der Kinderfreund Kapisstran, der sich den Unterricht der Kinder von jeher zur wahren Herzensangelegenheit gemacht hatte, lehrte nun seinem Pflegekinde „Gott in Christus“ näher kennen und lieben. Die Erzählungen aus der Geschichte Jesu hörte der Knabe mit der größten Aufmerksamkeit und sie



















den Anfangsgründen der lateinischen Sprache übertragen.

Der Pfarrer hatte sehr weise und zweckmäßig zu den in der Fastenzeit gewöhnlichen Abendandachten Betrachtungen eingeführt. Die besseren gedruckten hatte er bereits vorgelesen und mußte ferner keine tauglichen aufzutreiben. Er übertrug daher mir, diese Andachten zu halten. Ich hatte keine andere Wahl, als Betrachtungen über das Leiden und den Tod Jesu u. s. w. zu verfassen. Diese Betrachtungen wurden, ohne daß ich es wußte, vielfältig abgeschrieben und von Seelsorgern benützt. Ich wurde öfter aufgefordert, sie drucken zu lassen, fand aber nicht Zeit, sie für den Druck vorzubereiten. Nur fünf Betrachtungen über das Leiden Jesu am Delberge habe ich erst dahier zu Augsburg in den Druck gegeben.

Von dem damals noch Churfürstlich bayerischen Direktorium der deutschen Schulen wurde ich, da die Grafschaft Thannhausen damals noch nicht unter bayerischer Landeshoheit stand und ich also noch ein Ausländer war, eingeladen, eine biblische Geschichte für die Schulen Bayerns zu verfassen. Bischof Sailer, damals noch Professor an der Universität Landshut, hatte mich auf Ersuchen, wie ich bereits im zweiten Bändchen bemerkt habe, dazu in Vorschlag gebracht. Ich ergriff diesen Antrag mit Freuden, indem ich mich bisher mit der biblischen Ge-

















Buchstaben kommen, sie auf kleine Brettchen von etwa 4 Zoll Höhe und 2 Zoll Breite, weil Pappendeckel zu leicht weich wird, aufziehen und an der großen schwarzen Tafel Querstäbe befestigen, um sie da aufzustellen. Zuerst lehrte ich die Kinder die kleinen Buchstaben kennen. Mit dem ba, be, bi, bo, bu wollte ich sie nicht lange aufhalten. Ich ließ sie sogleich Worte zusammen setzen, die einen Sinn hatten, zuerst bloß aus zwei, dann aus drei, dann aus mehreren Buchstaben z. B. ich, du, er, wir, ihr, sie; Aug, Gott, Welt.

Anstatt des halben auf Pappe aufgezogenen Bogens mit großen und kleinen, deutschen und lateinischen Buchstaben ließ ich bloß ein Oktavblättchen, ein Papptäfelchen mit dem kleinen und großen Alphabete, und zwei, drei und mehrsyllbigen Worten in den Händen der Kinder.

Die einzelnen Buchstaben auf Holz legte ich in eine Lade mit Fächern, nach Art eines Buchdrucker = Setzkastens, der bei dem Unterrichte treffliche Dienste that.

Da ich etwa, wie oben bemerkt, vierzehn Tage mich nicht wohl befand, und nach Anordnung des Arztes das Schulhalten aussetzen mußte, verfaßte ich ein Lesebüchlein von nicht mehr als einem Bogen. Ich wollte anfangs nur einige Sätze mit einsyllbigen Wörtern voranstellen; ich fand aber da eine besondere Eigenschaft der deutschen Sprache. Es ward

mir sehr leicht, die erste Hälfte des Bogens „von Gott“ in lauter Sätzen von nur einsylbigen Worten zu Stande zu bringen; die zweite Hälfte handelte von Jesus Christus in Worten mit getheilten Sylben. Diesen Bogen ließ ich einstweilen auf meine Kosten drucken. In der Folge fand ich es thunlich auch das, was Kinder noch vom heiligen Geiste wissen sollen, auf den einzigen Bogen mit nicht in Sylben getheilten Wörtern und kleinern Lettern zu bringen.

So entstand ein sehr kleines Büchlein. Ich ließ es in buntes Papier binden und theilte es den Kindern als ein Geschenk für ihren bisherigen Fleiß aus. Sie wunderten sich, in diesem Büchlein sogleich ohne Anstand lesen zu können. Ich hatte nämlich die Vor-  
sorge getroffen, daß alle Worte in dem Büchlein ihnen auf dem A B C Täfelchen und der großen Tafel zu lesen eingeübt wurden. Die Kinder eilten voll Freude nach Hause und riefen: „Wir können in dem schönen Büchlein schon lesen.“ Die Aeltern waren nicht weniger erfreut und verwundert. „In sechs Wochen,“ sagten sie, „haben die Kinder mehr gelernt, als sonst den ganzen Winter hindurch.“

## b. D a s S c h r e i b e n.

Das S c h ö n s c h r e i b e n betreffend kann die eigentliche Kunst, schön zu schreiben, in Volksschulen nicht































es aber so tief, daß ein Elephant den Grund nicht erreichen könnte.

Mit einem bloßen Abriß der heiligen Geschichte wäre auch nichts gethan. Wer die Geschichte schon kennt, wird ihn allerdings mit Vergnügen lesen; alle die ihm bekannten Begebenheiten schweben ihm vor Augen und geben ihm genug zu denken. Allein der Verstand der Kinder und all' derjenigen, die in der heiligen Schrift nicht wohl bewandert sind, geht leer aus, und ihr Herz bleibt kalt und ungerührt.

Wenn der Erzähler dem Joseph seinen bunten Rock auszieht und ihm seine Träume von den Garben, und von Sonne, Mond und den elf Sternen nimmt, wenn man dem Hirtenknaben David seine Harfe raubt, so verliert die biblische Geschichte alle Anmuth.

Ueberhaupt bedienen sich die gelehrten Geschichtsschreiber unsrer Zeit, auch die weltlichen, einer Darstellung, die von der Erzählungsart der heiligen Schrift ganz und gar verschieden ist. Sie würden es verschmähen und mit der Erhabenheit der Geschichte, wie sie dieselbe sich denken, unvereinbar finden, ein Gespräch vorzubringen, wie z. B. in dem ersten Buche Moses, neunundzwanzigstem Kapitel: „Jakob kam zu einem Brunnen, bei dem drei Heerden Schafe lagen; Jakob fragte die Hirten: Liebe Brüder, wo seyd ihr her? Sie antworteten: Von Haran. Er fragte: Kennet ihr auch den Laban, den Sohn







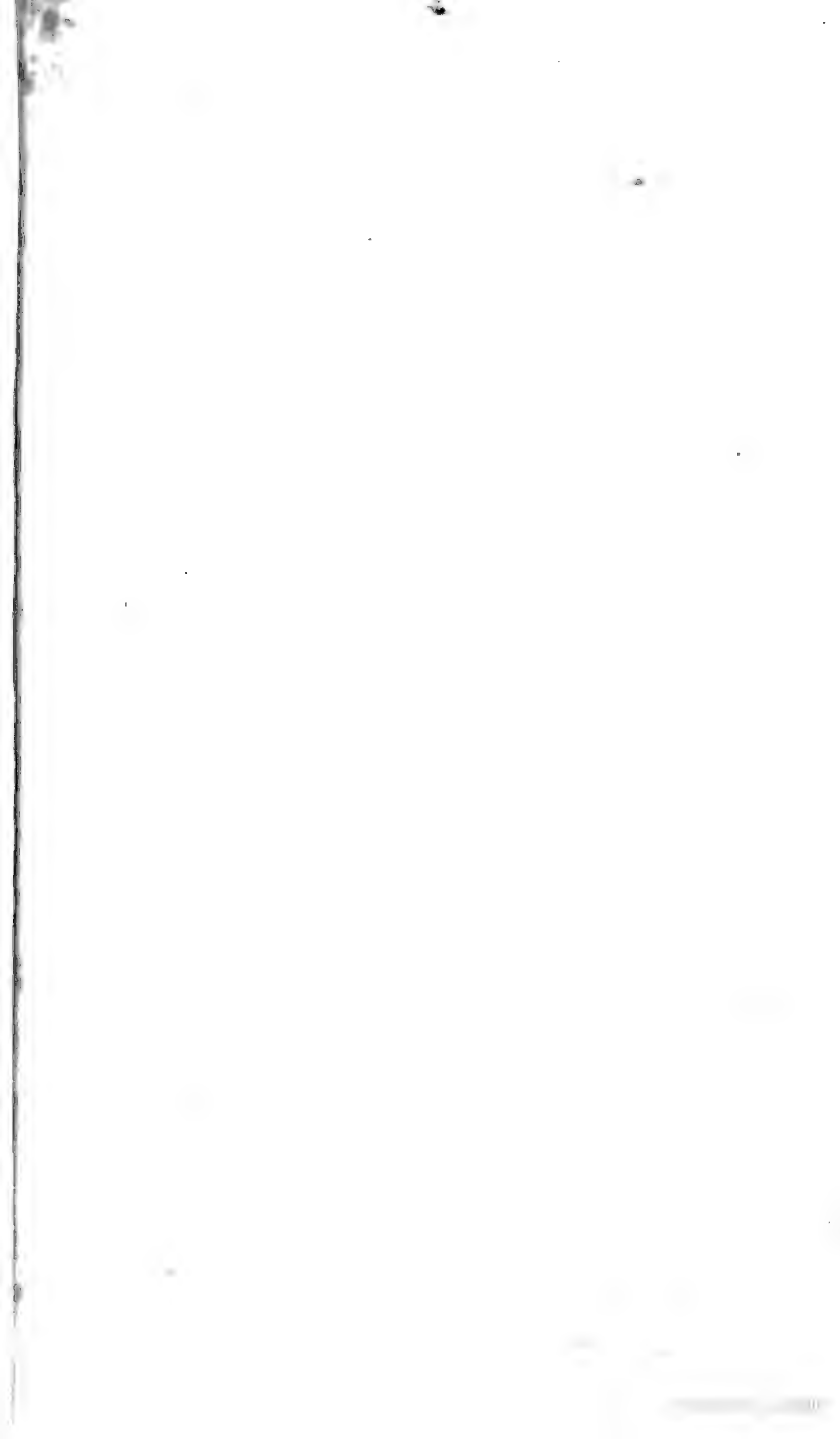
heilige Apostel Paulus und der heilige Augustin in seinem Enchiridion.

Da wir aber ohne besondere Gnade Gottes weder lebendig glauben, noch zuversichtlich hoffen, noch Gott über Alles lieben, und Gottes Gebote halten können, so hat Jesus Christus die sichtbaren Zeichen der unsichtbaren Gnade, die sieben heiligen Sakramente, eingesetzt. Durch sie erlangen wir bei dem Eintritte in dieses Leben, und das ganze Leben hindurch, bis zum letzten Todeskampfe, den Beistand Gottes. Das vierte Hauptstück von den heiligen Sakramenten steht also hier ganz an dem rechten Orte.

Aber, sagt man, wozu noch ein fünftes Hauptstück von der christlichen Gerechtigkeit? Wer Glauben, Hoffnung und Liebe hat, und durch die heiligen Sakramente den Beistand dazu erhält, sollte der nicht schon gerecht seyn? — Ganz gewiß. Allein hier wird gezeigt, wie der Mensch der Gnade Gottes mitwirken muß, wie er es anzufangen hat, um gerecht zu werden, wie er es dahin bringen kann, das Böse zu meiden und das Gute zu thun.

Um das Böse zu meiden, muß der Mensch den ersten Reimen der sieben Tod- oder Hauptsünden widerstehen; er muß den Eingebungen des heiligen Geistes Gehör geben, und auf keine Weise eine Sünde gegen den heiligen Geist begehen; er soll bedenken, wie weit ein gottvergessener Mensch im Bösen kommen, und in welche gräßliche Verbrechen er verfallen könne, in Mord,









**Erinnerungen**  
aus  
**meinem Leben.**

Von  
**Christoph v. Schmid.**

Viertes Bändchen.

**Spätere Berufsjahre, Schriftsteller-  
leben, Lebens-Ende.**

Herausgegeben  
von  
**Albert Werfer.**

Mit einem Stahlstich und Facsimile.

**Augsburg,**  
Verlag der J. Wolff'schen Buchhandlung,  
1857.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
5405 S. UNIVERSITY AVE.  
CHICAGO, ILL. 60637

## Vorrede.

Wenn dieses vierte Bändchen der Erinnerungen an Christoph Schmid erst jetzt erscheint, nachdem bereits dritthalb Jahre seit seinem Tode verflossen sind, so mag den Herausgeber sein Beruf, der ihm wenig Muße gönnt, entschuldigen. Schon die Sammlung und Ordnung des Stoffes nahm viele Zeit in Anspruch. Auch war es keine leichte Aufgabe, das von dem Verfasser der Oesterreicher selbst begonnene Lebensbild in seiner Weise und in seinem Geiste zu vollenden. Möge mir dies auch nur annähernd gelungen seyn! Ich hätte mich wohl nicht an diese Arbeit gewagt, wenn ich es nicht für heilige Pflicht gehalten hätte, das Andenken an das viele Gute und Edle, das ich an dem Hingegangenen selbst wahrgenommen oder von Andern, die ihm nahe standen, erfahren habe, der Vergessenheit zu entziehen.



## **Berufs- und Schriftsteller-Leben.**

### **I. Christoph Schmid als Schulbenefiziat und Distrikts-Schulinspektor in Thannhausen.**

Christoph Schmid beschreibt am Schlusse des dritten Bändchens der Erinnerungen aus seinem Leben die Art und Weise, wie er zu Thannhausen Schule gehalten hat. Es mag daher in diesem Kapitel nur noch von dem die Rede seyn, was der Verfasser dort nicht berührt hat oder wovon er selbst nichts sagen wollte.

Ueber den Umgang Christoph Schmid's mit den Kindern, die er unterrichtete, schreibt eine ehemalige, noch lebende Schülerin von ihm, Frau Lehrer Adelheid Haug, die Tochter des damals zu Thannhausen angestellten würdigen Lehrers Höfer: „Er redete mit den Kindern ebenso herzlich wie der freundliche Greis mit Heinrich von Sichenfels, wie Genovefa mit Schmerzenreich. Seine Erscheinung in der Schule war jedesmal ein freudiger Augenblick für uns Schüler. Alle horchten still seiner freundlichen Rede, sie mochte sich über was immer für einen Gegenstand verbreiten; besonders aber war dieß der Fall, wenn der Gegen-

stand in Beispielen oder lehrreichen Erzählungen anschaulich gemacht wurde. War der Unterricht geschlossen, dann wurde der liebevolle Kinderfreund noch bestürmt mit dem allgemeinen Bittrufe: „„Ein Geschichtlein, ein Geschichtlein.““ Selten wurde die Bitte abgeschlagen und mit lächelnder Miene bestieg er nochmals die so genannte Kanzel in der Ecke des Schulzimmers, wohin ihm lauter heitere Gesichter entgegenstrahlten.“

Zu Christoph Schmid's Unterrichtsweise ist zu bemerken. Er verfaßte, um den Kindern eine passende Anleitung zum Brieffschreiben zu geben, außer der von ihm unter dem Titel: „das Glück der guten Erziehung“ herausgegebenen Erzählung in Briefen auch noch „Briefe eines reisenden Handwerksgeßellen aus der Fremde an seinen kleinen Bruder in der Heimath“ und diktierte sie den Kindern. Letztere zusammenhängende Brieffsammlung ist noch ungedruckt und dürfte für Kinder als Vorübung im Brieffschreiben sehr geeignet und als Muster für ein Schullesebuch sehr zweckmäßig seyn. Der Verfasser läßt darin den Handwerksgeßellen einen Theil Schwabens durchwandern und ihn von Zeit zu Zeit Nachricht geben, was er z. B. Merkwürdiges in den Städten gesehen habe, wie es ihm ergangen, mit welchen Menschen er bekannt geworden sey und wie er in der Fremde es erst recht einsehe, welch großes Glück es sey, gute Aeltern zu haben &c. &c. „Nach diesen und andern Mustern,“

schreibt die genannte Schülerin, „mußten wir Kinder alsdann durch eigenes Nachdenken ähnliche Aufsätze und Briefe machen. Mit hartverständlichen Sprachregeln plagte er uns nicht. Wenig Regeln und viel Uebung war sein Grundsatz. Wie herzlich konnte er sich freuen über unsre simplen Einfälle! Er pflegte dieselben, ohne die Namen der Schüler zu nennen, laut vorzulesen, um Heiterkeit zu erregen und bemerkte dabei, wie wir uns hätten ausdrücken sollen. Strafen kamen selten vor, denn wir liebten und fürchteten ihn, die Unterrichtsweise war anziehend und fesselnd. Einmal weiß ich jedoch, daß er über einen boshaften Knaben ganz entrüstet war, weil ihm derselbe in's Gesicht log; denn verhaßter war ihm nichts als die Lüge. Er züchtigte den Knaben sehr ernst und streng. Auf Wahrheitsliebe, Kinderunschuld und reine Sitten hielt er Alles und Alles. Diese zu bewahren, dahin zielte all sein mit äußerster Zartheit ertheilter Unterricht.“

Die Schüler der dritten Klasse machte Christoph Schmid auch mit dem Wichtigsten aus der Naturlehre und Naturgeschichte bekannt. Zu diesem Zwecke brachte er einige Male ein Vergrößerungsglas mit in die Schule und ließ die Kinder durch dasselbe kleine Insekten und andere Gegenstände betrachten. Dabei nahm er Veranlassung, ihnen zu zeigen, wie wunderbar Gott selbst die kleinsten, unscheinbarsten Thiere eingerichtet habe, und machte sie auf die Allmacht



und Weisheit des Schöpfers aufmerksam. Die Kinder bekamen unvermerkt auf diese Weise mehr Achtung vor den sonst oft nicht weiter beachteten, kleinen Geschöpfen Gottes und ein besseres Gefühl wurde in ihnen rege gemacht. Doch nicht bloß auf die vier Wände des Schulzimmers beschränkte Christoph Schmid seinen Unterricht; er führte die größern Schüler hinaus in Gottes freie Natur, um ihnen auch hier die Wunder der göttlichen Allmacht aus unmittelbarer Anschauung zu zeigen. Sie durften den geliebten Lehrer an schönen Frühlings- und Sommermorgen auf einen außerhalb des Fleckens gelegenen Hügel begleiten. Hier erwartete er in ihrer Mitte das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne und lobte und pries mit ihnen den Schöpfer. Diese Freude machte er seinen Schülern als Lohn ihres Fleißes, und mit Entzücken redeten sie in spätern Zeiten noch von jenen glücklichen Tagen ihrer Kindheit, in denen ihnen ihr geliebter Lehrer die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes in seinen Werken so einleuchtend zu Gemüth führte und ihnen zeigte, daß die Betrachtung der unermesslichen Schönheiten in Gottes weiter Schöpfung zu den reinsten Freuden des menschlichen Lebens gehöre.

Um die Kinder zu erheitern und ihnen entfernte Gegenstände auf eine ebenso unterhaltende, als belehrende Weise näher vor das Auge zu bringen, ließ er sie bei diesen Spaziergängen zuweilen von lichten



Höhen aus durch ein Fernrohr in die Weite schauen. Auch in den Wald führte er sie, lehrte sie hier die Giftpflanzen kennen und machte sie auf den Nutzen und die Schönheit der verschiedenen Gewächse und Bäume aufmerksam.

Das Wichtigste aus der Naturlehre und Erdbeschreibung und den übrigen gemeinnützigen Kenntnissen mußten die Schüler in eigene Hefte schreiben und Christoph Schmid ermahnte sie, diese Hefte für die Zukunft sorgfältig aufzubewahren. Noch jetzt sind mehrere dieser Hefte aus den Jahren 1798, 99 und 1800 bei braven Hausvätern und Hausmüttern zu finden.

Als ein besonders edles Bildungsmittel galt Christoph Schmid der Gesang. Bevor er nach Thannhausen kam, wurde in der Schule entweder gar nicht oder nur selten gesungen; es gab auch damals noch keine gedruckten Liederbüchlein für Kinder. Christoph Schmid dichtete nun passende Kinderlieder und die Schüler mußten dieselben zugleich als Uebung im Schön- und Rechtschreiben in kleine Hefte eintragen. Singer, Kaplan in Thannhausen, der ein sehr geschickter Musiker war, componirte einfache Melodien dazu und bald ertönten in der Schule fromme, liebe Gesänge. Damit die Lieder einen freudigern Eindruck machten, wählte Christoph Schmid immer solche, die der Zeit angemessen waren. Wenn der Winter begann, wo die Schule am fleißigsten besucht





Fastenzeit hindurch auf den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altares vor.

Seine Schülerin schreibt darüber: „Die ersten vierzehn Tage in der heiligen Fastenzeit täglich von 10 bis 11 oder halb 12 Uhr wurden alle Schüler, welche das eine oder das andere dieser heiligen Sakramente zu empfangen hatten, gemeinschaftlich unterrichtet. Der Unterricht erstreckte sich meistens über die Leidensgeschichte Jesu, die Einsetzung des heiligen Abendmahls, seine Liebe zu den Menschen und seinen Erlösungstod, den er aus Liebe zu uns Sündern gelitten hat. Nach vierzehn Tagen wurden die Schüler abgetheilt. Den einen Tag erhielten die Beichtenden, den andern die Kommunikanten Unterricht und zwar nach dem Entwurf des von Christoph Schmid verfaßten kleinen Katechismus. Nur jene wenigen Sätze und kurzen Gebete, die dort vorkommen, mußten wir auswendig lernen. Dieser Unterricht war keine Gedächtnissache; die Erklärungen wurden uns mit solcher Klarheit und Eindringlichkeit an das Herz gelegt, daß wir die hohe Wichtigkeit der heiligen Handlung, zu der wir uns vorbereiten sollten, während der vielen Unterrichtsstunden immer mehr erkannten und tief im Herzen fühlten. Die letzte Woche hindurch wurde geprüft. Sehr streng war das Examen über den Kommunionunterricht. Da jeder Schüler besonders und genau geprüft wurde, reichte die Vormittagsstunde dazu nicht hin; auch nach Beendigung der

Nachmittagschule wurde noch längere Zeit darauf verwendet, um die einzeln bestellten Kommunikanten abzufragen. Nur wer den Unterricht gründlich aufgefaßt hatte und die Probe darüber im Examen ablegen konnte, wurde zum Empfang der heiligen Kommunion zugelassen. Da ging es oft an ein Weinen, wenn Ältere abgewiesen und Jüngere, die sich durch frommen Eifer und Aufmerksamkeit auszeichneten, würdig erfunden wurden. Es half kein Bitten und kein Weinen, auch nicht von Seite der Ältern. Die heilige Handlung war unserm verehrten Lehrer so wichtig, daß er mit der größten Gewissenhaftigkeit jeden einzelnen Schüler prüfte und uns das Wort des Apostels: „Wer unwürdig ist 2c. 2c.“ nicht ernstlich genug an's Herz legen konnte. Die Prüfung selbst bestand nicht im Abfragen auswendig gelernter Sätze, sondern die Fragen waren so gestellt, daß die Antworten fund gaben, ob der Unterricht recht aufgefaßt worden sey und der Lehrer sich überzeugen konnte, das kindliche Herz sey zur würdigen Wohnung für den höchsten Gast der Seele bereitet.“

„War der Beichttag herangekommen, so widmete Christoph Schmid vor Allen seine besondere Sorgfalt den lieben Kleinen, die das erstemal beichteten. Er ließ sich ganz zu ihnen herab, betete ihnen mit der innigsten Andacht vor, gab ihnen noch einmal Anleitung zur Gewissensforschung und erweckte mit ihnen Reue und Leid. Erst nach dieser Vorbereitung

durften sie sich in geordneten Reihen dem Beichtstuhle nahen, wo er mit liebevoller Milde sehr ernste Strenge verband.“

„Der Tag der ersten Kinder = Kommunion, der damals noch zu Thannhausen am Tage Mariä Schmerzen gefeiert wurde, war ihm der schönste Festtag. Wenn er an diesem Morgen in unsere Mitte trat, leuchtete aus seinem ganzen Wesen eine besondere heilige Freude hervor. Eine halbe Stunde vor dem Gottesdienste mußten wir in festlichen Kleidern stille und sitzsam in der Schule zusammenkommen. Hierauf erschien er im Festchorrock, der zu dieser Feier allemal eigens blendend weiß gewaschen werden mußte, in unserer Mitte. Der würdevolle Ernst, mit dem er die Kanzel betrat und uns alle im Kreise umher anblickte, bewirkte unter uns Kindern eine feierliche Stille. Nun hielt er eine kurze Anrede, mit welcher Andacht wir uns auf den würdigen Empfang unsers Herrn und Heilandes vorbereiten sollten. Von unserer äußern Zierde nahm er Veranlassung, von dem Schmucke der Seele, von den Tugenden zu reden, mit denen unsere Herzen heute ausgeschmückt werden sollten. Er sprach von der unendlichen Liebe Jesu zu uns Menschen, die ihn gleichsam dränge, in unsere Herzen zu kommen, von der großen Reinheit, welche die Herzen haben mußten, um den Reinsten der Reinen zu empfangen, und von den süßen Gnadenwirkungen einer würdigen, heiligen Kom-



munion mit solch feierlichem Ernste und mit so tief gerührtem Herzen zu uns, daß wir seine Worte wie seine Gestalt jetzt noch nach bald fünfzig Jahren lebhaft vor der Seele schweben.“

„Nach beendigter Rede ging er uns voran in die Kirche und wir mußten Paar und Paar in stiller Ordnung folgen. Hier war auf dem Altare ein liebliches Bild, der Brod brechende Helland, aufgestellt. Unter der heiligen Messe, die der Herr Pfarrer las, kniete er seitwärts in dem ersten Chorstuhl, von wo aus er uns alle übersehen konnte. Nach der Wandlung betete er uns die Kommuniongebete aus dem Katechismus laut und langsam und mit einer Andacht vor, die uns hinwiederum zur Andacht entflammen mußte. Hierauf mußten wir uns mit aufgehobenen Händen und niedergeschlagenen Augen dem Tische des Herrn nahen und uns ebenso wieder entfernen. Aus Sorge, wir möchten zerstreut oder im Gebete gestört werden, durfte man uns die Kommunionzettel erst austheilen, wenn die ganze heilige Handlung geschlossen war. Nach der heiligen Kommunion betete er uns wieder vor und überließ uns dann unserer eigenen Andacht, wozu er uns gute Gebetbücher in die Hände gab. Er selbst las die heilige Messe entweder zu dieser Zeit oder schon Morgens frühe in der gräflich Stadionischen Schloßkapelle.“

„Noch feierlicher und schöner wurde der Kinder-Kommunionstag gefeiert, als Christoph Schmid auf den









So sey denn stets der Tugend hold,  
Sie ist ja himmlisch schön,  
Unendlich auch mehr werth als alles Gold  
Der beiden Indien.

Sie, nur sie gibt uns hohen Muth,  
Sie ist das einzig wahre Gut,  
Das uns noch bleibt, wenn auch die Welt  
In Staub und Asche einst zerfällt.

Sie ist der feste, sichere Stab,  
An welchem wir durch Tod und Grab  
Hinwandern einst in eine Ewigkeit  
Voll Seligkeit.

Einem ganz besonders frommen und talentvollen Mädchen, Barbara Leuthenmayer, das Preise aus allen Lehrfächern erhielt, widmete er folgende Verse:

Du, der Schule Stolz und Krone,  
O wo wäre wohl der Preis,  
Der Dir, gutes Mädchen, lohne  
Deine Tugend, Deinen Fleiß?

Wie die jugendliche Rose,  
Aller Blumen Königin:  
Uebertriffst Du klein und große  
Schüler, jede Schülerin.

Doch nicht, um Dich stolz zu machen,  
Sag ich Dieses, gutes Kind;  
Lehrt ich Dich nicht selbst verlachen  
Dinge, die nur eitel sind?

Fluch dem Stolze; denn er stiftet  
Unheil, Elend, Jammer, Schmerz,  
Reißt von Gott los und vergiftet  
Oft das allerbeste Herz.

Deines frommen Herzens Güte  
Dein Gedächtniß, Dein Verstand,  
Deiner Jugend holde Blüthe; —  
Gaben sind's aus Gottes Hand.

Dieses sel'rlche Erheben,  
Dieß mein Lob soll einzig nur  
Dich zum Guten neu beleben,  
Wie der Thau die Frühlingsflur.

Schaue, aller Augen sehen  
Diesen schönen Augenblick  
Sanft erröthend Dich hier stehen; —  
Deiner Aeltern Lust und Glück;

Und sie hoffen alle heute,  
Daß die fleiß'ge Schülerin  
Stets den Weg der Sünde weide,  
Rein bewahre Herz und Sinn.

Ah, nun nahest Du bald den Jahren,  
Wo der Kindheit Traum entflohn,  
Tausend Sorgen und Gefahren  
Deiner holden Unschuld drohn!

Lockt, vom rechten Weg zu weichen,  
Dich der Sünde falscher Scherz,  
Wid die Schlange sich einst schleichen  
In Dein unverdorb'nes Herz: —

O dann heft' auf dieses Blättchen  
Eine Welle Deinen Blick,  
Und es ruf Dir, gutes Mädchen,  
Diesen Augenblick zurück.

Fasse dann, wenn Du wirst lesen,  
Wie so hoffnungsvoll und gut  
Du schon als ein Kind gewesen,  
Fas zur Tugend neuen Muth:





Nimm hin mit angeerbter Güte,  
Die uns so lange schon beglückt,  
Hier unsers kleinen Thales Blüthe,  
Die Dir der Unschuld Dank gepflückt.

Chor: Wie freundlich hier Blume mit Blume sich eint,  
So sind unsere Herzen Dir alle vereint.

Gieh hier mit lächelndem Vergnügen,  
Umkränzt von jungem, frischem Grün,  
In leicht geschwung'nen Blumenzügen  
Drei ewig theure Namen blüh'n.

Chor: Doch unverwelklich und freundlicher blüht  
Der dreifache Name in unserm Gemüth.

Der Graf, welcher diesen Empfang nicht erwartet hatte, dankte gerührt, wohnte mit Aufmerksamkeit der Prüfung bei und durchsah die Arbeiten der Schüler, welche in vielen, reinlich gehaltenen Schreibheften eingetragen auf einer langen Tafel vorlagen. Am Schlusse der Prüfung drückte er seine Freude darüber aus, daß die Kinder seiner Unterthanen so trefflich unterrichtet und so wohlgesittet sehen, und die Folge dieser von Christoph Schmid veranstalteten Festlichkeit war, daß Graf Stadion noch weit mehr als zuvor für die Schule zu Thannhausen that.

Unter der ebenso trefflichen als liebevollen Leitung Christoph Schmid's erhob sich die Schule zu Thannhausen nach und nach zu einer Musterschule. Kreis-  
schulrath Müller, der als bayerischer Kommissär die Schulen des Distriktes, dem Christoph Schmid als Schulinspektor vorstand, von Zeit zu Zeit visitirte,







zu erregen, durch's Loos gewinnen. Ja, damit die Freude allgemein werden sollte, bestimmte er für jedes Kind einen Gewinn; er wußte wohl, daß auch die kleinste Gabe ein Kinderherz erfreut.

---

Damals waren die sogenannten Sonntagschulen noch nicht gesetzlich eingeführt. Christoph Schmid eröffnete Sonn- und Feiertagschulen und lud zum Besuche derselben ein. Es lag ihm daran, daß die Schüler, welche aus der Werktagsschule entlassen worden waren, hier eine Gelegenheit fänden, einerseits das Erlernte zu wiederholen, andererseits ihre Kenntnisse zu erweitern. Christoph Schmid verband mit dem Wiederholen des Lesens, Schreibens und Rechnens Vorträge über Geographie und Naturkunde, die für das Landvolk sehr belehrend waren. Da sein Vortrag sehr anziehend war und er auch schwerer zu fassende Gegenstände ungemein klar und anschaulich darzustellen wußte, so wurde die Wißbegierde in hohem Grade gesteigert. „Mit Lust und Liebe,“ schreibt seine Schülerin, „eilten selbst Erwachsene, die schon über zwanzig Jahre zählten, dem Schulhause zu. Oft merkten wir das Vorrücken der Zeit nicht, bis an den Winternachmittagen die Dämmerung einbrach und zur Sommerzeit die Sonne schon tief im Westen stand. Und dann noch hörte man beim Herausgehen sagen: „„O, ich hätte noch lange zugehört!““

[illegible]





1. The first step is to identify the problem. This involves understanding the current situation and what needs to be changed.

2. The second step is to set goals. These should be specific, measurable, achievable, relevant, and time-bound.

3. The third step is to develop a plan. This involves determining the steps that need to be taken to achieve the goals.

4. The fourth step is to implement the plan. This involves putting the plan into action and monitoring progress.

5. The fifth step is to evaluate the results. This involves assessing whether the goals have been achieved and what lessons can be learned.









The Commission has not yet received any information from the United States regarding the alleged activities of the United States in the region. The Commission has also received information from the United States regarding the alleged activities of the United States in the region. The Commission has also received information from the United States regarding the alleged activities of the United States in the region.



nisse und seltene Vorfälle in der Gemeinde benützte er in den Predigten, um dem Volke, das oft aus Unkenntniß schiefe Urtheile fällt, die rechte Ansicht beizubringen und es auf die weisen und liebevollen Absichten Gottes aufmerksam zu machen. Ebenso bemühte er sich, bei jeder kirchlichen Feier den Geist der katholischen Kirche in ihren Ceremonien zu erklären, damit jedes Fest, jede Religionshandlung mit innerer Andacht, nach dem Sinne der Kirche gefeiert werden möchte. Es blieb dieß beim Volke auch nicht unbeachtet. An den Frauentagen war er, ehe man einen Kaplan hatte, jedesmal Festprediger. In jeder dieser Predigten fand er neuen Stoff bald zum Troste, bald zur Belehrung und Erbauung, bald zur Beschämung. Zweimal hielt er an dem Frauentag im Advent eine Predigt über die Sinnbilder der unbefleckten Empfängniß, wie sie gewöhnlich im Bilde dargestellt wird: Maria hält eine Lilie in der Hand, ihr Fuß tritt auf die Schlange, ein Sternenzweig umgibt ihr Haupt. Er sagte in der zweiten Predigt im Jahre 1812: „Die Bedeutung dieser Sinnbilder habe ich euch schon vor mehreren Jahren ausgelegt, aber sie ist so schön, daß man wohl öfter davon reden kann, ohne das Nämliche zu sagen.“ Diese Predigten wurden außerordentlich zahlreich besucht. Zur Faschingszeit warnte er jedesmal die Jugend vor den eiteln, gefährlichen Weltfreunden, deren sich in diesen Tagen viele Jünglinge und Jungfrauen hingeben und nicht selten



Ältern und Nachbarn wendete er nichts ein. Er singt selbst:

„Rein ist die offene Freud; das Laster nur sucht die  
Winkel;

Offene Freuden verbeut wohl nie ein weises  
Gefeg.“

Wenn es sich um Unterstützung der Armen und Nothleidenden, oder um milde Gaben zu einem gottesdienstlichen Zweck handelte, so wurde in der Regel die Predigt Christoph Schmid übertragen. „Er verstand es,“ wie eine Zuhörerin sagt, „die Seligkeit des Lebens so einladend hervorzuheben und den Armen das Wort so bescheiden und ohne Aufdringlichkeit zu reden, daß sich mit Freude alle Hände öffneten und Opfer spendeten, die oft alle Erwartung übertrafen und aus denen nicht bloß der augenblicklichen Noth gesteuert, sondern auch noch für die Zukunft gesorgt werden konnte.“

In Thannhausen bestand eine sogenannte Marianische Congregation, deren Hauptzweck die Unterstützung der Armen war. Zwei fromme Bürger hatten sie im vorigen Jahrhundert gegründet. Alle Monate an einem Sonntag Nachmittags wurde eine kurze Andacht gehalten und dabei ein Opfer für die Armen von den Mitgliedern auf den Altar niedergelegt. Christoph Schmid benützte die Andachtsübungen dieses Liebesbundes, um der Versammlung die christliche Armen-



üblich. Um den Eindruck derselben zu erhöhen, ließ Christoph Schmid mit Gutheissen seines würdigen Pfarrers jedesmal ein schönes Gemälde, Christus am Delberge, auf dem Hochaltare aufstellen, es mit vielen Lichtern beleuchten und las dabei die später von ihm im Drucke erschienenen sechs Betrachtungen: Jesus am Delberge, vor. Andere gleichfalls von ihm verfaßten Betrachtungen über das Leiden Christi, die er auch vorlas, sind noch ungedruckt. Am Schlusse der Andacht sang die ganze Gemeinde das schöne, kräftige Delberglied, das mit den Worten beginnt: „Als einst im Angstgebete, Herr, Deine Seele rang!“ Wenn der Gesang verstummt und alles stille war, wurde mit der großen Glocke „die Todesangst“ geläutet. Diese Abendandachten wurden so zahlreich besucht, als ob es Festtage wären; selbst viele Bewohner der umliegenden Dörfer fanden sich ein, so daß die Kirche jedesmal gedrängt voll war. Um auch das Jahr hindurch diese Andacht im Andenken des Volkes zu erhalten, ließ Christoph Schmid gleichfalls aus milden Beiträgen, den alten, verfallenen Delberg an der Kirchhofmauer restauriren und mit einem Gemälde zieren.

Christoph Schmid war, wie schon oben bemerkt, ein großer Freund des Volksgesangs während des öffentlichen Gottesdienstes. Obwohl in Thannhausen damals noch eine rauschende Figuralmusik üblich war, auch manche Vorurtheile gegen den Volksgefang in der





dichtete ein passendes Lied, das er drucken und in  
 vielen hundert Exemplaren in der Gemeinde austhei-  
 len ließ. Einer seiner Freunde, Pfarrer Ludwig  
 Albrecht von Edelried, ein vortrefflicher Redner, hielt  
 die Festpredigt und ermunterte die Gemeinde zu frei-  
 willigen Beiträgen. Nach dem Hochamt wurde das  
 von Christoph Schmid gedichtete Lied von der ganzen  
 Gemeinde gesungen und gleichfalls von einem vor-  
 trefflichen Organisten, dem Pfarrer von Ursperg, mit  
 der neuen Orgel begleitet. Gesang und Orgelspiel  
 waren so schön, daß die Freude und Rührung aller  
 Anwesenden allgemein war und die Beiträge über  
 Erwartung gut ausfielen. Was zur Deckung der  
 Kosten noch fehlte, bewirkte eine Predigt Chri-  
 stoph Schmid's, die er am darauffolgenden Sonntage  
 abhielt und in der er auf sehr rührende Weise für  
 das reichliche Opfer seinen Dank aussprach. Nach  
 mehreren Jahren erreichte der Volksgesang zu Thann-  
 hausen einen mehr als gewöhnlichen Grad von Voll-  
 kommenheit und es wurde allgemein von ihm in der  
 Gegend gesprochen. Gar häufig geschah es, daß fremde  
 Reisende, wenn sie an der Kirche, in der eben Gottes-  
 dienst gehalten wurde, vorüberfahren, anhielten und  
 längere Zeit dem schönen, feierlichen Gesang mit Ver-  
 wunderung zuhörten.

Nicht bloß in Kirche und Schule wirkte Christoph Schmid auf diese Weise zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen, er nahm auch an allen Vorkommnissen, welche das häusliche und bürgerliche Leben der Bewohner Thannhausens betrafen, innigen Antheil und leistete, so viel er vermochte, mit Rath und That Hülfe.

Während er sich zu Thannhausen befand, hatte der Marktflecken in Folge des französischen Krieges durch Truppenmärsche und Einquartirungen Vieles zu leiden. Da die Einwohner nicht französisch, die Soldaten aber nicht deutsch verstanden, gab es zwischen beiden manche Zwistigkeiten. Christoph Schmid, der gut französisch verstand, half bereitwillig diese von sprachlichen Mißverständnissen herrührenden Zwistigkeiten heben. Nicht selten sah man ihn als Dolmetscher zwischen einer rathlosen Bauersfrau und einem heftig parlirenden, französischen Soldaten stehen und Frieden zwischen beiden stiften. Noch eine andere Kunst, die er verstand, kam ihm und den Bürgern gut zu statten. Christoph Schmid war nämlich ein Meister im Schachspiel. Französische Offiziere, die oft längere Zeit bald der eine, bald der andere zu Thannhausen im Quartier lagen und gerne Schach spielten, freuten sich, in ihm einen trefflichen Schachspieler zu finden; sie gewannen ihn lieb und waren sehr artig gegen ihn. Christoph Schmid benützte diese Unterhaltung, um so manche Bitte und







den wichtigsten Punkten zu stehen. Es ist eine  
 Frage der Methode. Es ist nicht die Frage, ob  
 diese oder jene Methode besser oder schlechter  
 ist, als eine andere. Es ist eine Frage, ob eine  
 Methode besser oder schlechter ist, als eine andere.

Es ist nicht die Frage, ob eine Methode besser  
 oder schlechter ist, als eine andere. Es ist eine  
 Frage der Methode. Es ist nicht die Frage, ob  
 diese oder jene Methode besser oder schlechter  
 ist, als eine andere. Es ist eine Frage, ob eine  
 Methode besser oder schlechter ist, als eine andere.

Es ist nicht die Frage, ob eine Methode besser  
 oder schlechter ist, als eine andere. Es ist eine  
 Frage der Methode. Es ist nicht die Frage, ob  
 diese oder jene Methode besser oder schlechter  
 ist, als eine andere. Es ist eine Frage, ob eine  
 Methode besser oder schlechter ist, als eine andere.

These results are consistent with the findings of other studies that have shown that the use of a decision support system can improve the accuracy of decisions made by individuals. The results also suggest that the use of a decision support system can reduce the time and effort required to make a decision. This is particularly important in the context of the current study, where the use of a decision support system is being evaluated as a means of improving the accuracy and efficiency of the decision-making process. The results of this study suggest that the use of a decision support system is a promising approach to improving the accuracy and efficiency of the decision-making process.

**Abstract**

1. **Identify the main idea or thesis of the passage.**  
 2. **Summarize the supporting points or evidence.**  
 3. **Explain the author's purpose or tone.**

■ **What are the major trends in the U.S. health care industry?**  
 ■ **What are the major trends in the U.S. health care industry?**  
 ■ **What are the major trends in the U.S. health care industry?**

O nicht der holde Ruf der Freude,  
Der Sturmglock' schauerlich Geläute,  
Des Feuerlärmens Angstgeschrei  
Rief das erschreckte Volk herbei.

Urploßlich stand das Haus in Flammen  
Und krachend stürzt das Dach zusammen;  
Es legt des Feuers wilde Wuth  
Das schöne Haus in Asch und Gluth.

Doch Gott, — wer sollte Ihm nicht danken, —  
Er setzte mild dem Feuer Schranken,  
Dem Winde wehrt' Er gnädiglich  
Und nicht ein Lüftchen regte sich.

Die Bürger standen treu zusammen  
Und steuerten mit Macht den Flammen;  
Auch eilt' mit nachbarlicher Treu  
Rings jeder Ort zur Hülfs herbei.

Dass wir die Häuser dort noch stehen,  
Aus dem hler All's gerettet sehen,  
Bewirkt' nach Gott ihr Ernst und Fleiß,  
Dafür sey ihnen Dank und Preis!

Ganz hat nun Gott die Noth gewendet,  
Der neue Bau steht schön vollendet;  
Drum werd' durch Dank zum Himmel jezt  
Dem Bau die Krone aufgesetzt.

Auch Allen, die mit milden Gaben  
Den Bauherrn unterstützet haben,  
Seh nun, wie er es selbst verlangt,  
In setnem Namen laut gedankt.

Ich könnte meinen Spruch hier schließen;  
Doch Zählen möcht' ich fast vergießen,  
Ein andres Unglück noch entstand,  
Wie Ihr wohl wißt, bei diesem Brand.



Der allzeit gute Gott zwar lenkte  
Zum Theil das Unglück ab und schenkte, —  
Erkennt es froh und dankt Ihm doch —,  
Euch Kindern Eure Väter noch.

Nur Einen, der sonst wohl auch heute  
In diesem Kreis mit uns sich freute,  
Erblicket hier mein Aug' nicht mehr,  
Und seine Stelle seh' ich leer.

Der brave Mann mit grauen Haaren,  
Noch muthvoll wie in Jünglingsjahren,  
Der sich auf jenes Dach gestellt,  
Er fiel und starb als Christ und Held.

Er hat das Edelste — das Leben,  
Aus Nächstenliebe hingegeben,  
Starb in Erfüllung seiner Pflicht,  
Ein schön'res Ende gibt es nicht.

Verzeiht, daß seiner Lieb und Treue  
Ich dankbar diese Thräne weibe;  
Gott gebe gnädig ihm zum Lohn  
Für seine That die Himmelstren!

Uns aber, derer beste Freuden  
So wie auch heut nie frei von Leiden,  
Führ Er dereinstens auch dorthin,  
Wo Rosen ohne Dornen blüh'n!

Um mich an den Gebrauch der Alten  
In Allem ganz genau zu halten,  
Schenkt nun des goldnen Weines ein,  
Und laßt uns wieder fröhlich seyn.

Das erste Glas des edeln Trankes  
Sey zum Beweis des bleibern Dankes  
Dem Wohle unsrer Obrigkeit  
Mit treuem Bürgerinn geweiht.







Es mochte ihnen das Mißlingen des Neujahrwunsches fast mehr Vergnügen machen, als ihnen vielleicht das Gelingen desselben gemacht hätte.

---

Christoph Schmid war unausgesetzt thätig; er stand nicht nur alle Morgen im Winter, wie im Sommer, schon um vier oder fünf Uhr auf, um zu beten und zu arbeiten, sondern nicht selten sah man noch um Mitternacht Licht in seinem Zimmer. Seine Lebensweise war, nachdem er seine Schwester zu sich genommen und eine eigene Haushaltung angefangen hatte, höchst einfach. Die oft genannte Schülerin schreibt hlerüber: „Die letzten sechs Jahre seiner Anwesenheit in Thannhausen war ich beinahe täglich in seinem Hause, theils als Schülerin in weiblichen Arbeiten bei seiner Fräulein Schwester, theils als Abschreiberin seiner Manuscripte, weshalb er mich oft im Scherz seine Sekretärin nannte. Die Einfachheit, welche beide Geschwister sowohl in Speis und Trank als in der Kleidung und Einrichtung beobachteten, findet man jetzt kaum noch in Bürgerhäusern auf dem Lande. Bier und Wein sah ich nur dann auf dem Tische, wenn Gäste kamen. Der gewöhnliche Trank dieses wahrhaft großen Mannes, wie ich zu hundertmalen mit eigenen Augen sah, war frisches Wasser. Die beiden Geschwister lebten in der selig-



temberg verheirathen wollte, wegen Ausbruch des französischen Krieges aber die Vermählung auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben im Begriffe stand und ihren Bruder in einem Schreiben deshalb um Rath fragte; schrieb ihr Christoph Schmid zurück: „Ich bin in dieser Angelegenheit der Meinung des Dichters:

— — — — — das Weib  
Bedarf in Kriegesnöthen des Beschützers,  
Und treue Lieb' hilft alle Laster heben.  
Die treue Brust des braven Mann's allein  
Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten.“

Dann fährt er fort: „Deine Befürchtungen und Hoffnungen für die Zukunft lege mit ergebener Seele ganz in Gottes Hand. Wir Menschen sind doch nicht die Herren unsers Schicksals; wir glauben einer Sache oft so gewiß zu seyn und es kommt doch so oft wieder ganz anders. Wenn wir also den Blick auf Denjenigen, der unsere Schicksale leitet, verlieren, wenn wir in den Begebenheiten dieser Erde nicht die Fügungen der höchsten Weisheit und Liebe, sondern nur bloßen Zufall sehen würden, — wie elend wären wir daran, wie wären wir so gar nichts, als ein Spielball, der von tausenderlei Begebenheiten, die nicht in unserer Macht stehen, hin- und hergeworfen wird! Vertraue auf Gott, und, was uns dieses Vertrauens allein fähig macht, — ein reines Herz gibt uns in dieser wandelbaren Welt allein eine unwandelbare Ruhe. Vertraue also nur recht herzlich

auf Gott und seine heilige Vorsehung, bete gerne mit einem Herzen voll wahrer Empfindung, empfiehlt alle Deine großen und kleinen Sorgen Gott und so wirst Du immer fröhlich und guter Dinge seyn. Er wird Alles recht machen, und wir werden am Ende nichts können, als danken und anbeten!" Am Schlusse des Briefes ist noch bemerkt: „Was Du Alles anschaffen willst, scheint mir in das Haus sehr nothwendig. Mach jetzt noch einen Ueberschlag, wie viel ihr an Geld für alles Anzuschaffende und zu Bestreitende nothwendig haben werdet und schreib' mir's dann!" Die Hochzeit kam zu Stande und Christoph Schmid reiste mit seinen drei Brüdern Martin, Alois und Sebastian nach der nun württembergischen Stadt Gmünd, wo sich seine Schwester mit ihrem Gatten häuslich niederließ. Er wollte selbst ihre Ehe einsegnen und sich mit seinen Brüdern ihres Glückes von ganzem Herzen freuen.

Seinem Bruder Martin, der auf der Universität Dillingen mit seinem jüngern Bruder Alois die Rechtswissenschaft studirte, schrieb Christoph Schmid von Seeg aus: „Nütze nur die Zeit, die Du hast; sie kommt nicht wieder. Besonders brauche den Winter recht und arbeite, arbeite, arbeite an Deinem Verstand und Herzen, daß ein brauchbarer, edler, solider Geschäftsmann aus Dir werde." Nun citirt er eine Stelle aus Horaz und fährt fort: „Ueberdenk diese Stelle, wie sie der junge Pollius überdacht haben mochte.



Gleich einem jungen, edeln, feurigen Römer, brennend vor Begierde nach einem edeln Wirkungskreis, einmal viel zu nützen, sey kein schläfriger Reichstädtler ohne Geist und Muth, keine Rothseele vom Studententrost voll alles Leichtsinns und Rehrichts. Sey auch Deinem Bruder ein Beispiel des Fleißes, der Ordnung, der Pünktlichkeit in Geschäften, sey mild und freundlich und brüderlich gegen ihn. Einer ermuntere den Andern!"

Und an beide Brüder schrieb er einmal: „Ihr mußtet lange warten auf meinen Brief, liebe Jungen! Ich wollte immer Zeit abwarten, Euch so recht mit Muße, nach Herzenslust und der Länge und Breite nach schreiben zu können. Indes gab immer ein Geschäft dem andern die Hand. Wirklich schreib' ich Euch Nachts in der zwölften Stunde, weil ich bis zwölf Uhr in der Kirche auftreten muß, wo unser sechszigstündiges Gebet den Anfang nimmt und morgen und die zwei nächstfolgenden Tage muß ich im Beichtstuhle zubringen.“

„Meine liebsten Brüder, jeder Mensch hat sein Tagewerk und jeder Tag seine Plage. Es ist nun einmal so in dieser Welt. So tragt nun auch Euer Tagewerk; getragen muß es einmal seyn; so tragt's lieber mit Lust, macht's vollkommen und recht; macht Euch eine ernste Angelegenheit aus dem Studiren. Gebt Euch Mühe; laßt's Euch sauer werden. Die Götter verkaufen Alles um Arbeit; vor dem Tempel

der Ruhe, Glückseligkeit und Tugend stellten sie den Schweiß hin, sagten schon die blinden, alten Heiden. Tragt daher auch Eure tägliche Plage, die uns unsere Armuth auferlegt, mit Geduld. Laßt selbst sie für Euch ein Sporn zur Arbeit seyn! Wenn Ihr Euch nicht recht bildet, werdet Ihr's immer so haben, ja noch schlimmer bekommen.

Doch das wäre noch der schlechteste Grund, bloß des Brodes halber arbeiten, wie ein Scheerenschleifer, Pfannenflücker oder Holzhacker. Ihr müßt Euer Studium lieb gewinnen. Es muß Euch eine Lust seyn, die angenehmste Beschäftigung, ein Mittel, Gutes zu stiften, Andern wohlzuthun, zum allgemeinen Besten beizutragen.

Liebt einander, lebt in brüderlicher Eintracht, ermuntert einander zum Guten, theilt mit einander, was Ihr habt, seyd Brüder! *Ecce quam jucundum, habitare fratres in unum.* —

Fürchtet vor Allem Gott! Er ist allein der Geber wahrer Glückseligkeit. Kein großer Mann ist's ohne Ihn geworden. Er demüthigt die Stolzen, Eiteln, Sein-Vergessenden. Er erhebt die Demüthigen, Ihm Gehorchenden, Ihm Vertrauenden aus dem Staube. Denkt früh und spät an Ihn, Ihm empfiehlt Eure Wege, Ihn bittet täglich um seinen Allen, besonders aber uns, so nöthigen Beistand!"

Mit kindlicher Liebe hing Christoph Schmid an seiner Mutter, die als arme Wittwe in seiner Vater-

stadt Dinkelsbühl lebte. Welche Freude hatte die gute, schwergeprüfte Mutter, als ihr Christoph Schmid von Thannhausen aus sein erstes Büchlein — die Oster-eier — übersandte, dem er noch das kleine Honorar beilegte, das er dafür bekommen hatte. Ja schon als Hülfspriester in Seeg suchte er seine Mutter zu unterstützen. Das geht aus einem Briefe hervor, den er ihr zu ihrem Namensfeste einmal von da aus schrieb. Er lautet:

Liebe Mutter!

Ihr Namenstag ist allemal ein rechter Freudentag für mich. Ich werde an diesem Tage Gott recht bitten, daß Er Ihnen das unaussprechlich viel Gute, das Sie an mir gethan haben, doch mit tausendfachem Segen vergelten und mir eine so liebe, gute Mutter noch recht lange erhalten wolle! Ich schicke Ihnen da auch ein kleines Goldstück, das ich schon lange auf Ihr Namensfest zusammengespart habe. Verschmähen Sie dieß kleine Geschenk nicht! Sie sehen doch zum wenigsten daraus, daß ich eine größere Lust daran habe, meiner lieben Mutter eine kleine Freude zu machen, als am Spielen, Trinken und andern Lustbarkeiten der Welt.

Ich bin mit der herzlichsten, kindlichsten Liebe

Ihr

dankbarster Sohn

Christoph Schmid.

---

Doch ich kehre wieder zu der Schilderung des Aufenthaltes Christoph Schmid's in Thannhausen zurück. Zwischen ihm und seinen zwei Mitgeistlichen herrschte ein ungestörtes Einvernehmen. „Man hörte,“ schreibt seine Schülerin, „Herrn Schulinspektor nie seine eigene Meinung geltend machen. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit und Freundlichkeit hörte man ihn oft fragen: Nicht wahr, so wollen wir's machen? Was meinen Sie? Ward etwas beschlossen, wozu man die Hülfe des Schullehrers und Chorregenten brauchte, so wurde mein Vater gerufen. Mit der herablassendsten Güte ersuchte er ihn jederzeit um seine Mithülfe; nie, es möchte was immer für ein Dienstgeschäft seyn und wenn es auch pflichtmäßig gefordert werden konnte, verlangte er etwas im befehlenden Tone.“

Den biedern Pfarrer Mayerhofer ehrte Christoph Schmid sehr hoch. Er, der stets alles Gute anerkannte, wußte die vortrefflichen Eigenschaften desselben — seinen Eifer in Verwaltung seines Hirtenamtes, seine Biederkeit und Menschenfreundlichkeit in hohem Grade zu schätzen. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihm eine Freude zu machen. Da Pfarrer Mayerhofer seinen Namenstag, den Thomastag, besonders feierte, veranstaltete Christoph Schmid ihm zu Ehren immer an diesem Tag eine kleine Festlichkeit. Als wieder einmal das Namensfest desselben herbeikam, verfertigte er mit Kaplan Singer eine Pyramide, die von Innen beleuchtet werden konnte



und auf welcher der Vorname des Pfarrers „Thomas“ in glühenden Farben prangte. Auch dichtete er eine kleine Cantate, welche Singer in Musik setzen und mit den besten Musikkreunden des Ortes und jenen Kindern, die liebliche Stimmen hatten, einüben mußte. Der Schlossgärtner mußte an Laub und Blumen hergeben, was er in seinem Glashause aufreiben konnte, und sie geschmackvoll in ein Körbchen ordnen. Als der Vorabend des Namenstages gekommen war, führten die beiden Geistlichen den greisen Pfarrer in den Saal, in dem die Festlichkeit stattfand. Schon von ferne strahlte ihm sein Name in glühender Farbenpracht entgegen. Die Musik begann und der Chor sang:

Auf ihr Brüder,  
Frohe Lieder  
Stimmt heute an!  
Was wir tief im Herz empfinden,  
Soll die Zunge laut verkünden:  
Gottes Segen  
Ströme nieder  
Auf den besten Mann!

Nun sangen abwechselnd je ein Knabe und ein Mädchen folgendes Duett:

Knabe: Wie des Himmels Thau und Regen  
Reichlich träuft auf junges Grün:  
Also ströme Heil und Segen  
Auf den Lebenspfad Dir hin!

Mädchen: Wie die reinste Silberquelle  
Friedlich fließt durch frisches Grün:

O so ruhig still und helle  
Fließe Dir das Leben hin!

Knabe: Schön ist's, wenn mit sanftem Stabe  
Treu ein Hirt die Schäflein lenkt,  
Sie, daß jedes Fülle habe,  
Lebend schüßet, nährt und tränkt.

Mädchen: O so weid' auch Deine Heerde  
Lange noch, Du guter Hirt,  
Durch die Wüste dieser Erde  
Himmelwärts von Dir geführt!

Knabe: Schön ist's, wenn zu gold'nen Aehren  
Hoch des Landmann's Saat aufschleßt,  
Und sein Aug' von süßen Zähren  
Frommen Dankes überfließt.

Mädchen: So sollst Du, wenn all', — die starben,  
Einstens wieder aufersteh'n,  
Deiner Aussaat reiche Garben  
Freudeweinend sammeln seh'n.

Der Chor wiederholte die letzte Strophe; hierauf trat ein Mädchen aus dem Kreise hervor und indem es mit der einen Hand auf den in glühender Farbenpracht strahlenden Namen des Gefeierten deutete, in der andern das Blumenkörbchen hielt, sang sie mit sanfter Stimme allein:

Beste Thomas, o beglücke  
Dieser Farben glüh'nde Pracht  
Freundlich heut mit Deinem Blicke,  
Liebe hat sie angefaßt.

Gleih, in diesen Flammenzügen  
Glüht Dein Name hell und schön;

Mehr noch würd' er Dich vergnügen,  
Könntest Du in's Herz uns seh'n!

Sieh, gefüllt mit Laub und Blüthe  
Hier ein Körblein übergüll;  
Voller ist uns das Gemüthe  
Noch an Wünschen für Dein Wohl.

So in Tönen und in Bildern,  
Müh'n wir uns, du lieber Mann,  
Unsre Liebe Dir zu schildern;  
Nimm, o nimm sie gütig an!

Nachdem der Chor die letzte Strophe wiederholt hatte, beglückwünschten die anwesenden Gäste, Aeltern und Kinder, den überraschten Pfarrer.

Auf eine ähnliche Weise suchte Christoph Schmid den Oberamtmann Oberst an dessen fünfzigsten Geburtstag zu erfreuen. Einige Jahre zuvor hatte Oberst seine Gattin, eine vortreffliche Frau, und seinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen Knaben verloren, zwei Töchter waren noch die fast einzige Freude des Vaters. Christoph Schmid dichtete auf diese Feier ein Lied, welches die beiden Töchter dem Vater vortragen und überreichen sollten. Die genannte Schülerin schreibt hierüber: „Herr Schulinspektor brachte meinem Vater das von ihm zu dieser Feier gedichtete Lied. Mein Vater setzte es in Musik, lehrte es die Fräulein Töchter singen und übte es mit seinen Musikern ein. Wie war Oberamtmann Oberst überrascht, als die Stille auf seinem Wohnzimmer plötzlich eine rauschende Musik

unterbrach und ihn auf den Salon rief, wo er sich von mehreren verehrten Freunden umgeben sah. Seine ältere Tochter begann mit ihrer sanften Stimme das von der jüngern überreichte Lied zu singen, in welches nach jeder Strophe ein von Instrumentalmusik begleiteter Chor einfiel. Ich bin nach dem Tode der Fräulein Oberst in den Besitz dieses von des Dichters eigener Hand geschriebenen Liedes gekommen, das dem Gefeierten am 19. Februar 1806 überreicht wurde. Es lautet:

1. Froh mit Himmelsfreude  
Mit dem kindlichsten Entzücken  
In den dankerfüllten Blicken  
Nahen wir Dir heute,  
Kommen und umringen  
Dich frohlockend, jubeln, singen  
Und die Freude theilen gerne  
Freunde nah und ferne.

Chor: Mit Jubel und mit Saltenspiel  
Stimmt Alles froh mit ein  
In's Lied, das Dir heut voll Gefühl  
Die guten Töchter weihn.

2. Fünzig Jahr' sind's heute,  
Daß am gold'nen Sonnenstrahle  
Deines Blicks zum ersten Male  
Sich die Mutter freute,  
Daß sie froh Dich grüßte  
Und mit Mutterliebe küßte,  
Daß Dich an das hochentzündete  
Herz der Vater drückte.



3. Jenes Festes Sonne,

Das Großältern dort gefeiert,  
Wird den Enkeln heut erneuert  
Welche hohe Wonne!  
Unsre Herzen glühen,  
Ach vergebens nur bemühen  
Wir uns, Vater, Dir zu sagen,  
Wie so heiß sie schlagen!

4. Ihn, der Alles lenkte,

Ihn, den großen Geber ehre  
Eine fromme Dankesähre,  
Daß Er Dich uns schenkte!  
Er hör unser Flehen,  
Diesen Tag noch oft zu sehen,  
Er, der Dich uns hat gegeben,  
Schenk Dir langes Leben!

5. Unser ganzes Streben

Sey, Dich niemals zu betrüben,  
Dich zu ehren, Dich zu lieben,  
Ganz nur Dir zu leben;  
Jeder neue Morgen  
Sey' die neuen, süßen Sorgen,  
Dich, o Bestet, zu erfreuen,  
Blumen Dir zu streuen, — —

6. Blumen, bis in jene

Schönre Welt, wo unsre theuern  
Lieben heut ein Fest auch feiern  
Fern von Schmerz und Thräne,  
Wo mit Himmelsfreude  
Dich wir wieder sehen werden  
An der holden, stets verehrten  
Liebsten Mutter Seite!

„Ich erinnere mich noch recht wohl,“ fügt die Schülerin bei, „mit welcher Rührung Oberamtmanu Oberst am Schlusse dem Dichter dankte, ihn umarmte und ihm die Hände drückte, der mit bescheidenem Lächeln seine Freude zu erkennen gab, seinem Freunde ein Freudenfest bereitet zu haben.“

Ueberhaupt war es ein Grundzug im Charakter Christoph Schmid's die Menschen zu erfreuen und zu beglücken.

Durch die Herausgabe der biblischen Geschichte hatte Christoph Schmid die Aufmerksamkeit des Publikums zuerst auf sich gelenkt und es besuchten ihn bald manche höhergestellte Männer, theils um ihn persönlich kennen zu lernen, theils um ihm, wenn sie ihn auch bereits kannten, einen Beweis ihrer Hochachtung dadurch zu geben. So kam insbesondere Professor Sailer öfter in den Herbstferien. Er bezeichnete jedesmal in seinen Briefen an Christoph Schmid den Tag, an dem er kam, traf dann aber auch jedesmal genau ein. Christoph Schmid schrieb, sobald er Sailer's Brief erhalten hatte, an Sailer's Freunde und Verehrer in der Nähe, worauf sich dann immer sehr viele Geistliche und auch Laien in Thannhausen zu versammeln pflegten. Diese Versammlungen waren eine Art freier Conferenzen, in denen man sich über religiöse Gegenstände und wichtige Tagesfragen besprach. Das gegenseitige Verhältniß, das sich schon zu Dillingen zwischen Christoph Schmid und Sailer ange-

knüpft hatte, wurde allmählig in Thannhausen zu einem innigen Freundschaftsbund zwischen beiden Männern und sie standen in beständigem Briefwechsel. Als Sailer im Jahre 1806 Christoph Schmid eine seiner eben herausgegebenen Schriften zugesandt hatte, schrieb ihm der dankbare Schüler zurück:

Verehrungswürdiger, bester, theuerster  
Lehrer!

Sie haben mir durch Ihr freundliches Andenken an mich, durch Ihre so liebevolle Zuschrift und durch das mir gütig mitgetheilte Geschenk eine wahrhaft unbeschreibliche Freude gemacht!

Mit der innigsten Theilnahme durchlas ich diese vortreffliche Schrift — und die Gründlichkeit und Klarheit des Wissenschaftlichen sowohl, als der große, hohe Sinn und der lebendige Odem der Empfindung, der darin herrscht, ergriffen mich mächtig.

Ihr liebenswürdiges Bild schwebte mir so lebhaft vor, — es war mir, als hörte ich jedes Wort, das ich las, aus Ihrem Munde, und ich ward ganz in jene schönen, mir unvergeßlichen Zeiten versetzt, da ich noch unter Ihren Schülern saß!

Gewiß — dieses kraftvolle Wort zu seiner Zeit wird auf viele Menschenherzen ähnliche Wirkungen hervorbringen, und viel, recht viel Gutes stiften.

Mein Herr Pfarrer und dessen F. Schwester empfehlen sich Ihnen hochachtungsvoll.

Ich werde trachten, Sie — verehrungswürdiger Lehrer! der zuerst Interesse für Wissenschaft und Gefühl für das Gute in mir weckte, und ohne dessen väterliche Vorsorge ich meine Studien nicht einmal hätte fortsetzen können — den kommenden Frühling zu sehen, und Sie persönlich der lebhaftesten Empfindungen der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit zu versichern, mit denen ich bis zum Grabe seyn werde

Ihr

Verehrer und dankbarer Schüler

Chr. Schmid.

Thannhausen, den 12. Dec. 1806.

Sailer verweilte oft mehrere Tage in Thannhausen und predigte daselbst einigemal. Der verstorbene Erzbischof Demeter in Freiburg, welcher damals noch Kaplan in Ried bei Wallbach war, besuchte Christoph Schmid sehr oft und beide machten es sich zur Aufgabe, den Schulunterricht zu verbessern; sie theilten sich gegenseitig ihre Ansichten und Pläne mit und wurden die innigsten Freunde. Demeter schrieb in der Folge eine sehr geschätzte Erziehungs- und Unterrichtslehre. Auch Dombekan von Jaumann, der damals gleichfalls Kaplan in Schwendi in Würtemberg war, suchte Christoph Schmid kennen zu lernen. „Lange,“ sagt er in einem Schreiben, „hegte ich den Wunsch, den Verfasser der damals so hochgeschätzten biblischen Geschichte und so mancher schönen

Kinderschriften kennen zu lernen. Längere Zeit wollte sich keine Gelegenheit dazu ergeben; endlich im Jahre 1816 besuchte ich einen Freund, den Pfarrer Anwander in Winzer bei Mindelheim, und wir begaben uns miteinander nach Thannhausen. Unser Empfang war in der Schule; wir freuten uns herzlich des Schauens von Angesicht zu Angesicht und da eben bei dem bleibenden Pfarrer des Fleckens ein Fest gefeiert wurde, lud derselbe Christoph Schmid sammt seinen Gästen ein. Ein Umstand aus diesem Tage ist mir noch genau erinnerlich. Es war ein schöner, warmer, heller Julitag; der Himmel rein blau und nirgends ein Wölkchen. Die Landleute waren auf den Feldern eben mit Einerntem beschäftigt. Wir unterhielten uns sehr angenehm; da wurde Christoph Schmid, der neben mir saß, auf einmal unruhig; es zuckte Alles an ihm und er stand mehrmals auf und blickte zum Fenster hinaus. Ich fragte, was ihn doch so sehr bewege, und zu unser Aller Verwunderung äußerte er, es werde ein Gewitter kommen; man solle die Erntefuhren beeilen. Man lachte; aber sieh! Bald erhoben sich Wolken und Blitz und Donner folgten.“ Dieses Voraussfühlen der Witterung begleitete Christoph Schmid, der sehr zarte Nerven hatte, durch sein ganzes Leben. Er äußerte in seinem spätern Alter öfter: „Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei nasser Witterung schlaff sind; doch bei besserer Witterung werden sie wieder straff.“



In dem nahe bei Thannhausen gelegenen Damenstifte Edelstetten hielt sich damals Bahl, Herausgeber der in jenen Tagen sehr gelesenen Zeitschrift: „National-Chronik der Deutschen,“ später württembergischer Prälat, als Kommissär eine Zeitlang auf, um die Edel-damen aus dem Stifte, das aufgehoben wurde, zu entlassen und zu pensioniren. Auch er kam öfter nach Thannhausen, um Christoph Schmid zu besuchen, und dieser kam hinwiederum nach Edelstetten. Pfarrer Mayerhofer schüttelte darüber den Kopf und sagte zu dem Oberamtmanne Oberst: „Unser Herr Schulinspektor hat doch allerlei Bekanntschaften. Denken Sie nur, gegenwärtig kommt er sogar mit einem Herrn zusammen, der für's Erste Kommissär bei Aufhebung eines Damenstiftes, für's Zweite ein lutherischer Pastor ist und endlich vollends gar „Baal“ heißt. Bahl war übrigens als Kommissär sehr human und die Stiftsdamen sprachen mit Anerkennung über die milde Art und Weise, mit der er sie behandelte und die Aufhebung vollzog. Bahl war überhaupt ein gerechter, offener und gerader Mann, der sich nicht scheute, auch auf die Gefahr hin, anzustoßen, ein freies Wort zu sprechen.

Ein gewöhnlicher Gast bei Christoph Schmid war während der Herbstferien sein ehemaliger Studien-genosse Professor Salat. Dieser war ein leidenschaftlicher Disputator. Die damals sehr beliebte und gepriesene kantische Philosophie war vielfach der Gegen-



Salat her. Der Meßner legte Salat die priesterliche Kleidung mit großer Dienstfertigkeit an und als er damit fertig war, sagte er zu Christoph Schmid, indem er ihm das Meßbuch reichte: „Nun Er, Kleiner, wird wohl ministriren können?“ Der Meßner kam in eine nicht geringe Verlegenheit, als Professor Salat, seinen Irrthum berichtigend, ernst sagte: „Dieser Hochwürdige Herr liest auch Messe.“ Allein Christoph Schmid nahm, da erst ein Ministrant herbeigeholt werden mußte, lächelnd das Meßbuch und diente demüthig dem großen Salat am Altare.

---

In der Nähe Thannhausens befand sich damals ein englischer Garten. Der Gründer desselben war ein Klostergeistlicher des ehemaligen Reichsstiftes Ursberg, Namens Ludwig Albrecht, während der Regierung Herzogs Karl von Württemberg Hofprediger zu Stuttgart und später Stadtpfarrer zu St. Ulrich in Augsburg, ein sehr gebildeter Mann und vortrefflicher Prediger. Graf Stadion hatte das Grundstück zu Anlegung des Gartens abgetreten und man konnte ihn mit Recht eine Zierde des Mindelthals nennen. Kunst und Natur boten sich hier schwesternlich die Hand. Reinlich bekieste, vielfach verschlungene Wege führten jetzt über grüne Wiesen hin, jetzt auf sanfte, von dunkeln Tannen oder lichten Buchen beschattete Hügel, jetzt an Gemüse- und



Blumenbeeten vorüber, dann wieder durch lange, schattige Laubgänge hindurch. In dem Garten befand sich unter Anderm eine kleine Materei und eine einsame zwischen Obstbäumen und Weinstöcken verborgene Klausel, sammt einem Kirchlein. Es waren mehrere Unterhaltungsplätze darin und von Zeit zu Zeit konnte man sich auf bequeme Ruhebänke niederlassen. Ein kleiner rieselnder Bach bewässerte den Garten und mehrere prächtige Eichen beschatteten ihn. An den einsamst gelegenen Plätzchen sah man auch sinnvolle Denkmale, theuern Verstorbenen gewidmet. Das eine dieser Todesdenkmale war der Gattin des Oberamtmannes Oberst, das andere ihrem Söhnchen, auf Veranlassung Christoph Schmid's, errichtet worden. Im tiefen Dunkel, von Trauerweiden beschattet, erinnerten sie mitten in diesem reizenden Garten an den Ernst des Lebens, an Tod und Unsterblichkeit.

Von einem der höchstgelegenen Hügel des Gartens aus hatte man eine herrliche Fernsicht in das schöne Mindelthal. Man erblickte von da die Stadt Mindelheim, die ehemalige alte Reichsabtei Ursberg, das gräflich Fugger'sche Schloß Kirchheim und viele freundliche Dörfer mit ihren Kirchthürmen. Ganz im Hintergrunde erhoben sich die grünen Berge des Allgäu's und hinter diesen die beschneelten Gipfel der Tyroleralpen. In diesem wahrhaft englischen Garten brachte Christoph Schmid gerne seine freien Stunden zu, entweder allein durch die schattigen Laubgänge wan-

delnd oder an der Seite liebender Freunde, die sich hier öfter zur schönen Jahreszeit versammelten und kleine Familien- und Musikfeste veranstalteten. Auch die Schulkinder führte Christoph Schmid öfter in diesen schönen Garten und die Sonntagschüler durften ihn allein besuchen. Eines Sonntags Nachmittags, da er eben wieder darin lustwandelte und vor einer dicht beschatteten Laube vorbeikam, hörte er in derselben laut lesen. Er schlich sich in die nächste Nähe der Laube, und bemerkte, daß mehrere Sonntagschülerinnen hier bei einander saßen und eine derselben aus einem Büchlein vorlas und daß einige Mädchen während des Vorlesens sogar Thränen vergoßen. Um sich zu überzeugen, was den Gegenstand ihrer geselligen Unterhaltung bilde, trat er zur großen Ueberraschung der kleinen Gesellschaft, die ihn nicht bemerkt hatte, in die Laube und fragte nach dem Inhalte des Buches. Es wurde ihm geboten. Es enthielt die Geschichte der Landgräfin Genovefa, wie sie damals gar häufig in den Marktbuden auf dem Lande verkauft wurde. Der freundliche Lehrer bat sich das Büchlein einige Zeit lang aus, arbeitete die Geschichte auf eine für Kinder passende Weise um, und es währte nicht sehr lange, so brachte er die von ihm neu bearbeitete, liebliche Erzählung mit in die Sonntagschule, und las sie vor.

Christoph Schmid trug als Naturfreund selbst Vieles zur Verschönerung dieses Parkes, der leider

längst der Art und der Pflugschar hat weichen müssen, bei. Er verfaßte auch eine kleine Idylle, in der er die einzelnen Schönheiten desselben in sinniger Weise schildert. Sie erschien im Jahre 1840 zu Augsburg in der J. Wolff'schen Buchhandlung unter dem Titel: „Der Fremde in dem englischen Garten zu Thannhausen an der Mindel.“ Freunde der Poesie werden, wenn sie diese Idylle lesen, dem schönen Dichtertalent des Verfassers der Oesterreicher auch neben seiner kindlichen Muse ihre Anerkennung zollen müssen. Der Dichter sagt am Schlusse derselben:

Blühe, o Garten denn fort, ein Denkmal reinen Gefühles,  
Wenn uns die Erde bedeckt, auch noch dem Folgegeschlecht!  
Seid mir noch alle gegrüßt, ihr edeln, fühlenden Seelen,  
Deren Sinn für Natur diese Gefilde verschönt!  
Glücklich, wer so am Busen der reichen, liebenden Mutter  
Selner Sorgen vergißt, sich von Geschäften erholt,  
Rings in der Schönheit der Welt den Tempel der Gottheit erblickt,  
Und am Grabmal des Freund's schönerer Welten sich freut!

---

## **2. Christoph Schmid verläßt Thannhausen und wird Pfarrer in Oberstadien in Württemberg.**

Beinahe zwanzig Jahre hatte Christoph Schmid auf diese und andere Weise segensreich in Thannhausen gelebt und gewirkt. Er hatte während dieser Zeit einen Ruf als Professor der Pädagogik und Aesthetik

an das neuerrichtete Lyceum in Dillingen erhalten. Allein einestheils wegen seiner damals sehr angegriffenen Gesundheit, anderntheils, weil er überzeugt war, daß er als Jugendschriftsteller seinem Vaterlande am meisten in seiner gegenwärtigen Stellung nützen könne, konnte er sich nicht entschließen, dieser Einladung zu folgen. Nun aber wurden die Pfarrstellen und Benefizien in Bayern sehr hoch besteuert; auch Christoph Schmid hatte von seinem kleinen, bisher steuerfreien Frühmessbenefizium eine ganz unverhältnißmäßige Steuer zu bezahlen. Seine Schriftstellerei gewährte ihm wohl einigen Nebenverdienst, reichte aber doch nicht hin, den jährlichen Ausfall zu decken, da er noch eine arme Mutter und mehrere unversorgte Geschwister zu unterstützen hatte. Er sah sich daher genöthigt, seine Stelle zu Thannhausen aufzugeben und eine andere, einträglichere zu suchen. Er meldete sich mehrmals um eine Pfarrstelle, zuletzt um eine wenig bedeutende Dorfpfarrei, wurde aber allemal abgewiesen. Dieß erregte Aufsehen. Es war bekannt, daß Christoph Schmid die biblische Geschichte für die Schulen Bayerns verfaßt und seine Distriktschule zu einer Musterschule erhoben hatte. Man vermuthete geheime Ursachen. Allein die einzige Ursache war ein unrichtiger Zeitungsartikel. Es kam so: Der damalige neue Schulplan des Oberkirchenrathes Wis-mayer war öffentlich bekannt gemacht worden und wurde von Vielen, besonders von Norddeutschen ver-



werflich gefunden. Der berühmte Philolog Boß, der nach Bayern berufen worden war, hatte diesen Ruf abgelehnt, weil er nach diesem Studienplane unmöglich lesen könne. Christoph Schmid hatte ein Dekret als Professor der Pädagogik und Aesthetik in Dillingen erhalten, nahm aber aus den bereits genannten Gründen die Stelle nicht an. Da wurde aber in den Zeitungen bekannt gemacht, Christoph Schmid habe nicht wegen seiner Gesundheit, sondern weil der neue Studienplan ihm nicht zusage, die Professur nicht annehmen wollen. Diese Bekanntmachung stieß den Oberkirchenrath Wismayer, zumal in seiner damaligen Bedrängniß, sehr vor den Kopf. Er war bisher Christoph Schmid geneigt, sonst hätte er ihn nicht wiederholt eingeladen, die Professorstelle anzutreten. Von nun an wurde er ihm abgeneigt, und unter den damaligen Verhältnissen war in Bayern kein Aufkommen mehr für Christoph Schmid.

Während er nun eines Abends nachsinnend über seine Lage zu Hause saß, brachte der Ortsbote einen Brief. Dieser war von Herrn von Jaumann, der damals Dompfarrer in Rottenburg, in Württemberg, war. Er schrieb ihm, daß der bisherige Pfarrer in Oberstadion in Württemberg gestorben sey und ermunterte ihn, den Grafen von Stadion, der diese einträgliche Stelle zu vergeben habe, um Verleihung derselben zu bitten. Er versicherte Christoph Schmid, man werde ihn in Württemberg mit Freuden auf-

nehmen. Christoph Schmid, dessen Bruder Martin in Oberstadion als gräflicher Rentamtmann angestellt war, erkannte hierin einen Wink der Vorsehung. Er schrieb an Dompfarrer Jaumann zurück, daß er geneigt sey, um diese Stelle anzusuchen, nur sey ihm ein Umstand dabei sehr unangenehm, nämlich, sich vorher nach den Landesgesetzen Württembergs einer Prüfung, dem sogenannten Pfarrconcurs, unterziehen zu müssen. Dompfarrer Jaumann schrieb sogleich an Kirchenrath Werkmeister in Stuttgart, welcher umgehend die Versicherung gab, daß von Christoph Schmid eine Prüfung nicht gefordert würde. Nach längerem Schwanken und Zögern reichte nun Christoph Schmid eine Bittschrift an den Grafen von Stadion, der sich damals auf seinen Gütern in Böhmen befand, ein. Es lagen über zwanzig Gesuche um die Pfarrstelle Stadion vor; das Bittschreiben Christoph Schmid's war das letzte, welches einlief und nur in Briefform abgefaßt. Sobald Graf Stadion dasselbe gelesen, öffnete er die übrigen nicht mehr, sondern übersandte Christoph Schmid unterm 5. Oktober 1815 die Präsentation auf die Pfarrei Stadion; Christoph Schmid reichte nun sein Gesuch um Entlassung aus Bayern ein und erhielt sie; am 5. Januar 1816 wurde er von dem Könige von Württemberg auf die Pfarrei Oberstadion bestätigt.

„Wie ein elektrischer Schlag,“ schreibt die oft genannte Schülerin, „wirkte die Nachricht durch ganz Thannhausen, der allgeliebte und allgemein verehrte

Lehrer und Freund der Jugend, der geistliche und leibliche Wohlthäter der Gemeinde, werde dieselbe nun nach beinahe zwanzigjährigem, segensvollem Wirken verlassen. Trauernd unterredete man sich in allen Kreisen, ob es keine Möglichkeit mehr wäre, durch Bitten und Versprechen den Hochverehrten in unserer Mitte zu erhalten. Die Vortheile der Beförderung waren jedoch zu überwiegend und noch manche andere Verhältnisse erheischten es, diesem Rufe zu folgen.“

Auch Christoph Schmid trennte sich ungern von Thannhausen und dem Kreise seiner Wirksamkeit, der ihm lieb geworden war. Nun, da er die Saat, die er mit unermüdlichem Fleiße ausgestreut hatte, aufgegangen sah, sollte er sie verlassen, um anderwärts ein vielleicht undankbares Feld zu bebauen. Das schmerzte ihn. Er trug indessen, so viel er vermochte, noch Sorge dafür, daß das von ihm begonnene Werk der Bildung und Erziehung der Jugend in seinem Geiste fortgeführt werde. Er schrieb vor seinem Abgange an den ihm vorgesetzten Kreisschulrath Müller in München: „Bevor ich Thannhausen verlasse, biete ich Ihnen noch einmal die Hand und danke Ihnen aus vollem Herzen für all die unbeschreibliche Güte, die Sie als Vorstand und Freund für mich hatten. Ich bin zu gerührt, Vieles zu sprechen. Mein Trost ist, daß Ihre Liebe und Achtung mich begleitet. Daß mir, indem ich Thannhausen verlasse, diese Schule vorzüglich am Herzen liege und ich die-

selbe gerne in gutem Stande erhalten wüßte, können Sie sich leicht denken. Ich empfehle sie daher Ihrer besondern Aufmerksamkeit und bitte Sie, auf Ihrer nächsten Reise an Thannhausen nicht vorbeizugehen. Ich weiß es aus Erfahrung, daß ein Besuch von Ihnen den Eifer der Lehrer und Schüler immer neu belebt.“

„Ueberdies muß ich Ihnen noch einen besondern Wunsch vortragen. Sowohl Herr Pfarrer und ich, als auch die ganze Gemeinde Thannhausens wünscht, daß mein Herr Mitkaplan Singer in meine Stelle eintreten könnte. Da Herr Singer ein Freund und Kenner des Schulwesens ist und vorzügliche Talente zum Unterricht hat, so könnte er die Aufsicht über die hiesige Schule am besten fortführen. Käme hingegen, wie es bei dergleichen Benefizien zu geschehen pflegt, ein alter, ausgedienter Mann hin, so würde es, da der Herr Pfarrer bereits altert und Herr Kaplan dann mit der Seelsorge einer Pfarrei von 1600 Seelen genug zu thun hätte, um die Schule so gut als geschehen seyn. Ich bitte Sie daher herzlichst, lassen Sie sich doch die Kinder empfohlen seyn und tragen Sie Alles bei, was Sie nur immer können, meinen Wunsch zu erfüllen.“

An die Pfarrer seines Schuldistrikts, die zugleich Lokalschulinspektoren waren, und an die Schullehrer, richtete Christoph Schmid folgendes Abschiedsschreiben:



Hochwürdige, Hochzuverehrende Herren  
Schulinspektoren!

Wertheſte Herren Lehrer!

Indem der unterzeichnete Distriktschulinspektor seine  
Stelle verläßt,

danke er mit gerührtem Herzen den Herren Lokal-  
Schulinspektoren für die vielen Beweise von Achtung  
und Zutrauen, womit Sie ihn beehrten, bezeugt den  
Herren Schullehrern seine Zufriedenheit für die Be-  
reitwilligkeit und den redlichen Eifer, womit sie ihre  
Schulen zu vervollkommen suchten,

empfiehlt die Kinder, in deren Mitte er bei  
den öffentlichen Prüfungen die vergnügtesten Stun-  
den genoß, der treuen Obsorge der Herren Schul-  
inspektoren und Lehrer, woran sie es eingedenk der  
Worte des göttlichen Kinderfreundes: „Was Ihr  
einem aus diesen Mindesten thut, habt Ihr Mir ge-  
than“, nie werden fehlen lassen, und sagt den Herren  
Inspektoren, Schullehrern und auch den Kindern das  
herzlichste Lebewohl. Er schließt mit der Versicherung,  
daß er auch in der Ferne Sie im Herzen tragen und  
stets mit Achtung und Liebe Ihrer gedenken werde.  
Gott der Allmächtige und Jesus Christus unser Herr  
und Heiland segne Sie Alle!

Lhannhausen, den 3. März 1816.

Den Schulen seines Distrikts schenkte Christoph  
Schmid als Andenken mehrere hundert Exemplare



fleißig in der Schule und befolget die Lehre, die Ihr bisher von mir empfangen habt und die Ihr noch empfangen werdet. Bewahret Eure Herzen rein von allem Bösen, bewahret Eure Unschuld; sie ist Euer köstlichstes Kleinod. Jesus Christus, der göttliche Kinderfreund, wird sie Euch bewahren helfen; o bleibet und werdet recht fromm und gut, damit einst Eure Aeltern und alle guten Menschen Freude an Euch erleben!"

Und ihr Jünglinge und Jungfrauen! Wie könnte ich Euch heute noch Alles wiederholen, was ich Euch so oft gesagt habe! Nur kurz will ich meine Ermahnungen und Wünsche in diese Worte zusammenfassen: Ihr seyd es, die ich von Eurer zartesten Jugend an unterrichtet habe. Ihr wißt es gewiß noch, wie ich Euch, so gut ich es vermochte, Eurem göttlichen Kinderfreunde zuführte. Denkt heute zurück an Eure erste heilige Kommunion! Wie rührten mich damals Eure Thränen; sie sagten mir, wie voll Andacht und Liebe gegen Gott Eure Herzen waren. Erneuert diese Empfindungen wieder! Ihr seyd jetzt in der Blüthe der Jahre, aber auch in dem Alter, in dem die Versuchungen zum Bösen am heftigsten und gefährlichsten sind. Ihr lebet in einer Zeit, in der Unzucht, Wohl lust und Schandthaten aller Art überhand genommen haben. O laßet Euch nicht hinreißen von den Reizen der Sünde, hütet Euch vor Verführung! Es sind viele unter Euch, besonders

unter den Jungfrauen, welche noch rein und unschuldig sind. O bleibet treu Eurem Heilande, werdet täglich noch besser, bewahret Eure Herzen rein und unbesleckt! Sprechet zu der unreinen Begierde: du bist zu schlecht für mich; ich kenne etwas Besseres: Unschuld, Reinigkeit und Herzensruhe. Sie seyen mein Erbtheil, meine Zierde! Seyd und bleibet gut, dann seyd und bleibet Ihr auch glücklich! Bittet täglich um die Gabe der Beharrlichkeit im Guten und betet auch für diejenigen, welche auf Irrwegen sind, daß der liebe Gott sie auch auf den rechten Weg führen möge. Viele sind unter Euch, die ich unterrichtete. Möge keines verloren gehen! Noch einmal, bewahret meine Lehren, werdet recht gut, dann seyd Ihr die Freude der Engel, die Freude Eurer Aeltern und aller guten Menschen!

Christliche Aeltern! Was ich Euch schon so oft gesagt habe, sage ich Euch heute zum letztenmale. Erzieheth Eure Kinder christlich und in der Furcht Gottes; gebet Acht auf sie undorget, daß sie nicht verführt werden; laßt sie nicht überall herumlaufen, damit sie nicht in böse Gesellschaften gerathen. Schicket sie fleißig in die Schule und in den christlichen Unterricht, aber denket ja nicht, daß es hiemit schon gut sey. Wir Lehrer können sie nur unterrichten und ermahnen. Ihr aber müßt sie erziehen; müßt einen guten, festen Grund in Ihre Herzen legen, dann kann man erst gute Menschen aus ihnen machen; ja

These studies resulted in that very interesting, as  
 distinct from other studies, the studies that the  
 research has. However, in the past, we have  
 seen that there are some differences, both in  
 the way that the studies are conducted and in the  
 results. For example, in the past, we have  
 observed that the results of the studies are often  
 quite different, especially when comparing the  
 results of studies conducted with the same data.  
 The results of the studies have been found to be  
 quite different, especially when comparing the  
 results of studies conducted with the same data.  
 The results of the studies have been found to be  
 quite different, especially when comparing the  
 results of studies conducted with the same data.

The findings of the studies have been found to be  
 quite different, especially when comparing the  
 results of studies conducted with the same data.

The findings of the studies have been found to be  
 quite different, especially when comparing the  
 results of studies conducted with the same data.  
 The findings of the studies have been found to be  
 quite different, especially when comparing the  
 results of studies conducted with the same data.

The findings of the studies have been found to be  
 quite different, especially when comparing the  
 results of studies conducted with the same data.  
 The findings of the studies have been found to be  
 quite different, especially when comparing the  
 results of studies conducted with the same data.  
 The findings of the studies have been found to be  
 quite different, especially when comparing the  
 results of studies conducted with the same data.  
 The findings of the studies have been found to be  
 quite different, especially when comparing the  
 results of studies conducted with the same data.

Vergesst Ihr Alle, meine Zuhörer, nicht, was ich heute, das lehtemal, zu Euch gesprochen habe!

Allen, die mir Gutes erwiesen haben, danke ich hier öffentlich, besonders danke ich Euch für die Aufmerksamkeit, mit der Ihr mir zugehört habt, für die Beweise der Liebe, welche Ihr besonders in der letzten Zeit meines Hierseins mir gegeben habt. Gott wird Euch Alles vergelten! Wie sehr fühle und wünsche ich, daß ich noch viel mehr Gutes hätte thun können, allein es ist Euch bekannt, daß ich noch viele auswärtige Schulen zu beaufsichtigen hatte und deshalb meine Kräfte Euch nicht ungetheilt widmen konnte. Wenn ich also wegen auswärtiger Geschäfte das Eine und Andere versäumt haben sollte, so habt Nachsicht mit mir. Ich werde auch noch aus der Ferne auf Euch zu wirken suchen und die Bücher, welche ich geschrieben habe, werden auch noch Euren Kindern zukommen. Es sind auch Viele unter Euch, die mir Ihr ganzes Zutrauen schenkten, deren Gewissensfreund ich war; der liebe Gott wird für sie sorgen.

Sollte ich eines unter Euch ohne mein Wissen und gegen meinen Willen beleidigt haben, so bitte ich hier öffentlich um Verzeihung. Denen, die mich beleidigt haben, habe ich schon längst verziehen. Mein Herz kennt keinen Groll. Wir wollen in Liebe und Friede von einander scheiden. Gedenket auch meiner und betet für mich, wie ich für Euch bete. O wie wird es mich freuen, wenn ich in der Ferne von



Euch höre, daß Ihr noch fromm und gut seyd; und wie traurig würde es für mich seyn, wenn ich hören müßte, daß die vielen Ermahnungen Eurer Seelsorger fruchtlos seyen, daß Ihr in Sünde verfallen seyd! Gott wolle das verhüten!

Und nun lebet wohl und empfanget zum letzten Mal noch meinen priesterlichen Segen!

Segne, o Gott, die Kinder und bewahre Ihre Unschuld,

segne alle Jünglinge und Jungfrauen, daß sie rein und keusch leben,

segne die Aeltern, daß sie ihre Kinder christlich erziehen,

segne die Greise, daß sie einst getrost sterben,

segne die ganze Gemeinde,

segne ihren treuen Seelenhirten und seinen würdigen Mitarbeiter,

segne die weltliche Obrigkeit,

segne den König, den Grafen, ganz Bayern, mein bisheriges, so geliebtes Vaterland, segne ganz Deutschland! Gott erbarme sich Eurer und verzeihe Euch Eure Sünden! Es segne Euch der allmächtige, allbarmherzige Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist! Amen.

Am folgenden Tage reiste Christoph Schmid ab. „Als der Reisewagen“, schreibt seine Schülerin, „bereit stand, versammelte sich die ganze männliche Jugend Thannhausens, was Pferde auftreiben konnte.

Zwei Kutschen, worin die geistlichen und weltlichen Beamten saßen, warteten auf den Scheidenden, um ihn mit den reitenden Jünglingen zwei Stunden weit bis Krumbach begleiten zu können. Sein letzter Gang war in die Schule, wo er meinem Vater und den Schulkindern noch einmal das letzte Lebewohl sagte. Dann stieg er ein. Nun schrien und weinten alle Kinder zusammen und baten meinen Vater, sie zu entlassen. Der ganze große Platz vor der Wohnung Christoph Schmid's wimmelte von Kindern und Erwachsenen. Die Kinder und viele viele Erwachsene weinten, ja schluchzten laut und liefen noch weit hinaus auf die Straße dem Zuge nach, bis Wagen und Reiter aus ihren Augen verschwanden."

### 3. Christoph Schmid als Pfarrer in Oberstadion.

Im Frühlinge 1816 kam Christoph Schmid in Oberstadion an. Es ist dieses ein großes Pfarrdorf in Oberschwaben, drei Stunden von der Stadt Biberach entfernt. Der Graf von Stadion besitzt hier ein ansehnliches Schloß, von dessen Fenstern aus man weithin das schöne, fruchtbare Donauthal und viele Ortschaften übersehen kann. Im Hintergrunde erhebt sich die schwäbische Alp. Dieses Schloß ist das Stammschloß des alten und in der deutschen Ge-



schichte berühmten Geschlechtes der Grafen von Stadion, ehemals Stadegun genannt.

Der erste Gang Christoph Schmid's nach seiner Ankunft in Oberstadion war in die Kirche, um hier den Segen des Himmels auf sich und seine Gemeinde herabzuflehen. Er freute sich, ein würdiges Gotteshaus zu finden; denn die Kirche ist groß und im altdeutschen Style erbaut, auch besitzt sie mehrere werthvolle altdeutsche Gemälde; desgleichen Büsten und Standbilder aus der Blüthe der Holzschnidekunst, und einen Flügelaltar von Jörg Stöcker aus Ulm (1547).

Den Pfarrhof traf Christoph Schmid sehr verwahrlost an. Seine beiden Vorfahrer, welchen als Zehentherren die Baupflicht oblag, hatten wenig, fast gar nichts für die Unterhaltung des großen Pfarrhauses gethan. Christoph Schmid mußte daher sogleich Zimmerleute und Maurer kommen lassen, um das Gebäude wohnlicher zu machen. Damit er seiner Muße ungestörter leben könne, ließ er sich auf dem geräumigen Boden des Hauses ein kleines, gegen Morgen gelegenes Studirzimmer herrichten. Hier schrieb er in freien Stunden mehrere seiner Erzählungen. Anfangs blieb ihm jedoch nur wenig Zeit zu literarischen Arbeiten übrig. Es war außer ihm nur noch ein Geistlicher als Kaplan in Oberstadion angestellt; die Pfarrei zählte über 1300 Seelen und hat mehrere entlegene, zum Theil sehr große Filiale. Ueberdies mußte Christoph Schmid die neuen Ver-

hältnisse, die ihm fremden Verordnungen in Württemberg erst kennen lernen. Er trat sein neues Amt als Pfarrer mit Muth und Freude an. In der ersten Predigt, die er hielt, sagte er zu seinen Pfarrkindern: „Es ist eine große Freude für mich, daß ich Euch, durch eine Fügung der göttlichen Vorsehung hierher versetzt, das Erstemal als Euer Pfarrer das Wort Gottes verkünden kann. Zwar komme ich ganz fremd aus einem andern Lande, aus Bayern, hierher zu Euch, und ihr Alle habt mein Angesicht vor wenigen Tagen das erstemal gesehen. Allein wir sind einander doch nicht fremd. Wir haben Einen Vater im Himmel, sind durch das Blut Eines Erlösers losgekauft, durch Einen heiligen Geist geheiligt, leben im Schooße der Einen katholischen Kirche, sind zu Einem ewigen Leben bestimmt. Ja wir gehen von nun an einander sehr nahe an. Nicht umsonst heißt Ihr meine Pfarrkinder. Ein Pfarrer soll nach Gottes und Jesu Willen der väterliche Freund seiner Gemeinde, die Pfarrangehörigen sollen wie Kinder gegen ihn gesinnt seyn. Euer Pfarrer ist dazu verordnet, Euch auf der Reise dieses Lebens den rechten Weg zum Himmel zu zeigen.“ Hierauf ermahnte er seine Pfarrkinder, fleißig das Wort Gottes, das er ihnen im Auftrage des Bischofes verkünde, anzuhören. Dieser Mahnung bedurfte es indessen nicht. Die liebevolle Freundlichkeit, welche Christoph Schmid wie angeboren war, hatte ihm so-

gleich aller Herzen gewonnen. Freudig eilten die Pfarrangehörigen an Sonn- und Feiertagen herbei, um das Wort Gottes aus seinem Munde zu vernehmen. Christoph Schmid bereitete sich immer sehr fleißig auf die Predigten, die er hielt, vor. Er schrieb die meisten wörtlich nieder und trug sie bei seinem trefflichen Gedächtnisse eben so vor. Unter seinen hinterlassenen Schriften finden sich eine Menge Kanzelvorträge aus dieser Zeit. Sie sind im Geiste des heiligen Johannes gehalten. Der Grundton darin ist die Liebe. Er läßt sich in diesen Reden ganz zu dem Volke herab. So führt er z. B. in einer dieser Reden, in der er von der Güte Gottes gegen die Menschen sprach, seine ländlichen Zuhörer gleichsam an der Hand in ihrem eigenen Hause umher. „Siehe“, heißt es darin, „Dein Gott hat Dir Gaben bescheert in Deinem Stadel, denn Dein Gott ist es, der ihn mit reichem Segen voll gefüllt hat; in Deinem Stalle, den Gott ist es, Der auch dem Vieh Gedeihen geben und es vor Seuchen und Unglück bewahren muß. Die Beweise der Vaterliebe Gottes hast Du täglich in Händen; denn die schweren Getreidegarben, die so oft durch Deine Hände gehen, sind Seine Gaben; das Heu, das so oft Deine Arme füllt, siehe es ist Seine Gabe; der Flachs, mit dem Du so viel umgehst, der Faden, der beim Spinnen durch Deine Finger geht, ist Seine Gabe; das Holz, das Deine Speise kocht und Deine Stube im Winter warm macht, ist Seine Gabe. Sonne,









Scene, welche ihn sehr ergözte, wortgetreu in seinem Berichte an die Regierungsbehörde. Es kam keine Antwort mehr; der alte Gebrauch blieb bestehen.

Unter den Pfarrkindern Christoph Schmid's gab es freilich auch solche, welche nicht auf seine Ermahnungen hörten und ihn durch ihren ärgerlichen Lebenswandel betrübten. Wie seufzte er, wie angegriffen und blaß sah er jedesmal aus, wenn er von dem einen oder andern seiner Pfarrangehörigen etwas Nachtheiliges oder Aergerliches hören mußte! So verursachte ihm, wie er erzählte, ein Mann in seiner Gemeinde lange Zeit hindurch großes Herzeleid. Dieser verübte viele sehr schlaue Streiche und Diebstähle. Er kam einigemal in das Arbeitshaus. Kein Ermahnen und Zureden half. Einmal stahl er dem Kaplan in Unterstadion sogar eine Kuh aus dem Stalle. Entdeckt und angeklagt, suchte er sich vor dem Gerichte damit zu entschuldigen: „die Kuh habe ja dem Kaplan gehört, der habe obnedieß ein reichliches Einkommen und empfinde den Schaden nicht besonders.“ Er wurde abermals in's Arbeitshaus abgeführt. Auf dem Wege dahin begegneten ihm Soldaten, die aus der Pfarrei Stadion gebürtig waren und aus ihren Kasernen in Urlaub nach Hause zurückkehrten. Der leichtsinnige Mensch grüßte sie lachend mit den Worten: „So, ihr gehet in Urlaub; ich rücke wieder ein.“ Nach einigen Jahren kam der Mann wieder nach Hause und erkrankte gefährlich.





Antwesenden. Alle Zuhörer gingen gerührt auseinander, und Viele, welche in einer bittern oder schadenfrohen Stimmung gekommen waren, begaben sich versöhnt nach Hause.

Christoph Schmid war gerne in Stadion und erinnerte sich später nicht selten der freundlichen Tage, die er hier verlebt hatte. Die vielen, oft verdrießlichen Geschäfte der mit der Pfarrei verbundenen großen Oekonomie machten ihm keine Mühe, sie wurden von seiner Schwester und seinem als Rentmeister hier angestellten Bruder besorgt. Letzterer, ein sehr gebildeter und zugleich sehr heiterer Mann, trug viel dazu bei, Christoph Schmid den Aufenthalt in Stadion angenehm zu machen. Christoph Schmid erzählte gerne von ihm. Hier nur eine Anekdote. Sobald derselbe als Rentmeister des Grafen nach Stadion gekommen war, hängte er den Schlüssel zu der Fruchtschütte nicht an den gewöhnlichen Nagel in der Kanzlei, sondern an einen Magnet. Der Kastenknecht suchte ihn vergebens an dem sonst bestimmten Orte. Auf seine Anfrage zeigte der Rentmeister mit der Hand auf den am Magnete in der Luft hängenden Schlüssel. Der Kastenknecht blieb verwundert stehen und getraute sich nicht den Schlüssel anzurühren. Der Rentmeister sagte ernst: „Zieh er nur, der Schlüssel geht schon hinweg.“ Zu seinem großen Erstaunen zog der Kastenknecht den Schlüssel hinweg und entfernte sich kopfschüttelnd damit. Als er wie-







- war auch selbst Schriftsteller und hat eine interessante  
• Chronik seines ehemaligen Klosters, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, geschrieben.

Bei Friedrich von Walter lernte Christoph Schmid den Maler Huber von Weissenhorn kennen, welcher ein Schwager des Prälaten war. Der Prälat ließ von diesem in Bayern und Schwaben bekannten und geschätzten Künstler auf seine Kosten für die Kirche von Kirchbierlingen drei Altarblätter in Oel und einige andere Bilder al Fresco malen. Als Huber eben an einem Bilde im Chore malte, das die Sendung des heiligen Geistes vorstellt, fragte ihn der Prälat, welchen unter den dargestellten Aposteln er für den gelungensten halte. Huber deutete mit dem Pinsel auf den Apostel Petrus und sagte: „Wenn der Herr Pfarrer Schmid von Stadion kommt und das Bild sieht, wird er mir beistimmen.“ Christoph Schmid besuchte an eben diesem Tage den Prälaten. Dieser führte ihn in die Kirche, zeigte ihm das Bild, und fragte ihn, welchen unter den Aposteln er für den gelungensten halte. Christoph Schmid sagte: „Offenbar den Apostel Petrus.“ Der Prälat und der Künstler lächelten und, da sie Christoph Schmid etwas betroffen darüber ansah, erzählte ihm der Prälat seine Unterredung mit Huber und rühmte Christoph Schmid's Kunstkenntnisse.

Christoph Schmid bestellte bei Huber während des theuern Jahres, da dieser Künstler wenig Arbeit hatte,

vier große Oelgemälde aus der Geschichte Jesu: den englischen Gruß, den Gruß der heiligen Elisabeth, Jesus am Oelberg und Ecce homo. Huber führte diese Bilder mit großem Fleiße und ganz im Geiste der Kirche aus. Wie bei allen Huber'schen Bildern, so ist auch bei diesen das Colorit sehr weich und lieblich. Da ganz vergoldete Rahmen Christoph Schmid zu kostbar dächten, so ließ er nur die äußern und innern Ränder der Rahmen in Glanz vergolden und die tiefen Hohlkehlen mit orangegelber Farbe ausmalen. Auch in dieser Umrahmung nahmen sich die Bilder sehr gut aus. Sie hingen in seinem Gastzimmer. Christoph Schmid ließ auch in die Kirche zu Stadion auf seine Kosten ein Oelgemälde von Huber malen. Es schmückt den linken Seitenaltar und stellt die Geburt Christi vor. Maria hat das Kind Jesu auf dem Schooße, Joseph kniet davor, die Hirten stehen und knien rings umher; ebenfalls ein liebliches Bild.

Christoph Schmid kam zuweilen nach der Stadt Biberach. Hier besuchte er dann immer den als Genremaler bekannten Künstler Pflug. Im Sommer gebrauchte er rheumatischer Leiden wegen gerne das in der Nähe von Biberach gelegene, freundliche Jordanbad. Auch die Schweiz bereiste er damals. Er sagt über diese Reise in einem Briefe: „Unter den Kunstwerken entzückte uns ein Gemälde der Malerin Ellenrieder und unter den Werken der Natur der Rigi mit seiner herrlichen Aussicht. Ich merkte die

Witterung immer an, weil's mir sehr bange darauf war. Ich fand am Ende, daß es Thorheit war, mich nur einen Augenblick mit dieser Sorge zu ängstigen. Die Witterung war äußerst günstig, und gerade, da wir uns in den schönsten Gegenden befanden, war das Wetter ganz ungemein schön. Wie es nun mit diesen Reisesorgen war, so ist's fast, ja wohl gar immer mit den Lebenssorgen. Das wollen wir uns merken." Sailer besuchte Christoph Schmid einige Male in Stadion; in den Ferien kamen die Professoren Drey und Eichenmayer aus Tübingen zu ihm; auch Demeter, damals Pfarrer in Sasbach in Baden, und Domkapitular Wagner in Rottenburg, beide Schüler und Freunde Sailers.

Christoph Schmid wurde nicht lange, nachdem er Pfarrer in Stadion geworden war, zum Bezirks-  
schulinspektor ernannt. Da er indessen eine große Pfarrei zu verwalten hatte und auch als Schriftsteller noch wirken wollte, lehnte er diese Stelle ab. Nur die Durchlesung und Censurirung der Conferenzaufsätze, welche die Geistlichen seines Kapitels jährlich zweimal ausarbeiten und vor Abhaltung der Pastoralconferenzen einreichen mußten, behielt er auf den Wunsch des ihm vorgesetzten Dekans Banotti, damals Stadtpfarrer in Ehingen, später Domkapitular in Rottenburg, bei. Er suchte das Institut der Pastoralconferenzen als Direktor derselben neu zu beleben. Er hielt dieselben immer im Pfarrhause ab



und bat, da er selbst nie das Gasthaus besuchte, die Mitglieder nach abgehaltener Conferenz seine Gäste zu seyn. In der Diöcese Rottenburg war die Einrichtung getroffen, daß der Dekan des Kapitels die Thematik zur Ausarbeitung aufgab. Damit war Christoph Schmid nicht einverstanden; er war der Ansicht, es sey für das wissenschaftliche Streben förderlicher, wenn jedes Mitglied selbst ein Thema wählen und bearbeiten dürfe; er sagte: „solche erzwungene Arbeiten sinken leicht zu Stylübungen und Schulerexercizien über meist abgedroschene Gegenstände herab.“ Es gelang ihm nicht, diesen Mißstand zu heben. Auf der andern Seite trat Christoph Schmid gegen die damals so häufige Verormung und Knechtung der Kirche durch den Büroaukratismus auf. Es war unter andern altkirchlichen Gebräuchen auch das Wallfahren, und zwar polizeilich damals in Württemberg verboten worden. Der Dekan des Kapitels hatte mit Beziehung darauf das ConferenztHEMA gegeben: „Welches sind die Ursachen, die das Auslaufen der Pfarrangehörigen in fremde Kirchen herbeiführen und begünstigen?“ Christoph Schmid bearbeitete über diese Frage einen Aufsatz, in welchem er zwar die Mißbräuche, die nicht selten mit dem Wallfahren verbunden sind, scharf rügt, worin er aber auch freimüthig das Engherzige der Maßregel hervorhebt, den frommen Sinn des Volkes zu stören, und die ganze äußerliche Gottesverehrung der Pfarrangehörigen auf ihre

Pfarrkirche zu beschränken. Er sagt unter Anderm in dieser Arbeit: „daß diese Reisen in religiöser Absicht von Polizei wegen verboten wurden, schien mir eine sehr unglückliche Maßregel. Wenn man L. Sternes launigtes Verzeichniß der Reisenden durchgeht, in dem übrigens die religiösen Reisenden vergessen sind, es sey denn, daß er sie unter den gemüthlichen und unschuldigen Reisenden (Sentimental and innocent Traveller) mitverstanden habe, so findet man darunter keine Klasse, denen der Staat bisher das Reisen niedergelegt hätte, außer etwa dem Reisenden, der sich seiner Verbrechen wegen flüchtet. Gestattet und billigt man gelehrte Reisen, Künstlerreisen, Reisen der Handwerker, um sich im Handwerke zu vervollkommen, merkantilische Reisen vom ersten Kaufmanne, der die Frankfurter Messe besucht, bis herab auf den armen Mann, der den Abgang des Glases aufsucht und auf seinem Rücken zu Markte trägt: so kann man doch den Reisenden, der mit seiner Reise in Hinsicht der Religion Etwas zu gewinnen hofft, auf seinem friedlichen Wege nicht umkehren heißen, ohne sich den Anschein zu geben, als setze man die Religionsangelegenheiten unter allen menschlichen Angelegenheiten zuletzt, oder als streiche man sie aus der Liste derselben gar aus. Die Wallfahrten könnten also, so lange sie noch bestehen, abgesehen von dem Schädlichen, doch wenigstens den Nutzen haben, daß sie frommen Personen eine der menschlichen Natur angemessene

Erholung und, wenn solchen Orten, was von großer Wichtigkeit ist, erleuchtete Geistliche reich an Religions- und Menschenkenntniß vorstehen, sogar Gemüthskranken Heilung verschaffen.“ Christoph Schmid entwickelt hierauf die Gründe, warum die Menschen entfernte Kirchen besuchen und fährt fort:

„Noch ein Grund, aus welchem Menschen entfernte Tempel besuchen, ist die Macht der Künste auf das menschliche Gemüth. Die herrlichen, katholischen Tempel, mit denen Deutschland prangt, die selbst hohe Kunstwerke sind und reiche Kunstwerke in ihrem Innern verschließen, sind sie nur für die Stadt, in der sie stehen? Sind sie nicht ein Gemeingut der Nation? Selbst der gemeine Mann tritt mit ehrerbietigem Schauer in diese alten Domkirchen, die als ehrwürdige Denkmale altdentscher Kunst und altdentscher Gottesfurcht schon Jahrhunderte dastehen, in ihrer Größe und Festigkeit auf das Unendliche deutend. Wie mächtig wirkt das majestätische Geläute der Glocken, das dahin ruft! Die Orgeltöne, die von den hohen Gewölben wiederhallen und den vieltausendstimmigen Gesang der Volksmenge begleiten, wie hinreißend sind sie, wie erschütternd oft für den Sünder, der sie nur im Vorbeigehen hört! Wie ansprechend sind die Gemälde von großen Meistern, die uns das Göttliche im Menschen mit magischer Gewalt vor Augen stellen! Stimmt nun mit der Erhabenheit und Majestät der Tempelhallen, mit dem Zauber der Töne, den himm-

lischen Gestalten in Gemälden und Statuen, die Würde und Feierlichkeit des Gottesdienstes und die Rede des Predigers zusammen, welches Menschenherz sollte da sich nicht weiter und größer fühlen, es nicht fühlen, daß es mehr als Staub, daß es göttlicher Abkunft sey? Wie, sollte es dem Manne übel zu nehmen seyn, der sie in seinem Leben nur einmal betreten und dem Gottesdienste darin beizohnen möchte! Wer könnte engherzig und, wenn das Wort gebräuchlich wäre, möchte ich sagen, engköpfig genug seyn, die ganze äußerliche Gottesverehrung desselben auf sein Dorfkirchlein zu beschränken, das, um mich des Ausdrucks eines witzigen Schriftstellers zu bedienen, gleich einem Ausrufungszeichen hinter dem armseligen Dorfe steht? . . . . .“ Am Schlusse sagt Christoph Schmid:

„Mit dem hie und da berührten Einschreiten der polizeilichen Gewalt kann ich durchaus nicht einverstanden seyn. Werden von der höhern Geistlichkeit Mißbräuche mit Weisheit entfernt, thut die niedere Geistlichkeit an Ort und Stelle ihre Pflicht, so geschieht Alles, was geschehen kann. In den geistigen Angelegenheiten der Menschen, wenigst derer, die bereits mündig sind, ist körperlicher Zwang nie von guten Folgen gewesen. Anwendung von gewaltsamen Mitteln, um das Auslaufen in fremde Kirchen zu verhindern, könnte bei dem Volke, das nicht zu unterscheiden weiß und Alles in concreto nimmt, anstatt dem pfärrlichen Gottesdienste aufzuhelfen, die unselige



Folge haben, daß, wie das in Städten sehr häufig geschehen soll, auch die eigenen Kirchen nicht mehr besucht werden, und es dürfte doch noch besser seyn, fremde Kirchen zu besuchen als gar keine. So wichtig die Untersuchung seyn mag, warum das gemeine Volk fremde Kirchen besuche, so wäre doch die Untersuchung noch wichtiger, warum so Viele, die sich für gebildet halten, allen Kirchenbesuch aufgeben. Der letztere Fehler ist offenbar größer und von verderblicheren Folgen. Das Volk merkt auch so etwas und läßt es hie und da merken; z. B. in einem Epigramm, das aus dem Munde des Volkes genommen ist, und das heißt:

Pfarrer: Was lauft ihr Bauern doch so gern  
Zur Kirche in die Stadt?

Schultheiß: Weil dort die Höflichkeit der Herrn  
Uns Platz gelassen hat."

Besonders lästig scheinen Christoph Schmid die Schreibereien gewesen zu seyn, mit denen die Geistlichen in Württemberg damals überhäuft waren und zum Theil noch sind. Er äußert sich darüber in einem Briefe an Sailer also:

„Es ist der allgemeine Wunsch, daß wir endlich einen würdigen Bischof haben, und ihm in geistlichen Dingen ganz möchten untergeordnet werden. Und dann wünschen Viele, daß wir von den vielen Schreibereien, die nur zu oft ein großes Hinderniß der geistigen Thätigkeit sind, befreit werden möchten.

Mir werden diese Schreibereien mit jedem Tage lästiger. Es mag nun wohl meine Nervenschwäche mit Ursache seyn, daß sie mir gar so zuwider sind, indeß mag es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich lieber etwas Nützlichcs als etwas Unnützes schreibe. Es regte sich daher schon öfter der ernstliche Wunsch in mir, die Pfarrei, da ich oft längere Zeit mehr Schreiber als Pfarrer seyn muß, ganz aufzugeben und ein mir angemessenes Benefizium zu suchen, wo ich wohl in der Seelsorge arbeiten, allein von allen den neu erfundenen Schreibereien, ohne welche die Welt vorhin auch bestand, ganz frei wäre, und dann vielleicht als Schriftsteller meinen Mitmenschen noch nützlich werden könnte.“

Demungeachtet beschenkte Christoph Schmid Aeltern und Kinder während seines Aufenthaltes in Stadion mit mehrern Erzählungen. Er gab das Blumenkörbchen, Rosa von Tannenburg, den Weihnachtsabend, das Lämmchen, andere kleine Erzählungen und auch die Blüthen heraus. Die Entwürfe dazu hatte er schon in Thannhausen gemacht; hier arbeitete er sie vollends aus. Briefe von Kindern, in denen sie ihn um eine neue Erzählung baten, oder ihm für eine frühere dankten, bestimmten Christoph Schmid vorzüglich zur Herausgabe derselben. Im Jahre 1818 sandte ihm die Schuljugend zu München ihr neues Gesangbuch, dem ein herzliches Schreiben beigelegt war. Dieß veranlaßte Christoph Schmid, das schöne Büchlein: „Blüthen dem blühenden Alter gewidmet,“



Im Jahre 1821 erhielt Christoph Schmid von den Zöglingen der damals zu Indersdorf in Bayern bestehenden weiblichen Erziehungsanstalt ein Schreiben, das schon seiner Herzlichkeit wegen hier eine Stelle finden mag. Es lautet:

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr  
Pfarrer!

Es würde gewiß eine Kühnheit seyn, daß eine ganze Schaar Mädchen an Euer Hochwürden schreibt und wir würden es nicht wagen, wenn wir sie nicht als unsern besten Freund betrachteten, dessen Schriften wir immer in den Händen haben. Sie werden, Sie können es gewiß nicht ungütig aufnehmen, daß wir Ihnen den Dank schriftlich bezeugen, der Ihnen so sehr gebührt und von dem unsere Herzen so voll sind. O wie viele Freude machte uns unser erstes Lesebüchlein, die schöne Lehre von Gott! Wie viele süße Stunden haben uns die Genovefa, die Oster-eler, Heinrich von Sichenfels, das Glück der guten Erziehung schon gemacht! Wie oft haben wir sie schon gelesen, oder lesen hören und immer wieder mit neuem Vergnügen! Wie viele Thränen haben wir dabei geweint! Wir lesen ihre biblische Geschichte und die Blüthen können wir großentheils auswendig; wir nehmen daraus am liebsten unsere Deklamationen. Das Lied: der Knabe Jesus können und beten die Kleinsten von uns. Die Lieder: Die Unschuld und



die Kinder vor der Krippe singen wir so gerne. Wie sollten wir nun für so vieles Gute Sie nicht lieben! Wie sollten wir die Gelegenheit, die sich uns so schön darbietet, Ihnen unsere Dankgefühle laut werden zu lassen, nicht mit Freuden benützen! Schon im vorigen Jahre hörten wir, daß Sie die Kinderwelt mit einem neuen Werkchen, einem Blumenkörbchen, beschenken würden und freuten uns darauf mehr als auf die Beilschen im März. Wie entzückten wir uns schon im voraus an dem Duft und Farbenschmelz dieser Blumen, und wir wurden schon oft traurig, wenn wir auf unsere Anfragen um dieses Büchlein allzeit ein „Nein, noch nicht“ vernahmen. Werden wir noch oft diese traurige Antwort erhalten? O, wir bitten, stillen Sie unser Sehnen, erfreuen Sie uns und alle Kinder im deutschen Vaterlande bald wieder mit einem so lieben Geschenke! Dürfen wir noch mehr bitten und Alles sagen, was wir schon oft wünschten? Schon öfter, wenn wir etwas aus der Kirchengeschichte lasen oder hörten, wünschten wir so herzlich, daß Sie die Geschichte der Erbarmungen Gottes mit seiner Kirche von den Aposteln weiters bis auf unsern heiligen Vater Pius erzählten. Oder beglücken Sie uns und alle Kinder nach uns mit dem, was uns am liebsten ist, einer Legende der Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres. Welche Freude, wenn Sie die Arbeit auf sich nähmen! Welcher Lohn von Gott! Wir küssen dankbar die für uns so wohlthätige Hand,

beten um die Erhaltung Ihrer so theuern Gesundheit und sind mit kindlicher Liebe

E. S.

gehorsamste und dankbarste Zöglinge  
des w. Erziehungs-Institutes.

Nun folgen 34 Unterschriften.

Christoph Schmid vollendete auf diesen Brief hin die bereits begonnene Erzählung „das Blumenkörbchen“, sandte sie den Mädchen und schrieb ihnen dazu folgende Zeilen:

Ihr freundlicher Wunsch, den Sie freilich schon vor längerer Zeit äußerten, veranlaßte mich, die kleine Erzählung, das Blumenkörbchen, damals sogleich in Arbeit zu nehmen und es für den Druck fertig zu machen. Ich wollte Ihnen zur Antwort sogleich das Büchlein senden; eine Reihe von Hindernissen jedoch, Kränklichkeit und Geschäfte, verzögerten es bis jetzt.

Obwohl nun dieses Büchlein später erscheint, als ich dachte, so würde es ohne Ihren Wunsch wohl noch lange nicht zum Vorschein gekommen seyn. Es dankt seine Erscheinung, wenn dieselbe je etwas Gutes ist, Ihnen.

Dieses Büchlein, zu dessen Erscheinung Sie Veranlassung gegeben haben, nehme ich mir nun die Freiheit, Ihnen zu senden als einen kleinen Beweis, daß ich Ihre Zuschrift nicht vergaß, und als einen Beweis der Freude, welche mir dieselbe machte.

Was mich darin am meisten rührte, sind die edeln Gesinnungen, die ich in jeder Zeile fand, die Ihnen und Ihren verehrten Lehrerinnen zur wahren Ehre gereichen, und die Sie zum Glücke führen werden.

Ich hoffe, daß Sie auch in dieser Erzählung Vieles finden werden, was mit dem, das Ihre verehrten Lehrerinnen sagen, übereinstimmt: daß nur in Gott, Christus, Tugend, wahre Freude zu finden sey. Das ist auch die Hauptsache in diesem Büchlein, das Uebrige ist Einfassung, oder um mich eines andern Ausdrucks zu bedienen, ein Blumenfranz, der um einen Becher kalten Wassers gewunden ist.

Beten Sie für mich, daß Gott mir Gesundheit schenke, so werde ich Ihre weiteren Wünsche erfüllen und Ihnen noch Manches aus der Geschichte der Heiligen erzählen. Versichern Sie Ihre theuern Lehrerinnen meiner Hochachtung. Gottes Engel seyen mit Ihnen!

Dieß der Wunsch und das Gebet

Ihres  
aufrichtigen Freundes  
Christoph Schmid.

Aus dem Schriftstellerleben Christoph Schmid's mag noch folgende Anekdote hier stehen, die er mir erzählte. Eines Tages kam eine wohlhabende Bauersfrau aus der Pfarrei Stadion in den Pfarrhof und wünschte, den Herrn Pfarrer zu sprechen. Die



Christoph Schmid hatte Mühe, der Bauersfrau einen Begriff von Bücherschreiben beizubringen.

---

Während Christoph Schmid Pfarrer zu Stadion war, verlor er seine Mutter. Die vielgeprüfte Wittwe starb in einem Alter von 75 Jahren zu Dinkelsbühl, wo sie dem Bruder Christoph Schmid's, Joseph, der Cantor und Prediger an der Stadtpfarrkirche daselbst war, die Haushaltung führte. Christoph Schmid eilte auf die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung sogleich an das Sterbebett der geliebten Mutter, und begleitete ihre Leiche unter heißen Thränen zu Grabe.

Einige Jahre nachher erkrankte auch sein Bruder Joseph gefährlich, und ließ Christoph Schmid schreiben, zu ihm zu kommen. Christoph Schmid reiste sogleich mit seiner Schwester nach Dinkelsbühl. Er traf seinen Bruder tödtlich krank, aber so heiter und innerlich freudig, daß ihm dieß auffiel. Er fragte ihn, wie er bei seinem Zustande doch so heiter seyn könne. Joseph erwiderte: „Lieber Christoph, ich habe den ganzen Tag mit unbeschreiblicher Sehnsucht auf dich gewartet und habe unaufhörlich zu Gott gefleht, Er möge mir die Gnade gewähren, dein Angesicht auf dieser Welt noch einmal zu sehen. Gott hat meine Bitte erhört, und ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß ich in der Gnade Gottes bin und darin sterben werde. Das ist die Ursache meiner



großen Fröhlichkeit.“ Eine Stunde nach der Ankunft Christoph Schmid's war sein Bruder eine Leiche. Christoph Schmid sagte öfter, daß er nie ein verklärteres Antlitz im Tode gesehen habe, als das Angesicht seines Bruders Josephs und bedauerte, daß er keinen Gipsabdruck davon habe nehmen lassen. Dieser Bruder, aus dessen Knabenjahren Christoph Schmid im ersten Bändchen dieser Erinnerungen einige jugendliche Streiche erzählt, ward in der Folge ein überaus frommer Geistlicher, aber dabei ein eigener Mann. Er trug stets ein weites, priesterliches Kleid, einen langen Stab und einen breiten Hut, ähnlich wie die französischen Geistlichen. Wegen seiner schönen Stimme kam er in seiner Jugend als Singknabe in das Dom nach Augsburg, und wurde hier von den Jesuiten erzogen und gebildet. Man sah ihn nirgends als in der Kirche und in den Häusern der Kranken und Armen. Im Sommer und Winter stand er schon vor vier Uhr Morgens auf. Sein erster Gang war in die Kirche, um da sein Brevier zu beten. Er hatte die Gewohnheit, auf dem Wege dahin, laut zu beten. Die Arbeiter und Handwerksleute, welche in den Gassen wohnten, durch die er ging, nannten ihn nur ihre Uhr. Sie sagten: „jezt ist es Zeit aufzustehen; der Herr Cantor betet schon durch die Straße.“ Von seinem kleinen Einkommen behielt er nur das zum Leben Nothwendige; alles Uebrige schenkte er den Armen. An einem bestimmten Wochentage las



Musik und ein Staar, der, wenn er Klavier spielte, auf dem Notenpulte saß und mitmuscirte. Er componirte auch sehr schöne kirchliche Lieder. Außer der heiligen Schrift und den Kirchenvätern las er in der Regel kein Buch. Einmal gab ihm Christoph Schmid Professor Salat's Moralphilosophie zum Lesen. Er gab jedoch das Werk seinem Bruder alsbald mit den Worten wieder zurück: „Dieses Buch hat zwei Fehler: der erste ist, daß man es nicht versteht, und der zweite, daß man es zum Predigen nicht brauchen kann.“ Christoph Schmid erzählte gerne von diesem Bruder, und betrauerte seinen frühen Tod, indem er bemerkte, derselbe hätte bei seinem ächt priesterlichen Wandel und großem Eifer noch Vieles zum Seelenheile der Menschen wirken können. Noch jetzt steht dieser fromme Priester bei den Bewohnern Dinkelsbühls in gesegnetem Andenken.

Nach dem Tode seines Bruders begab sich Christoph Schmid nach Ellwangen, um da meine Aeltern zu besuchen. Eines von uns Kinder, ein Knabe, dessen Taufpathe Christoph Schmid war und der auch Christoph hieß, lag krank darnieder. Er fühlte das innigste Mitleid mit dem Kinde, das sieben bis acht Jahre alt war, setzte sich an sein Bett, und beantwortete reichlich alle Fragen, die es an ihn stellte. Als er, wieder nach Stadion zurückgekehrt, die Nachricht erhielt, daß das Kind schwerer erkrankt sey und Vieles zu leiden habe, schrieb er an meine bekümmerten Aeltern:



„Allerliebste Geschwister! An der Krankheit Eures lieben Kindes und Euren Vater- und Mutterleiden nehmen wir alle dahier den herzlichsten, innigsten Antheil. Wer könnte sich auch die Schmerzen des kleinen, liebenswürdigen Engels nur denken, ohne gerührt zu werden! Und was muß erst Euer Herz, — Vater und Mutterherz — empfinden, die Ihr diese Leiden stets mit Augen sehen müßt? Gewiß — diese Empfindung wäre zu herzerreißend, wenn wir unsere Blicke nicht höher erheben könnten. Allein ein gläubiger Vertrauensblick zum Himmel bringt Trost herab in alle unsre Erdenleiden, denn was könnte tröstlicher seyn als der Gedanke: Es ist ein Gott der Liebe dort oben und Alles, was Er thut, ist die lauterste, weiseste Liebe. Auch das bitterste Leiden ist ein heilbringender Kelch aus der liebevollsten Hand des besten Vaters, — wer wollte ihn zurückstoßen! Auch das schwerste Leiden ist ein Kreuz, das die weiseste Liebe uns zu unserer Seligkeit auflegt, — wer wollte es nicht geduldig tragen! — Allerdings ist es uns unbegreiflich, warum ein unschuldiges Kind so Vieles leiden müsse. Allein so viel können wir doch begreifen: auch ihm ist dort oben seine Krone bestimmt, und diese will erkämpft seyn. Liebste Schwester, bester Bruder! Uebergibt Euer liebes Kind ganz in Gottes Hand. Er mache es mit ihm nach seinem göttlichen Wohlgefallen. Was Er thut, ist ja allemal das Beste. Sollte Er auch das schwerste Opfer

von Euch fordern, so gedenkt der großen Beispiele, die uns zur Nachahmung aufgezeichnet sind, — Abrahams, der seinen innig geliebten Sohn zum Opfer bringen sollte; Mariens, der seligsten Jungfrau, der besten aller Mütter, die unter dem Kreuze des besten aller Söhne, des göttlichen Sohnes, stehen mußte und, ungeachtet des zweischneidigen Schwertes, das ihre Seele durchdrang, im Vertrauen auf Gottes unwandelbare Vaterliebe aufrecht unter dem Kreuze stand. Wir wollen unser Gebet mit dem Euren vereinen, daß Er Euch auch ein solches Vertrauen in das Herz legen, und, wenn Er je dieses Opfer von Euch fordern sollte, Euch auch die Kraft geben wolle, es zu bringen. Auch dieses Leiden wird Euch dereinst in Freude verwandelt werden. Durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zum Heil ist der königliche Weg, den uns Gott führt.

Den lieben, leidenden Engel grüßet von mir und uns allen auf das allerfreundlichste — recht in das Herz hinein! Erzählt ihm, wie geduldig Jesus war und was Er Alles aus Liebe zu uns gelitten hat! Erzählt ihm von der Schönheit des Himmels, und wie wir es dort bei dem lieben Vater im Himmel so gut haben werden! Wie die heiligen Engel Gottes, denen wir dort gleichen werden, sich freuen werden, uns in ihrer Mitte zu haben; wie alle, die hier so viel zu leiden haben und es geduldig leiden, im Himmel in lauter Freude wieder vereinigt werden! —

O selig, wer in seiner Unschuld, unbesleckt von dieser sündenvollen Welt, in jene bessere Welt eingehen kann! Daß wir alle Euch alle und Eure lieben Kinder mit einem Herzen voll der zärtlichsten, theilnehmendsten Liebe grüßen, darf ich Euch wohl nicht erst sagen. Gott, der allen Leidenden nahe ist, wolle recht mit Euch seyn, Euer Herz mit seinem göttlichen Troste erfüllen und Euch nach diesen leidensvollen Tagen auch wieder Erquickung finden lassen! Nochmal von ganzem Herzen

Euer

liebender Bruder

Christoph.

Das Kind starb, und ein Jahr darauf wurde den Aeltern innerhalb drei Tagen auch eine Tochter von zwölf Jahren durch den Tod entrisen. Er schrieb ihnen auf diese Trauerbotschaft: „Die ganz und gar unerwartete Trauernachricht von dem Tode der geliebten Mannette hat mich sehr erschüttert und mein Herz mit tiefer Betrübniß erfüllt. Ich kann mir denken, wie es erst Euch, den liebenden Aeltern eines so lebenswürdigen Kindes, um das Herz seyn müsse. Wohl muß Euer Schmerz ganz unbeschreiblich seyn. Allein, liebste Geschwister, so gerecht Euer Schmerz ist und so aufrichtig unsere Theilnahme, so heiße Thränen der geliebten Mannette auch dabier floßen und noch fließen, so müssen wir uns doch wieder fassen. Wir sind

wirklich recht besorgt, Eure Betrübniß möge Euch zu sehr angreifen und Eurer Gesundheit, auf der das Glück Eurer beiden noch übrigen Kinder beruht, nachtheilig werden.

Es ist mir eine große Herzensangelegenheit, Euch getröstet und in den göttlichen Willen ergeben zu wissen. Wohl möchte ich Euch ein Wort des Trostes sagen, allein ich fühle es wohl, wie schwer es ist. Was ich auch sagen kann, wißt Ihr schon zuvor, doch ist es gut, Euch daran zu erinnern; — wir müssen die göttlichen Verheißungen und Wahrheiten in solch trauriger Lage fest erfassen und uns daran halten.

Es ist allerdings ein großer Verlust, ein so geliebtes, hoffnungsvolles Kind, die Stütze, Freude und Krone sich so auf einmal entrissen zu sehen. Allein sie ist uns ja nicht für immer entrissen. Wir müssen unsere Blicke vom Grabe zum Himmel erheben. Ihr Staub ruht im Grabe, sie selbst ist ein verklärter Engel. Ihr ist nun wohl; sie ist in Freude, wir nur sind in Thränen. Gönnen wir ihr, dem holden Engel, ihr Glück!

O, wenn ihre Stimme zu Euch gelangen könnte, o sie würde Euch am besten trösten können. Sie konnte ja schon als ein Kind ihre Mutter über den Tod des geliebten Bruders am besten trösten. Was würde sie jetzt erst als ein verklärter Geist sagen? Ich getraue mir nicht, ihr Worte in den Mund zu legen, — aber sie würde doch nichts anderes sagen,



als Christus und seine Apostel und der Engel am Grabe: Suchet die Lebenden nicht unter den Todten, nicht im Grabe, sie ist nicht da; sie lebt im Himmel. Sie würde Euch zurufen: Wir Menschen sind nur Pilger! Ich habe meine Pilgerreise früher vollendet und das Pilgerkleid abgelegt, und bin nun in dem Hause des Vaters. Ueber ein Kleines sehen wir uns wieder!

Wer weiß, was der guten Mannette Alles bevorstanden wäre? Wie vielen Gefahren ist ein Mädchen in der Welt ausgesetzt! Ihr ist das schönste Loos gefallen; sie ward in ihrer Unschuld hinweggenommen!“

Einer hochgestellten Frau wurde damals auch ihre Tochter in der schönsten Blüthe der Jahre durch den Tod entrissen. Die betrübte Mutter klagte in einem Briefe Christoph Schmid ihren Kummer über diesen Verlust und suchte Trost bei ihm. Er schrieb ihr zurück: „Euer Gnaden seelenvolles, rührendes Schreiben hat einen solchen tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie nicht bald ein Brief; meine Betrübniß würde noch viel größer seyn, wenn in diesem Schreiben bei allem Traurigen nicht ebenso viel Tröstliches enthalten wäre.

So hat denn die edle, liebenswürdige Marie ihre Laufbahn auf Erden so frühe vollendet! Es ist dieß für Euer Gnaden, die liebevolle Mutter, und die ganze Familie ein unerseßlicher Verlust. Während

ich die Trauernachricht von ihrem Tode las, und mehrmals wieder gelesen, schwebte mir ihr liebliches Bild vor Augen. O, sie war so bescheiden, so edelmüthig und ihr Angesicht war öfter von jenem himmlischen Lächeln verklärt, das nur der Unschuld eigen seyn kann! Sie war eine edle, reine Seele! Dem Hinscheiden eines so geliebten Kindes beizohnen zu müssen, — o wie unendlich schmerzlich muß es dem Mutterherz gewesen seyn!

Allein so schmerzlich dieses Hinscheiden war, so trostvoll war es auch. O wie schön, wie tröstlich ist es, daß sie bei ihren vielen Leiden so geduldig war, daß sie sich in Gottes Willen so kindlich ergab, daß sie nach Empfang der heiligen Sakramente noch sagen konnte: O Mutter, ich bin so glücklich, so zufrieden! Daß sie auch in der Nacht vor ihrem Tode sagen konnte: Mir ist so wohl, ich meine, ich bin es nicht mehr! Daß sie am Morgen darauf so sanft und ruhig einschlief! Wer konnte dieses ohne die innigste Rührung vernehmen? So ward der Engel vollendet! Sie sah, nach dem treuen Worte Jesu, den Tod nicht. Sie entschlief sanft und erwachte im Himmel.

O verehrte gnädige Frau, wenn Ihre nunmehr verklärte Tochter nun noch zu Ihrer geliebten Mutter sprechen könnte, sie würde sprechen: O Mutter, wie unaussprechlich selig bin ich jetzt erst! Ich meine, ich bin es nicht mehr. Die Seligkeit, deren Ihre in Gott ruhende Tochter jetzt dort genießt, ist so groß, daß

kein Auge sie gesehen, kein Ohr sie gehört, kein Menschenherz sie empfunden hat. Wer möchte nicht in diesen Jahren, o so selig gestorben sehn! Ein solches Glück beschert Gott nur seinen Lieblingen. In dem Frühlinge ihres Lebens ward die Gute in ein besseres Leben versetzt. Sie konnte in dem Kreise einer liebevollen Mutter und liebender Geschwister die schönste Zeit des menschlichen Lebens, den Frühling desselben, genießen, was der Sommer des Lebens Schwüles, Herbst und Winter Dedes und Drückendes haben, erfuhr sie nicht.

Freilich fühle ich es wohl, daß sie eine große Sehnsucht nach ihr in Ihrer Familie zurückgelassen haben müsse, daß ihre leere Stelle ohne eine Lücke nicht bemerkt werden kann, daß manche Freude dadurch getrübt werden müsse, daß sie nicht mehr Theil daran nehmen kann. Aber sie ist nun auch von allen Leiden befreit. Mit wie vielen Mühen ist auch das glücklichste Menschenleben verbunden!

Und dann denken Sie, daß Sie nun an ihr eine Fürbitterin im Himmel haben, die unausgesetzt Segen über ihre geliebten Aeltern und Geschwister herabfleht; und dann ist ja ein Wiederseher! O welche Seligkeit, wenn Sie Ihr verklärtes Kind begrüßt vom Jubel der Seligen wiedersehen werden! Eine solche Freude, deren wir uns durch ein dem reinen Leben der Seligen ähnliches fähig machen wollen, hat diese Erde nicht!"

Auf diese und andere Weise trauerte Christoph Schmid mit den Trauernden und tröstete sie liebevoll mit den Trostgründen unserer heiligen Religion. Er freute sich aber auch mit den Fröhlichen. Als im Jahre 1825 sein geliebter Lehrer und Freund Bischof Sailer, sein Priesterjubiläum zu Regensburg feierte, wäre der dankbare Schüler gerne dahin geeilt, um an dieser Festlichkeit persönlich Antheil zu nehmen, allein es war ihm unmöglich. Er drückte daher die Gefühle, die sein Herz bewegten, in einem Festgedichte aus und sandte es an Sailer. Es lautet: „Auf den 23. September 1825:

Klich hin zur hohen Kathedrale  
Mein Geist, am fernen Donaustrand,  
Wo mit dem ersten Morgenstrahle  
Ein Fest beginnt für's ganze Land;  
Wo Er mit Inful und mit Stabe  
Als Bischof am Altare steht,  
Den, einst ein armer Bürgerknabe,  
Des Höchsten Huld so hoch erhöht!  
Aus längst entflohen, goldnen Jahren  
Strahlt unbeschreiblich hehr und mild,  
Umringt von edeln Jünglings-Schaaren,  
Mir heut des großen Lehrers Bild.  
Wie sehnten wir uns nach der Stunde,  
Da in dem Saale Er erschien!  
Ein Jeder hing an Seinem Munde,  
Ein jedes Auge sah nur Ihn!  
Was Jesus Christus uns gelehret,  
Was Schrift und Kirche uns bewahrt,



Die Kirchenväter uns erkläret,  
Gelehrt hast Du's nach ihrer Art.  
Wir sah'n Dich in des Volkes Mitte  
Und in der zarten Kinder Schaar;  
Hier in des armen Kranken Hütte —  
Dort opfernd an des Herrn Altar.  
Wie Viele, die Dich sahen, danken  
Dir ihres Lebens ganzes Glück,  
Den Schwachen selbst hieltst Du in Schranken  
Mit einem wehmuthsvollen Blick!  
Zum Heile bist Du Vielen worden  
Von dort, wo Schnee die Alpen deckt,  
Bis hin, wo in dem fernen Norden  
Das Meer an Deutschlands Küsten schlägt.  
Wohl trat der Neid Dir auch entgegen,  
Gehüllt in frommen Eifer ein;  
Du bliebst auf den betreten Wegen, --  
Und bald zerfloß der falsche Schein.  
Der König ehrt in Dir den Weisen  
Von seinem Thron durch einen Ruf;  
Wie strahltest Du in jenen Kreisen  
Der hohen Schule, die er schuf!  
Ja, er vertraut in seinem Sohne  
Dir, edler, Hochverdienter Mann,  
Das schönste Kleinod seiner Krone —  
Des Vaterlandes Hoffnung an!  
Das Haupt der Kirche, jener hohe  
Und vielgeprüfte, fromme Greis,  
Deß' Heldenmuth noch jezt die frohe,  
Erstaunte Welt bewundert heiß:  
Papst Pius, der nunmehr Verklärte,  
Er hat, bevor sein Haupt sich neigt'

Wie hoch er Deine Tugend ehrte  
Mit eigener Hand Dir noch bezeugt.  
Und Leo, den wir mit Entzücken  
Und Ehrfurcht sah'n von Angesicht,  
Der Deutschland mit des Weisen Blicken  
Selbst sah in ungetrübtem Licht:  
Er zeigt', daß er für eine Sterbe  
Der deutschen Kirche Dich erkennt,  
Da er zu einer höhern Würde  
Von Petri Stuhle Dich ernannt.  
Du siehest heute da als Zeuge,  
Wie endlich stets das Gute siegt,  
Wie Gottes Huld zu Dem sich neige,  
Dem „Gut“ zu seyn allein genügt!  
So schauen wir nach Kampf und Leiden  
In Deinem Priester-Jubeljahr,  
Erfüllet Dich mit Himmelsfreuden,  
Geliebter Bischof, am Altar.  
Und, Deine Jubelfreude theilend,  
Fleh'n alle Freunde nah und fern,  
Im Geiste am Altare wellend,  
Mit Einem Herzen heut zum Herrn:  
O Gott, der Du uns Ihn gegeben,  
Erhalt Ihn, bester Vater, Du,  
Nimm Jahre hin von unserm Leben,  
Und theil sie Seinen Jahren zu!”

---

Christoph Schmid war zehn Jahre Pfarrer in  
Stadion. Die württemberg'sche Regierung wußte seine  
Verdienste um Volks- und Jugendbildung zu schätzen.

Er erhielt von ihr einen Ruf als Professor der Moral- und Pastoraltheologie an die Universität Tübingen; auch wurde ihm die Stelle eines Regens des Priester-Seminars in Rottenburg angetragen. Er lehnte jedoch beide Anträge ab. Er wollte einfacher Seelsorger und dem Kreise der Kinderwelt nahe bleiben. Auch der damalige Fürst von Sigmaringen, der Christoph Schmid öfter als Festprediger am Feste des heiligen Fidelis in seine Residenz einlud, suchte ihn, wiewohl vergebens, für sein Fürstenthum zu gewinnen.

Da bestieg im Jahre 1825 Ludwig I. von Bayern den Königsthron. Die Verdienste Christoph Schmid's um die Bildung der Jugend längst kennend und schätzend, berief ihn König Ludwig im Jahre 1826 wieder nach Bayern in sein Vaterland zurück, indem er ihm auf Anregung Sailer's die Stelle eines Domkapitulars in Augsburg übertrug. Einer so ehrenvollen Berufung konnte und wollte sich Christoph Schmid, so gern er auch in Stadion war, nicht entziehen. Er folgte, gerührt von der Gnade Seines Königs dem Rufe, nur vermochte er wegen Kränklichkeit erst im folgenden Jahre auf seine neue Stelle abzugehen. Bischof Sailer konnte es kaum erwarten, bis sein geliebter Schüler und Freund seinen neuen Posten bezog. Er schrieb ihm von Regensburg aus:

„Ich wünsche und bete und hoffe, daß Du nun bei eintretender, milder Jahreszeit Deinen neuen Posten

in Augsburg recht bald wirst antreten können zur Freude aller Gutgesinnten, die Dich dort sehnlichst erwarten, besonders des braven Herrn Bischofs und unsers lieben Webers. Letzterer schrieb erst kürzlich: „„Christoph hat noch immer nicht seine Stelle antreten können, weil er krank ist; wir wollen zusammenhelfen und ihn gesund beten.““ Ja wir wollen beten, daß Gott, der Dich so wunderbar ohne alles Zuthun dorthin berufen hat, Dir Gesundheit und Muth und Kraft gebe, dort zu seyn und zu wirken, was sein Wille ist, was zu seiner Ehre dient. — — Die milde Augsburger Luft, die gegen die raube Württemberger Alpluft sehr absticht, wird Vieles dazu beitragen, daß Du recht bald und vollkommen genesest, und welchen schönen Wirkungskreis hast Du dann vor Dir! Einen gutgesinnten Bischof, einen bestgesinnten General-Bislar, so viele liebe, gute Menschen, die Dich hochschätzen und verehren und auf Deine Ankunft sich freuen. Und wer weiß, was der liebe Gott mit Dir noch in petto hat. Die Entwicklung Deiner Geschichte wird keine andere seyn, als die, die Du in allen Deinen Geschichten und Gedichten so schön darstellst: Gottes Ehre, unverhoffte Verklärung seiner geheimnißvollen, weisesten Führungen, Belohnung des Verdienstes und vollkommener Sieg der gerechten und guten Sache. Der Dich so schreiben und dichten lehrte, der wird es Dich auch erleben lassen.

Darum ermuntere Dich, ziehe mit Abraham aus

in das ferne Land, das der Herr Dir zeigt; glaube wie Er, vertraue wie Er und Du wirst erfahren, wie Er, daß der Herr gut ist und alle Seine Wege!"

Dein Sailer.

So herzlich Bischof Sailer Christoph Schmid in Bayern willkommen hieß, so schmerzlich war es für seinen bisherigen Bischof J. Baptist von Keller in Rottenburg, ihn aus Württemberg müssen scheiden zu sehen. Er schrieb ihm: „So innig meine Segenswünsche sind, die ich Ihnen, Verehrter, über Ihren Ruf in das Domkapitel nach Augsburg, und besonders über das Vertrauen widme, das Ihren Verdiensten geschenkt worden ist, so groß ist mein Schmerz über den Verlust durch den Austritt eines der würdigsten, ausgezeichnetsten und verdientesten Mitglieder des Clerus aus dem meiner provisorischen Verwaltung anvertrauten Sprengel. Noch mehr schmerzt es mich, daß ich nicht vermag, auf eine Ihrem Verdienst um Religion angemessene Art Sie zurückzuhalten. Die zarte und würdige Gesinnung, womit Sie, Hochwerther, in Ihrem edeln Schreiben von mir, dem unverdienten Vorstand, Abschied nahmen, konnte meinen Schmerz nur noch vermehren, und entlockte meinen Augen Thränen, meinem Herzen Empfindungen der Wehmuth! Um so erhebender muß es Ihnen seyn, zu wissen, daß Sie die Achtung, Liebe, Ergebenheit und dankbare Verehrung des ganzen inländischen Clerus



bis auf den geistlichen Vorstand in hohem Grade mit sich nehmen. Es ist eine Weihe Ihrem Talente, tief in die religiöse Jugendbildung einzuwirken und Ihrem Eifer, Gutes im Reiche Gottes zu verbreiten, dargebracht. Ich wünsche, daß ich diese Weihe, wenn Sie, Verehrtester, um die Entlassung vom kirchlichen Verbande einkommen, öffentlich darbringen könne. Indessen glaube ich und kann Ihren Austritt nicht nur nicht nahe denken, sondern nähre noch Hoffnung. —

Ich sehe noch Ihrem freundlichen Besuche entgegen und lade Sie ein, Wohnung bei mir zu nehmen. Gott segne Sie nach der Fülle seiner Liebe in Jesu unserm Herrn! Mit inniger Verehrung

Ihr  
gehorsamer Diener und Freund  
Joh. Baptist, Bischof.

Die Hoffnungen und Wünsche Bischof Kellers gingen nicht in Erfüllung. Am 12. April 1827 übersandte er daher Christoph Schmid die Entlassungs-Urkunde aus dem kirchlichen Verbande und schrieb dazu: „Meine hohe Achtung, verehrter Herr Domkapitular, und würdige Anerkennung Ihrer Verdienste habe ich in die angegeschlossene Fassung der Entlassungs-Urkunde niedergelegt, und bedauere nur, daß es nicht in meiner Macht steht, Sie zurückzuhalten und für unsere Kirche zu gewinnen. Gott stärke Sie, daß Ihr Licht noch lange leuchte und besonders die Ju-

gend für Christus erwärme, was Ihrem Geiste eigen ist. Ich bedauere unbeschreiblich, daß ich Sie nicht mehr bei mir sah. Gott wird mir das Glück für andere Zeit schenken. Beten Sie auch für mich! Ewig trägt segnend Ihr Bild im Gemüthe

Ihr

Freund J. Baptist, Bischof.

Im Mai 1827 verließ Christoph Schmid nach hartem Abschiede Stadion. Obwohl die Pfarrstelle zu den bessern des Landes gehörte, hatte er sich doch nur Weniges erübrigen können. Denn abgesehen von seiner Wohlthätigkeit war der Ertrag dieser Pfründe, so lange er sie hatte, keineswegs bedeutend. Die Fruchtpreise standen gerade in jenen Jahren sehr niedrig.

Das Theurungsjahr 1817 war das einzige Jahr, in dem, so lange Christoph Schmid in Stadion war, die Fruchtpreise sehr hoch standen; dieses war jedoch in der Gegend von Stadion beinahe ein totales Fehljahr. Auch sonst hatte er in ökonomischer Hinsicht Verluste zu erleiden. So schrieb er im Herbst 1822 seiner Schwester Therese, meiner Mutter, die als Wittwe in Ellwangen lebte: „Ich schickte dir gerne mehr, allein die Mäuse verzehren gegenwärtig den besten Theil des Pfarr-Einkommens.“ Doch Christoph Schmid nahm bei seinem Abschied etwas Besseres mit als Geld und Gut: die Segenswünsche seiner Pfarrkinder und den Dank der Armen. Seine ehe-

maligen Pfarrkinder besuchten ihn noch in Augsburg, um Rath und Hülfe von ihm zu erbitten und in vielen Häusern seiner Pfarrei wurde für Christoph Schmid alle Abende lange Zeit ein Vater unser gebetet.

---

#### **4. Christoph Schmid als Domkapitular in Augsburg.**

Als sich Christoph Schmid Augsburg näherte und vom Sandberge aus die schöne Stadt mit ihren vielen Thürmen im Scheine der Abendsonne erblickte, sagte er zu seiner Schwester, die bei ihm im Reisewagen saß: „Wie wunderbar fügt Gott doch Alles im menschlichen Leben! Vor mehr als dreißig Jahren ging ich zu Fuß als junger Priester auch zur Frühlingszeit nach Augsburg, um mich dort prüfen zu lassen und bei den damaligen Domherren meine Aufwartung zu machen. Mit Schüchternheit läutete ich an ihren Wohnungen an. Und heute fahre ich im Reisewagen in eben diese Stadt, um da als Domherr zu leben und zu wirken.“

Christoph Schmid wurde von dem damaligen Bischofe Ignaz Albert von Riegg sehr herablassend und gütig, von dem General-Bisat von Weber, seinem frühren Lehrer, sehr herzlich aufgenommen. Letzterer lud Christoph Schmid und seine Schwester ein, so





troffenen Kanzleigeschäfte hinein, die er als Domkapitular zu besorgen hatte. Er mußte Anfangs seine kindliche Muse, die sich mit dem Altenlesen nicht vertrug, ganz bei Seite setzen; es fehlte ihm überhaupt die Lust zu schreiben. Seine Freunde ermunterten ihn auf alle Weise, und Sailer schrieb ihm: „Es freut mich unendlich, daß Du nun einmal in Augsburg angekommen bist. Ich habe die festeste, festeste Ueberzeugung, daß Du dort an Deinem Plage bist und daß der Herr, der Dich hingesandt, Dir Muth, Licht und Kraft verleihen wird, Dein neues Tagewerk zu erfüllen und es mit Freude zu erfüllen. Ich bin aller Strapazen ungeachtet recht gesund und wohl von meiner Geschäftsreise zurückgekommen, ein neuer Beweis für mich, wie viel man zu ertragen vermag, wenn man sich auf den allmächtigen Weltenträger stützt. Sollte die Bürde, die Dich drückt, für jene mächtigen Schultern zu schwer seyn können? Nein, gewiß nicht! Lade Du sie Ihm nur recht vertrauensvoll auf; Er trägt sie und Dich.“

Die Schwester Christoph Schmidts wußte am besten, was ihr Bruder vor Allem bedurfte, um sein neues Tagewerk mit Freude zu erfüllen und wieder Erzählungen zu schreiben: das war eine eigene, freundliche Wohnung, ein stilles, sonniges Studirzimmer und wo möglich ein Gärtchen mit Blumen davor. Zu ihrer Freude wurde ein kleines, auch nicht weit vom Dome gelegenes Haus feil. Der Kauf wurde ab-

geschlossen und Christoph Schmid zog dahin. Hier hatte er, wornach er sich sehnte, ein stilles Studirzimmer, das die Morgensonne beschien, ein Gärtchen mit Blumen, einzelnen Obstbäumen und einem laufenden Brunnen. Er lebte wie neu auf, arbeitete mit Freude in seinem Berufe und fing wieder an, Erzählungen zu schreiben.

Eine Zeit lang redigirte er im Auftrage des General-Bischof Weber eine Schrift, welche unter dem Titel „Conferenz-Arbeiten der Augsburg'schen Diözesan-Geistlichkeit“ in der Wolff'schen Buchhandlung daselbst 1829 in Hefen herauskam. Auch schrieb er Aufsätze in die von Hönninghaus damals in Würzburg herausgegebenen Palmblätter, eine Wochenschrift für christliche Familien.

Im Ordinariate hatte er das Referat über die Schulangelegenheiten. Es wird von Christoph Schmid gerühmt, daß er jeden Priester der Diözese Augsburg, der in irgend einer Angelegenheit zu ihm kam, immer sehr liebevoll aufnahm, ihn anhörte und im geistlichen Rathe, wenn es möglich war, für ihn sprach. Er nahm nie eine einseitige Anklage an, sondern sagte: man muß beide Theile hören. Eine strenge Amtsmiene, ein hoher, abweisender Ton war seiner Natur durchaus zuwider; auch in dem jüngsten Cleriker ehrte er den Priester. In den Concursprüfungen war er sehr rücksichtsvoll, half nach und munterte die Candidaten auf, unerschrocken zu seyn. Wenn sie ihm



antwortete ihnen freundlich und half, so gut er konnte. Stets hat er den Lehrerstand sehr hoch geachtet; er kannte aus Erfahrung den schweren Beruf eines Volksschullehrers. Er war, wie er sich ausdrückte, selbst viele Jahre „deutscher Schulmeister.“ Christoph Schmid wurde auch zum Mitglied der im Jahre 1834 angeordneten Commission zur Prüfung und Abfassung zweckmäßiger Lehrbücher für die Volksschulen Bayerns ernannt. Er verfaßte, in Gemeinschaft mit dem berühmten Naturforscher Schubert, den Naturgeschichtlichen Theil des Lehr- und Lesebuches für die mittlern und obern Klassen der deutschen Schulen im Königreich Bayern.

Im Jahre 1836 gab er, von dem Bischofe Ignaz Albert von Kiegg dazu aufgefordert, einen Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg heraus. Bischof Kiegg sagt in dem Einführungsschreiben: „Nachdem wir diesen Katechismus Unserer Absicht entsprechend gefunden, ihn Seiner Päpstlichen Heiligkeit vorgelegt, der heilige Vater die Prüfung desselben mehreren, von Ihm außersehenen Gottesgelehrten und einer Congregation von Cardinälen übertragen, in einem wahrhaft väterlichen Schreiben Uns dazu Glück wünschte und von Einführung desselben den glücklichsten Erfolg erwartet, so gereicht es Uns zu sehr großer Freude, gegenwärtigen „„Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg““ Unsern geliebten Bis-



Wunsch habe. Christoph Schmid äußerte keinen. Sogleich nach dieser Audienz ernannte der König den Domkapitular Egger zum Domdekan. Als einmal in Gegenwart Christoph Schmid's davon die Rede war, es sey auffallend, daß ihm keine Dignität im Domkapitel übertragen worden sey, antwortete er: „Ich habe nie eine gesucht, wie hätte ich, da ich mit Geschäften schon überhäuft war, dann noch etwas für die Kinder schreiben können?“

Was das häusliche Stilleben Christoph Schmid's in Augsburg betrifft, so saß er auch hier alle Morgen im Winter wie im Sommer schon um vier Uhr an seinem Arbeitstischchen. Die Morgenstunden waren ihm die liebsten im Tage. Da konnte er ganz ungestört arbeiten, besonders im Winter, wann Alles umher noch in tiefem Schläfe lag. Er sagte: die Zeit von 4 Uhr bis 8 Uhr ist fast die einzige, die ich im Tage mein nennen kann. Wenn sich allmählig die Gardinen und Läden der benachbarten Häuser öffneten, hatte Christoph Schmid oft schon ein ganzes Kapitel einer Erzählung geschrieben. Um sechs Uhr ging er, wenn ihn rheumatische Leiden nicht daran hinderten, in den Chor, dann las er die heilige Messe. Den Vormittag über hatte er, zumal wenn geistlicher Rath gehalten wurde, mit Ordinariatsgeschäften zu thun. Mittags speiste er immer sehr einfach; nur wenn, was nicht selten der Fall war, Gäste geladen waren, wurde eine reichere, doch niemals kostbare Mahlzeit bereitet. Er







Monatstage beinahe aller Schlachten und wichtigsten Staatsbegebenheiten der neuern Zeit auswendig wußte, auch den ganzen französischen Krieg miterlebt hatte, so war die Geschichte meistens der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Besonders lenkte Christoph Schmid gerne das Gespräch auf Napoleon, dessen Scharfblick und große Feldherrntalente er außerordentlich bewunderte. Er erzählte, ein französischer Offizier habe ihm unter Andern gesagt, wenn Napoleons Marschälle unschlüssig gewesen seyen, was sie thun sollten, und zu keiner Entscheidung kommen konnten, so hätten sie zu einander gesagt: „Warten wir, bis der Kaiser kommt.“ Kaum war er nach seiner Gewohnheit rasch in ihre Mitte getreten und hatte sie angehört, dann habe er nach kurzem Besinnen gesagt: „So macht man!“ und dann sey allen die Lösung so einfach und klar erschienen, daß sie sich wunderten, dieselbe nicht eben so leicht gefunden zu haben. Von dem französischen Volke habe Napoleon geäußert: „Es gleiche einem muthigen Rosse, es bedürfe eines guten Reiters.“ Auch von der Unterredung Napoleons mit Sailer im Lager vor Landskron erzählte Christoph Schmid. Es ist schade, daß die Mittheilungen beider Freunde über ihre Erlebnisse in den französischen Kriegen nicht aufgezeichnet worden sind. Sie wären gewiß eben so belehrend als unterhaltend zu lesen.

An heitern Abenden besuchte Christoph Schmid zuweilen die Sternwarte, auf welcher der als Astronom

bekannte Domherr Stark damals seine Beobachtungen anstellte; denn wie Christoph Schmid die Blumen der Erde liebte und sie mit dankbarem Ausblicke zu Gott betrachtete, so auch die Sterne des Himmels. Er kannte die Namen und die Stellung der vorzüglichsten Gestirne und besaß selbst einige sehr genau gezeichnete Sternkarten, die er von einem alten Offiziere, einem großen Freunde der Astronomie, zum Geschenke bekommen hatte und zwar aus folgender Veranlassung. Dieser Offizier war einmal Badgast im Jordanbade bei Biberach, wohin, wie oben bemerkt, Christoph Schmid von Stadlon aus öfter kam. In einer schwülen Sommernacht saßen die Gäste noch im Freien. Da sagte der Offizier, indem er nach dem Himmel schaute: „Kein Sternbild ist zu sehn! Der matte Schein dort, der einzelne, ist aus der Kassiopea“: und wandte sich an die Badgäste mit der Frage: „Wer sagt dies?“ Alle schwiegen, nur Christoph Schmid entgegnete: „Schiller läßt diese Worte Wallenstein sagen.“ Als der alte Kriegsmann hörte, wie vertraut Christoph Schmid, den er für einen gewöhnlichen Landpfarrer gehalten hatte, mit den deutschen Klassikern sey, begegnete er ihm mit großer Achtung, unterhielt sich die Badezeit hindurch stets mit ihm und schenkte ihm, da er seine Freude an der Astronomie bemerkte, diese sehr guten Sternkarten. Domherr Stark unterhielt sich daher auch gerne mit Christoph Schmid, und lud ihn ein, seine





ten ihn ganz genau. Ein Kanarienvogel, den er lange Zeit hatte, kam oft auf das Tischchen, an dem er schrieb, geflogen und zupfte an seiner Feder, bis er ein Apfelschnitzchen oder ein grünes Blättchen bekam. Er flog in den Garten hinaus und kehrte selbst wieder in sein Käfig zurück. Die Nachtigall kannte ihn an der Stimme. Wenn er Nachts ohne Licht in sein Studirzimmer ging und die Nachtigall deshalb erschreckt schon im Bauer umherflog, so wurde sie sogleich ruhig, sobald er zu sprechen angefangen hatte. Auch die Finken und Emmerlinge, welche sich auf den Bäumen seines Gärtchens aufhielten, kamen, besonders im Winter, an seine Fenster geflogen, wo sie dann von ihm gefüttert wurden. Als er einmal verreist war, schrieb ihm seine Schwester: „Ihren lieben Vögelein hat es recht ahnt nach Ihnen gethan. Sie haben in den ersten Tagen gar heftig um das Haus geschrien. Wenn sie an das Fenster hergeflogen sind, haben sie einen Maurer, Hafner, Schreiner oder Maler gesehen, und sind verschucht wieder fort. Ich füttere sie fleißig und vergiß sie schon um Ihetwillen niemals.“

Wie traurig war der Verfasser der Erzählung: „der Kanarienvogel“, als einmal eine fremde Katze die Jungen aus einem Nestchen raubte, das ein Schwarzplättchen in einem Gebüsch seines Gartens gemacht hatte, und zu dem er vorher oft hingeschlichen war, um die jungen Vögelein darin zu betrachten. Ein

zartes Kinderherz hätte keinen größern Schmerz empfinden können.

Unter den Blumen liebte Christoph Schmid besonders die Rosen. Seine Schwester trug daher Sorge, daß alle Sommer ein schöner Rosenflor den Hausgarten schmückte. Nicht selten sah man Christoph Schmid, wenn er darin umherging, längere Zeit vor einem der blühenden Rosensträucher betrachtend stehen bleiben. Einmal sagte er: „Die Rose ist doch die Königin der Blumen. Wenn die Rosensträucher seltener wären, so würden Fürsten sich viel Geld kosten lassen, einen Rosenstock in ihren Gärten zu haben und ihn als die schönste Zierde derselben betrachten. Allein der ärmste Landmann kann diese wunderschönen Blumen in seinem Gärtchen ziehen und die Allmacht des Schöpfers daran bewundern. Auch daraus erhellt die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes.“ Die kleinen, grünen Insekten, mit denen Zweige und Blätter der Rosensträucher oft ganz bedeckt sind, beschäftigten seine Aufmerksamkeit insbesondere. Er beobachtete sie durch ein Vergrößerungsglas und schrieb einen Aufsatz, der sich unter seinen hinterlassenen Papieren befindet und den Titel hat: „Der Rosenstock und seine Bewohner.“

Nächst den Rosen liebte Christoph Schmid besonders die Levkojen; karmoisinrothe, dunkelblaue, weiße, gesprengte schmückten in Töpfen seine Fenster-Gesimse.









dem Blinden die Hand. Kaum hatte dieser sie berührt, so sagte er: „das ist nicht Ihre Hand, Herr Domkapitular; Ihre kleine und zarte Hand kenne ich wohl, diese Hand hatte ich noch nie in der meinigen.“ Christoph Schmid löste dem Blinden das Räthsel und beide Herren bewunderten das richtige Gefühl des Blinden. Christoph Schmid erwarb sich nach und nach eine reiche Sammlung werthvoller Bücher; er ließ über dieselben lauter Umschläge von gelbem Papier machen und schrieb selbst die Titel sehr zierlich darauf.

In den Ferien durften ihn seine studirenden Nissen besuchen. Er freute sich, wenn sie ihm Preise oder treffliche Zeugnisse als Beweise ihres Fleißes und ihres Wohlverhaltens vorlegen konnten; er ermunterte sie zu fernerm Fleiße und beschenkte sie reichlich. Hatte Christoph Schmid eben eine neue Erzählung vollendet, so las er ihnen das Manuscript vor und hörte auf ihre Bemerkungen.

Christoph Schmid's Geburts- und Namenstag war jedesmal ein kleines Familienfest; er war an diesen Tagen in Mitte seiner Verwandten und Freunde immer sehr heiter. Im Sommer 1829 wurde dieses häusliche Fest durch einen Unfall gestört, der für ihn und die Theilnehmer des Festes leicht hätte von schrecklichen Folgen seyn können. Es war am 26. Juli jenes Jahres, einem Sonntage, da Christoph Schmid seinen Namenstag feierte und in Mitte seiner Ver-







dann schnell ein und folge uns. Welche Freude, dort zusammenseyn zu können! Ich mache wahrscheinlich eine Nachkur in Franzensbrunn. Böhmen ist ja reich an Quellen; eine davon wird Dir gewiß Gesundheit sprudeln. Also komme!“ ... Der Brief schließt mit den Worten: Vale, veni, ama! S. Christoph Schmid reiste Sailer nach und beide Freunde genoßen zu Karlsbad selige Tage. Christoph Schmid lernte hier mehrere vortreffliche Männer, auch die gräfliche Familie Stolberg-Stolberg kennen. Dies erhellt aus einem Blatte seiner hinterlassenen Papiere, auf dem die Worte stehen: „Den Hoffnungsvollen, Gräflichen Kindern Alfred, Mathilde und Elisabeth zu Stolberg-Stolberg widmet mit dem herzlichsten Wunsche und Gebete zu Gott, daß Sie zur Freude Ihrer Erlauchten Aeltern aufwachsen und stets des Namens Stolberg werth seyn mögen, diese Blätter

Ihr

Freund Christoph Schmid.

Carlsbad, den 23. August 1826.

Auf demselben Blatte stehen die Verse:

Dies Buch vom Himmel uns gegeben  
Zum Leitstern durch des Pilgerleben  
Ist mehr als Gold und Perlen werth;  
Wollt Ihr zufrieden hier auf Erden  
Und selig dort im Himmel werden,  
So thut, was dieses Buch uns lehrt.

Christoph Schmid benützte die Muße, welche ihm die Kurzeit gewährte, dazu, die Erzählung: „Ferdinand, die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien“ zu schreiben. Den Stoff zu dieser Erzählung, die sich auf eine wahre, theils in Spanien, theils in Böhmen vorgefallene Geschichte gründet, fand er in einem alten Buche, welches ihm in Karlsbad in die Hände fiel. Die Hauptzüge dieser etwas kurz gefaßten Geschichte, boten ihm, wie er selbst in der Vorrede sagt, „einen solchen Reichthum von Begebenheiten und Charakteren dar, daß er sich nicht enthalten konnte, sie nach seiner Art auszumalen.“

Auf der Heimreise lernte Christoph Schmid in Regensburg Diepenbrock, der damals Privatsekretär Sailer's war, persönlich kennen. Diepenbrock arbeitete eben an seinem Werke „Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten;“ er freute sich, Christoph Schmid persönlich kennen zu lernen und das Band edler Freundschaft umschlang schnell und unauflöslich die Herzen beider geistig einander verwandten Männer. Im folgenden Jahre sandte Diepenbrock ein Exemplar seines geistlichen Blumenstraußes an Christoph Schmid und schrieb dazu:

Verehrter Freund!

Endlich sende ich Ihnen versprochenemassen ein Exemplar des so eben fertig gewordenen „geistlichen Blumenstraußes“, mit der Bitte, es als freundschaft-



liches Andenken aufzunehmen und mit dem Wunsche, daß Ihr feines Näschen einige angenehme, erquickliche Düfte darin finden möge. Zugleich bemerke ich im Vertrauen, daß die im Verzeichniß mit G. G. bezeichneten Lieder von Hrn. Minister von Schenk, die übrigen aber, die darauf folgen (ein paar von Clemens Brentano ausgenommen) von einem sehr frommen und geistreichen Frauenzimmer, einer Predigerstochter aus Berlin sind, die vor etwa zehn Jahren katholisch geworden und nun sich der Mädchenerziehung in einer klösterlichen Anstalt widmet. Die kindliche Einfalt, weibliche Zartheit und wahre Empfindung, die in diesen Liedern herrscht, wird Ihnen gewiß gefallen.

Zugleich muß ich Sie bei dieser Gelegenheit auf ein Buch aufmerksam machen, welches Sie gewiß mit seltenem Interesse lesen werden. Es ist der neueste Roman von Manzoni, einem noch lebenden Mailändischen Dichter, den Göthe den edeln Dichter nennt, den man aber, wie mir Brentano kürzlich sehr treffend schrieb, „nicht hinter Göthe den edleren Dichter“ nennen kann. Das Buch heißt *I promessi sposi* und ist, von Bülow nicht schlecht, aber auch nicht ganz gut übersetzt, unter dem Titel „die Verlobten“ Leipzig bei Hartmann 1828 3 Bände erschienen. Der Verfasser zeichnet sich durch meisterhafte Charakterisirung, scharfe Beobachtung, tiefe Menschenkenntniß und vorzüglich durch hohe Religiosität aus, und seine







schaften wegen sehr hoch schätzte, sein Begleiter. Da geschah es, daß ein Rad des Wagens, in dem sie fahren, brach. Es war in einem Walde und zudem regnete es. Die Herren mußten aussteigen. Domkapitular Wagner, der etwas beleibt und bequem war, jammerte und stand rathlos vor der zerbrochenen Kutsche. Christoph Schmid sagte scherzend zu ihm: „Ist das nicht ärgerlich, Herr Collega? Sie sind ein Wagner und ich bin ein Schmid und keiner kann helfen.“ Wagner lachte und begleitete, versöhnter mit seinem Schicksale, Christoph Schmid nach dem nächsten Dorfe, um einen Wagner und Schmid herbeizuholen.

Auch nach Baden-Baden begab sich Christoph Schmid einigemal. Er besuchte auf diesen Reisen immer seinen alten Freund Demeter, der damals noch Pfarrer in Sasbach in Baden war. Von Baden-Baden aus ging Christoph Schmid nach Straßburg, um das herrliche Münster zu sehen; er bestieg auch die höchste Spitze des Münsterthurms. In seinen Briefen an Demeter pflegte er das Münster nur „seinen steinernen Schatz“ zu nennen. Im Spätsommer 1835 hielt Christoph Schmid seinem ältesten Neffen Benedikt in Glött bei Dillingen die Primizrede und im September 1837 begab er sich nach seiner frühern Pfarrei Ober-Station, um einem andern Neffen, dem Sohne seines Bruders daselbst, August, der in Rottenburg zum Priester geweiht worden war, die

Primizrede zu halten. Sein Bruder Alois, seine beiden Schwestern und mehrere Verwandte begleiteten ihn. Die Nachricht hiervon erregte eine allgemeine, lebhafte Freude in der Pfarrei Stadion, ja in der ganzen Umgegend. Lange, bevor die Feierlichkeit begann, war die große Kirche gedrängt voll Menschen; viele fanden keinen Platz mehr. Als Christoph Schmid in seiner Domherrnkleidung, das Domherrnkrenz auf der Brust, ein schöner Greis, auf der Kanzel erschien, von welcher aus er zehn Jahre lang ehemals dieser Gemeinde als Pfarrer das Wort Gottes verkündigt hatte, richteten sich Aller Augen auf ihn und es entstand in der Kirche eine feierliche Stille. Er begann seine Rede mit den Worten: „Gnade sey mit Euch von Gott unserm Vater und von Jesus Christus unserm Herrn! Mit diesem Grusse, mit dem der heilige Apostel Paulus die christlichen Gemeinden seiner Zeit begrüßt hat, begrüße auch ich Dich Du mir innig geliebte Pfarrgemeinde!“ Kaum hatte Christoph Schmid diese Worte gesprochen, so brach die ganze, große Versammlung in Thränen aus. Die Stimme ihres ehemaligen Seelenhirten hatte auf einmal die alte Liebe in den Herzen der Pfarrkinder mächtig wieder aufgeweckt und auch Christoph Schmid hatte Mühe der Gefühle, welche ihn in diesem Augenblicke ergriffen, Meister zu werden. Er mußte einige Zeit lang innehalten, bevor er fortfahren konnte. Dann sagte er: „Zehn Jahre sind verflossen, seit ich zu Euch, Ge-

liebteste im Herrn, das letztemal von dieser heiligen Stätte aus geredet und mit tiefer Wehmuth und unter Euern und meinen reichlichen Thränen von Euch Abschied genommen habe. Noch jetzt erfüllt das Andenken an jene Stunde mein Herz mit Wehmuth und diese Wehmuth wird noch mehr vermehrt, da so Viele, die damals zugegen waren, nicht mehr hier auf Erden leben; da ich ihr Angesicht nicht mehr sehe und mich nur mit der frohen Hoffnung trösten kann, daß sie aus diesem mühevollen Erdenleben in das bessere Leben, in den Himmel versetzt worden!

So traurig jener Tag für mich gewesen, an dem ich mich von Euch trennen mußte, so erfreulich ist das Ereigniß, das uns heute wieder vereinigt. Einer der Söhne aus dieser Pfarrgemeinde, der in dieser Eurer Pfarrkirche getauft worden, der damals, als ich von Euch schied, noch ein Knabe gewesen, betritt heute, als neugeweihter Priester, das erstemal den Altar. Es ist dieser Tag ein Freudentag für ihn, für seine lieben Aeltern und Geschwister, für mich und alle seine Verwandten und, wie ich fest überzeugt bin, für alle hier Versammelten und für die ganze Pfarrgemeinde. Ja ein solcher Tag, an dem ein neugeweihter Priester das erste Mal das heiligste Opfer auf dem Altare dem Allerhöchsten darbringt, ward von alten Zeiten her und überall in der ganzen katholischen Kirche als ein Tag heiliger Freude festlich gefeiert. Und das mit Recht! Denn der geist-



liche Stand, der Stand christlicher Priester, ist keine bloß menschliche Einrichtung; er ist von Gott angeordnet. Der Vater im Himmel hat seinen vielgeliebten Sohn, seinen Eingebornen, in die Welt gesandt: Jesus Christus, der Sohn Gottes, der ewige Hohepriester, hat seinen Jüngern, den Aposteln und ihren Nachfolgern gesagt: „„Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.““

Bei diesen Worten, die Alles enthalten, was von dem geistlichen Stande gesagt werden kann, wollen wir heute mit unserer Betrachtung stille stehen. Diese Worte geben mir Gelegenheit, Euch, Geliebte, an das Wichtigste zu erinnern, was ich Euch viele Jahre hindurch von dieser Stätte aus verkündet habe. Wir wollen daher heute, an diesem erfreulichen Festtage, mit Andacht und innigem Danke gegen Gott betrachten: „„Wozu der Vater im Himmel seinen geliebten Sohn Jesus Christus gesandt habe und wozu Jesus Christus, der Sohn Gottes auch jetzt noch die Geistlichen sende.““ Nachdem Christoph Schmid diese zwei Theile in längerer Rede ausgeführt hatte, schloß er mit den Worten: „Und nun, geliebte Pfarrgemeinde, wende ich mich noch einmal zu Dir! Wir haben uns wiedergesehen — und müssen nun wieder von einander scheiden. Und so sage ich denn Euch Allen Lebe wohl und empfehle Euch Gott und seiner Gnade! Ich weiß nicht, ob wir uns hier noch einmal von Angesicht sehen werden! Denn wie bald ist es um



ein Menschenleben geschehen! So lange aber ich noch lebe, werde ich Euch im Herzen tragen, wie ich Euch stets darin getragen habe. Betet für mich, wie ich für Euch beten werde; es ist dieß beinahe das Einzige, was wir in der Entfernung für einander thun können. Der gütige, barmherzige Gott wolle uns die Gnade verleihen, fromm und christlich zu leben, alle Sünden zu meiden, alle Leiden mit Geduld zu übertragen — und selig zu sterben! Und sollten wir einander auf Erden auch nicht mehr sehen, o so gib Du, guter Gott, daß wir Alle, Alle, die hier versammelt sind, uns im Himmel wiedersehen, und daß dann von Allen auch nicht ein Einziges fehle! Amen.“

Kein Auge blieb trocken. Dieses Wiedersehen des Seelen-Hirten und seiner ehemaligen Pfarrgemeinde erinnerte an die apostolischen Zeiten.

Zu dieser erhebenden Feier gesellte sich auch die Freude des Wiedersehens alter Freunde. Der Prälat Friedrich von Walter war von Kirchbirlingen nach Stadion gekommen. Beide Freunde, nunmehr blühende Greise, wenn man so sagen kann, begrüßten sich auf das Herzlichste. Auch viele andere Geistliche aus der Nachbarschaft, mit denen Christoph Schmid befreundet war, hatten sich eingefunden. Alle waren Ein Herz und Eine Seele. Christoph Schmid schrieb über diese Feier an seinen Freund Demeter, damals Erzbischof in Freiburg: „Der Primiztag meines

Nessen war wohl für mich ein Freudentag, aber auch sehr erschütternd und ergreifend für mich. Die ganze Pfarrgemeinde brach sogleich bei meiner ersten Begrüßung in Thränen aus. Es fiel mir schwer, wie Vieles ich verlassen.“ Auf die Bitte Christoph Schmid kam sein Nesse August als Vikar zu dem würdigen Prälaten.

In den folgenden Jahren begab sich Christoph Schmid mehrere Sommer nach einander in das Bad Rippoldsau, welches dann auch Erzbischof Demeter zu besuchen pflegte. Er nahm seinen Weg immer über Rottenburg, wo er bei Domkapitular Wagner logirte. Meine Mutter reiste um diese Zeit fast jedesmal nach Augsburg, um während der Abwesenheit des Bruders bei ihrer Schwester zu seyn. Christoph Schmid schrieb an beide Schwestern von seinem Badaufenthalte aus sehr liebe Briefe, die hier eine Stelle finden mögen. Am 29. Juli 1838 schrieb er ihnen: „Liebste Schwestern! Wie Ihr seht (oberhalb an dem Briefe befindet sich die Abbildung des Bades) befinde ich mich in Rippoldsau, wo wir über hohe, waldige Berge und tiefe, malerische Thäler sehr glücklich angekommen sind. Hier fanden wir Alles, Gebäude und Gärten sehr erweitert und verschönert. Wir bewohnen drei schöne Zimmer, die in einander gehen, eins für den Herrn Erzbischof, eines für dessen Herrn Bruder und eines für mich. Die Anzahl der Kurgäste ist noch überaus groß; es sind täglich wenigstens 170 Personen an der

Tafel. Alles geht gut und ich bin an der Seite meines verehrungswürdigen, innig geliebten Freundes recht seelenvergnügt. Auch traf ich mehrere würdige Männer, die ich schon länger kenne, lernte auch einige neuerdings kennen, deren Bekanntschaft mir höchst schätzbar ist, so daß ich viele Freude habe.

Oben an der Tafel saß gestern Mittags ein Herr von ritterlichem Anstande und so herrlichen, ernsten Zügen, daß Jedermann sie bewunderte. „Diesen Kopf,“ sagten mehrere, „sollte ein Maler sehen, der in einem historischen Gemälde einen General oder Ritter zu malen hätte; er könnte kein herrlicheres Vorbild dazu finden. Als ich Abends in den Gartenanlagen auf einer Bank saß, kam dieser französische Edelmann, der sehr gut deutsch spricht, und sich als Offizier, wenn ich nicht irre als General, auch als Redner in der Deputirten-Kammer ausgezeichnet, mit seinen drei gar lebenswürdigen Kindern zu mir her und die Kinder dankten mir mit der französischen Kindern eigenen Artigkeit und Lebhaftigkeit, für das Vergnügen und die lehrreiche Unterhaltung, die ihnen meine Büchlein gewähren. Der Vater versicherte mir, daß die Uebersetzungen davon in ganz Frankreich gelesen werden, und daß besonders in Straßburg kein Haus sey, in dem sich dieselben nicht befinden. Einige Damen, die erfahren hatten, daß ich hieher kommen werde, wollten mir bei meiner Ankunft durch ihre Kinder einen Blumenstrauß überreichen lassen, indeß

mußten sie ein paar Tage, bevor ich kam, von hier abreisen. Ich schreibe Euch dieß bloß, weil ich weiß, daß es Euch Freude macht.

So freundlich die Menschen dahier gegen mich sind, so unfreundlich ist die Witterung. Wir haben wenig Sonnenschein und viel Regen. Dabei ist es ziemlich kalt. Heute morgens stand das Thermometer nur fünf Grade über dem Eispunkt, und auf den Gebirgen des Schwarzwaldes fiel dieser Tage Schnee. Doch geht es mit meiner Gesundheit über Erwartung gut. . . . . Nun lebt wohl, liebste Schwestern und Gott sey mit Euch und Eurem Euch innig liebenden Bruder Christoph."

Am 12. August 1839 schrieb er: „Bevor ich das Thal dahier zwischen den finstern Wäldern des Schwarzwaldes verlasse, muß ich Euch, geliebteste Schwestern, doch noch mit wenigen Zeilen sagen, daß mir die Kur dahier ganz vortrefflich anschlügt. Das Wasser des Gesundbrunnens ist herrlich; die Witterung war beinahe immer unvergleichlich. Oft sah man mehrere Tage nach einander kein Wölkchen an dem reinen, blauen Himmel. Die viele Bewegung, die zur Kur erforderlich ist, kommt mir auch sehr gut. Unter anderm bestieg ich eine Berghöhe, von der aus man den Rhein, Straßburg und die Vogesen sieht; wiewohl ich drei Stunden lang unausgesetzt auf den Beinen war, ohne niederzusetzen, so wurde ich doch nicht einmal müde. Ehe ich hieher kam, wäre mir



dieß nicht möglich gewesen. Was aber das Belebendste und Erheiterndste für mich ist, das ist der beständige Umgang mit meinem liebevollen, alten, getreuen Freunde, dem Hochwürdigsten Erzbischofe.

Sonst habe ich dahier noch viele würdige Männer theils wieder gesehen, theils kennen gelernt. Herr Minister von Reitzenstein begrüßte mich sehr freundlich und machte einen langen Spaziergang mit mir. Herr General, Baron von Imhof, der einst als Oberst bei uns in Stadion übernachtete und die Regimentsmusik vor unsern Fenstern spielen ließ, zeigte große Freude, mich dahier zu sehen und besuchte mich auf meinem Zimmer. Herr geistlicher Rath Engel von Sigmaringen freute sich auch sehr, mich dahier zu treffen und noch viele Andere.

Ein französischer Geistlicher, ein sehr feiner, gebildeter und, was die Hauptsache ist, sehr religiöser Mann aus Paris und in Straßburg als Religionslehrer an einem Erziehungsinstitute angestellt, brachte mir viele Grüße von seinen Zöglingen, die meine Büchlein fast auswendig wissen; sie seyen, sagte er, in vielen Schulen eingeführt. Ein anderer Geistlicher, ein Engländer, der sich lange in Nordamerika aufgehalten, versicherte, in Amerika seyen sie verbreitet.

Herr Domdekan Diepenbrock schreibt mir in dem von Dir, liebste Schwester Franziska, beigelegten Briefe, daß Herr Dr. Passavant von Frankfurt mich in Augsburg besuchen werde. Drücke ihm doch mein

innigstes Bedauern aus, daß er mich nicht zu Hause trifft. Ebenso leid thut es mir, daß Herr Krummacher, der mich durch seine Schriften so hoch erfreute, mich nicht angetroffen."

Im Sommer 1840 besuchte Christoph Schmid das Bad Rippoldsau wieder. Auch diesmal nahm er seinen Weg über Rottenburg. Da Domherr Wagner inzwischen gestorben war, stieg er, dazu eingeladen, bei Domdekan von Jaumann ab. Er besuchte damals auch das Priester-Seminar, in dem ich mich eben als Alumnus befand. Der ihm befreundete Regens Supp führte ihn umher. Alle meine Mitalumni waren hoch erfreut, den Verfasser der Oesterreicher persönlich kennen zu lernen. Er ging von Pult zu Pult und sagte jedem einige freundliche Worte. Beim Abschiede sprach er zu uns Allen: „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu dem hohen Berufe, dem Sie so nahe stehen. Der geistliche Stand hat vor allen übrigen Ständen den Vorzug, daß er das Geistige, Höchste und Unvergängliche zu seinem Gegenstande hat. Ich bitte Sie, auch meiner im Gebete zu gedenken.“ Mittags speiste Christoph Schmid bei dem Herrn Bischofe von Keller. Er war an der Tafel, zu der alle Domherren und der Regens des Seminars geladen waren, sehr vergnügt und erzählte viele Anekdoten, die allgemeine Heiterkeit erregten. Da er am nächsten Morgen nach Rippoldsau reisen wollte und keinen Begleiter hatte, erhielt ich die Er-

laubniß, ihn dahin zu begleiten. Früh fünf Uhr wollte er abfahren. Ich fand ihn bereits reisesfertig in der Gemäldegallerie des Herrn Domdekan. Er führte mich vor das von Woher in Del gemalte Portrait Sailer's und sagte: „Hier ist Sailer als Professor in Dillingen dargestellt. Porträte aus seinem höhern Alter als Bischof haben wir mehrere; dieses Portrait ist das einzige, das wir aus jener Zeit haben, die er selbst die schönste seines Lebens nannte.“

Als Christoph Schmid im hohen Alter Erinnerungen aus seinem Leben herausgab, erbat er sich von Domdekan von Jaumann dieses Portrait, ließ es durch den vortrefflichen Künstler Carl Mayer in Nürnberg in Stahl stechen und stellte es dem zweiten Bändchen dieser Erinnerungen voran. Unter den übrigen Gemälden der trefflichen Sammlung rühmte Christoph Schmid insbesondere zwei Schlachtenstücke, Reitergefechte vorstellend, von B. Ruggendas und das Brustbild eines alten Mönchs, früher in der Leuchtenberg'schen Gallerie in München, ohne Zweifel von Rembrandt. Beide Herren vertieften sich während des Frühstück's der Art in Gespräche über die edle Kunst der Malerei, daß wir erst eine Stunde später abfahren. Es war ein regnerischer Morgen und wenig von der Gegend zu sehen, um so belebter war das Gespräch. Christoph Schmid unterhielt sich mit mir über meinen nahen Beruf, und erzählte mir einige

sehr lehrreiche Begebenheiten aus seinem Priesterleben, welche er später in seine Erinnerungen aufnahm; dann auch Vieles von Heggelin\*), den er als Muster eines Seelsorgers überaus hoch schätzte. Er sagte: „Heggelin hatte eine besondere Gabe, Trauernde zu trösten. Er wurde einmal zu einer Baronin von Freiberg berufen, welche über den Verlust ihres einzigen Kindes untröstlich war. Man führte ihn in das Zimmer, in welchem die bekümmerte Mutter den Kopf in die Hände gestützt auf dem Sopha saß. Sie blickte nicht auf und auch Heggelin sprach kein Wort, sondern trat an ein Fenster und blieb da schweigend stehen. Endlich erhob sich die Dame und fragte ihn nach der Ursache seines sonderbaren Benehmens. Heggelin sagte: er sey zwar gerufen worden, habe es aber nicht gewagt, sie in ihrem gerechten Schmerze zu stören. Diese Antwort gewann ihm das Zutrauen der Baronin. Sie hieß ihn Platz nehmen und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Er ließ ihr Zeit, sich ganz auszuweinen und auszulagen. Dann erst brachte er seine Trostgründe vor. Unter Anderm sagte er zu ihr: „„Gnädige Frau, wenn Sie sich noch längere Zeit diesem maßlosen Schmerze hingeben, dann leidet ihre Gesundheit und sie nehmen sich selbst die Hoffnung, je wieder von Gott mit Kindern gesegnet zu werden.““ Der letztere Grund wirkte am meisten. „Ueber-

---

\*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 67.











Buchstaben gedruckt ist, so daß die Blinden das Buch, das ziemlich groß und dick ist, mit den Fingern lesen können. Das Durchblättern dieses Buches war für mich eben so rührend als erfreulich. —

Da Herr Graf von Stadion so gnädig war, unser Häuschen in Augsburg mit einem Besuche zu beehren, so habe ich zweifache Ursache, über Stadion heimzukehren und ihm daselbst meine Aufwartung zu machen. Dies könnte meine Ankunft vielleicht um einen Tag verzögern und ich halte es für nöthig, Euch dieses zu schreiben, damit Ihr nicht etwa in Sorgen gerathet.

Daß Herr Hurter mich in Augsburg besuchen wollte, freut mich sehr. Eben zu jener Zeit las ich in Rippoldsau seine Reise nach Wien, die mir viel Vergnügen machte und in der von dem Vater Prior Kälin, dem Herrn Domkapitular Stadler und dem Herrn Maler Hundertpfund sehr rühmlich Erwähnung geschieht.

Die Gegend um Freiburg, so oft ich sie auch sah, sehe ich immer mit neuem Entzücken. Sie ist wirklich unbeschreiblich schön, indem wenigstens ich mich nicht getraue, sie zu beschreiben. Wir fahren auch alle Tage aus, wo ich dann immer neue Gelegenheit finde, die herrlichen Weingärten und Weinberge, die Fülle von Blumen und köstlichem Obste, die entfernteren waldigen Berge und das noch weiter entfernte Hochgebirg, die Vogesen, zu bewundern. Auch in

dem erzbischöflichen Garten gibt es kostbares, reifes Obst in Menge, Mirabellen und Pfirsiche; nur die unzähligen Trauben bedürfen noch heißer Tage, um guten Wein zu geben.

So gerne ich übrigens hier bin, so freue ich mich auf das Wiedersehen. Dem Herrn Domdekan, und den Herren Domkapitularen Kieger und Bader die Versicherung meines verehrungs- und liebevollen Andenkens!

An alle die lieben Unsrigen die freundlichsten Grüße! Noch eine besonders herzliche Empfehlung an Herrn Doktor Kolb und sein Haus; die Kunst der Fräulein Amalia zu bewundern, habe ich in dem erzbischöflichen Palaste täglich Gelegenheit.

In der Hoffnung eines baldigen erfreulichen Wiedersehens

Guer

Euch innig liebender Bruder  
Christoph."

Da ich im Herbst dieses Jahres die Priesterweihe empfing, lud ich Christoph Schmid zu meiner Primiz ein. Ich schrieb ihm, daß ich am 24. September mein erstes heiliges Messopfer in der, der heiligen Jungfrau geweihten Wallfahrtskirche auf dem schönen Berge bei Ellwangen stille feiern wolle. Er schrieb mir zurück: „Dein Vorhaben, Dein erstes heiliges Messopfer am 24. d. M. auf dem schönen

Berge stille zu feiern, leuchtet mir sehr ein. Zu den Gründen, die Du vorbringst, kommt auch der, daß ich jetzt im 73. Jahre meines Lebens und bei einer öfter sehr leidenden Gesundheit nicht sicher bin, eine feierliche Rede vor einem großen Publikum halten zu können, zumal mir erst kürzlich zu den schon früher verlornen noch zwei Zähne ausgefallen sind, was mich an einem deutlichen Vortrage sehr hindern würde.

Zu der Primiz werde ich gewiß kommen, es müßte es mir meine Gesundheit, nur wider Hoffen, unmöglich machen. Am 23. September gedenke ich bei Zeiten in Ellwangen einzutreffen.

Die Mahlzeit muß, um Niemanden beschwerlich zu fallen, in einem Gasthose gehalten, und in allem geziemend und dem Anstande gemäß, doch nicht zu prächtig angeordnet werden. Schreibe dieses Alles auch Deiner lieben Mutter; ich hoffe, sie werde auch damit einverstanden seyn. ....

Dem Herrn Regens und seinen Herren Kollegen empfehle ich mich hochachtungsvoll und grüße alle Deine Herren Mitalumnen auf das freundlichste.

Der 16. September, der Tag Deiner Priesterweihe, wird für uns alle dahier ein Tag der Andacht seyn. Besonders wird ihn in der Domkirche dahier am Altare feiern

Dein

liebevoller Onkel Christoph."

Augsburg, 12. September 1840.

Sobald Pfarrer Diem auf Schönenberg, der aus der Pfarrei Stadion gebürtig war und den Christoph Schmid einst als Knaben in der lateinischen Sprache unterrichtet und zu studiren aufgemuntert hatte, die Nachricht erhielt, daß Christoph Schmid zu dieser Primizfeier kommen werde, bat er seinen ehemaligen Pfarrer und geliebten Lehrer in seiner geräumigen Wohnung dem ehemaligen Seminargebäud' abzustiegen. Christoph Schmid nahm diese Einladung mit Freuden an. Es war ein fröhliches Wiedersehen. Der erfreute Pfarrer bot Alles auf, seinen verehrten und geliebten ehemaligen Lehrer so ehrenvoll als möglich zu bewirthen. Er hatte sogar über der Thüre des Zimmers, in dem Christoph Schmid logirte, ein gemaltes Füllhorn anbringen lassen, aus dem Ostereier, rothe und weiße Rosen, Vergißmeinnicht, Hopfenblüthen, Margarethenblümchen u. in Menge herausfielen. Christoph Schmid ward von diesem sinnigen Gedanken sehr gerührt. Der Tag der Feierlichkeit war ein schöner, sonniger Herbsttag. Christoph Schmid war wie gewöhnlich schon frühe aufgestanden und betrachtete von den Fenstern der auf dem schönen Berge gelegenen Pfarrwohnung aus mit Entzücken die weite Fernsicht, welche sich hier dem Auge darbietet. Als die Zeit des Gottesdienstes heranrückte, bemerkte er, daß, obwohl es Werktag war, Scharen andächtiger Landleute und viele theilnehmende Einwohner aus der nahen Stadt der Kirche zuwanderten und den Berg



heraufkamen, um der heiligen Handlung beizuwohnen. Gerührt von diesem frommen Eifer und erfreut über diese freundliche Theilnahme sagte er: „Man kann das Volk nicht hungrig nach Hause gehen lassen,“ und zog sich auf sein Zimmer zurück, um in der kurzen Zwischenzeit vor Beginn des Gottesdienstes noch eine Rede zu studiren. So wurde aus einem stillen Familienfeste ein öffentliches Fest. Die Rede, welche der 73 jährige Greis an die zahlreich versammelte Menge hielt, währte nahezu eine Stunde. Aus der Fülle des Herzens kommend drang sie auch zu den Herzen; sie wurde auf besonderes Verlangen gedruckt und zwar im Verlage der J. Wolffischen Buchhandlung in Augsburg, wo auch die beiden früheren Primizreden Christoph Schmidts erschienen waren. Am Nachmittage war Christoph Schmid in Mitte vieler Verehrer und Freunde, die sich theils von Ellwangen, theils von seiner vier Stunden entfernten Vaterstadt Dinkelsbühl eingefunden hatten, sehr heiter. Am andern Tage reiste er wieder ab. Vorher las er die heilige Messe in der Gnadenkapelle und betrachtete noch einmal die schöne Wallfahrtskirche. Beim Herausgehen sagte er: „Es sind nun über sechzig Jahre verflossen, seitdem ich als wallfahrender Knabe\*) von Dinkelsbühl das erstemal in diesen schönen Tempel kam. Damals hatte ich frei-

---

\*) S. Erinnerungen 1. Bändchen S. 87.

lich keine Ahnung davon, daß ich als Greis in eben diesem Tempel einem Schwwestersohne die Primizrede halten sollte. Wie wundersam sind doch die Führungen Gottes!"

Auf den Wunsch Christoph Schmid kam auch ich als Vikar zu seinem Freunde, dem Prälaten von Kirchbierlingen. Leider starb der edle Prälat schon im nächsten Jahre. Christoph Schmid betrauerte den Tod desselben sehr und setzte dem heimgegangenen Freunde in der zu Augsburg erscheinenden Zeitschrift Sion im Jahre 1841 ein schönes, ehrendes Denkmal. Ein ähnliches schönes Denkmal hatte er dem 1831 in Augsburg verstorbenen Domdekan von Weber in einer besondern Broschüre gewidmet.

Von dieser Zeit an kam ich jedes Jahr bis zum Tode Christoph Schmid nach Augsburg und verweilte immer längere Zeit in seinem geist- und gemüthsvollen Umgange. Er las mir mehrere seiner Erzählungen, ehe er sie in den Druck gab, vor und sprach Manches über Schriftstellerei und Literatur überhaupt; was ich davon im Gedächtnisse behalten habe und in Aufzeichnungen vorfand, will ich möglichst treu hier wieder erzählen.

---

## 6. Christoph Schmid als Jugendschriftsteller.

Christoph Schmid antwortete auf die Frage, wie er es angegangen habe, daß seine Schriften den Kindern so willkommen seyen, lächelnd: „Ich ging zu den Kindern selbst in die Schule und lernte von ihnen. Als ich Schule zu halten anfang, fehlte es an brauchbaren Kinderschriften. Ich kam daher auf den Gedanken, selbst kleine für Kinder passende Erzählungen abzufassen, um ihnen die Lehren der Religion dadurch anschaulicher zu machen. Gewöhnlich erzählte ich diese Geschichtchen den Kindern, oder las sie ihnen vor und hieß sie dann dieselben aus dem Gedächtnisse nachschreiben. Aus ihren Aufschreibungen, die ich fleißig durchging, ersah ich, was die Kinder am meisten darin angesprochen und was nicht. So wenn z. B. lange Reden in einer Erzählung vorkamen, wurden sie von den Kindern meist mit den Worten übergangen: „„Hier wurde viel gesprochen.““ Daraus erkannte ich, daß längere Gespräche, Monologe sie nicht ansprachen, strich sie aus und arbeitete die Erzählung, indem ich mehr Handlung und kürzere Gespräche darin vorbrachte, noch einmal nach den gemachten Erfahrungen um. Ich fand auch, daß die Kinder nach manchem Umstand und Grund fragten, den zu berühren ich für unnöthig gehalten hatte. Mir war der Grund wohl klar, nicht aber den Kindern; sie fühlten manche Lücke, die ich, geübter im Denken,

nicht fühlte; dagegen machten sie mich auch wieder durch ihre kindlichen Fragen auf Einzelheiten aufmerksam, die mir bei meiner Darstellung entgangen waren. Auf diese und andere Weise lernte ich von den Kindern, während ich sie lehrte. An den Druck dachte ich damals noch gar nicht, noch auch daran, was ein Kritiker dazu sagen würde. Ich schrieb ganz unbefangen und war nur darauf bedacht, die Sprache der Kinder zu reden."

Den Stoff zu seinen Erzählungen holte Christoph Schmid nicht aus weiter Ferne, er nahm ihn, wie er in der Vorrede zu der Gesamtausgabe seiner Schriften von letzter Hand sagt: „theils aus Erzählungen, die er in seiner Kindheit aus dem Munde seines geliebten, seligen Vaters gehört und sonst nirgends gelesen hatte, theils von Begebenheiten, die er selbst erlebt hat oder, als zu seiner Zeit wirklich geschehen, erzählen hörte, daher denn viele aus dem letzten Kriege vorkommen.“ Er stellt die Leser mitten in ihre Welt hinein, in der sie sich heimisch finden. Manche Erzählungen, die er irgendwo gelesen hatte, suchte er so zu bearbeiten, daß sie für seine Schüler lehrreich und unterhaltend wurden. So gab ihm die bekannte Sage von dem Raben, der ein kostbares Kleinod in sein Nest getragen und dadurch einen Unschuldigen in schweren Verdacht gebracht hat, den Stoff zu der Erzählung „das Blumenkörbchen“. Den Stoff zu der Erzählung „Rosa von Lannenburg“ gab ihm die rührende



Erzählung von jener Tochter, die ihren zum Hungerstode verurtheilten Vater im Gefängnisse heimlich an ihrer Brust ernährt hat. Auch aus dem christlichen Alterthume schöpfte er Stoff zu Erzählungen. Ein blühender Rosenstock, ein Rothkehlchen, ein Johannisfäßerchen, ein Lämmchen konnten seiner reichen Phantasie Veranlassung dazu geben.

Selbst klein und alles Kleine liebend hatte Christoph Schmid ein niedliches Schreibtischchen und schrieb seine Erzählungen auf kleine Blätter. Gewöhnlich entwarf er zuerst eine Skizze, die er dann ausführte. Er schrieb, zumal in jüngern Jahren, die Erzählung, ohne etwas daran zu ändern, ganz nieder. War er damit fertig, dann arbeitete er sie erst sorgfältiger aus, verbesserte, schaltete ein, strich weg, machte Zusätze. Seine Manuscripte sind außerordentlich corrigirt und deshalb schwer leserlich. Er eilte damit durchaus nicht unter die Presse, ließ nicht selten Erzählungen Jahre lang liegen, ehe er sie herausgab. Er sagte: „Eine Erzählung soll ein Kunstwerk seyn. Wie z. B. in einem gelungenen Gemälde Einheit herrsche und kein Pinselstrich zu viel und feiner zu wenig sey, so soll dieß auch bei einer Erzählung der Fall seyn. Sie soll auf den Leser, wie ein schönes Gemälde auf den Beschauer, einen wohlthuenden, reinen Eindruck machen. Der Leser dürfe darin nichts vermissen, es dürfe ihn nichts stören. Auch müsse man die Menschen reden lassen, wie sie im Leben reden.“

In der kleinen Erzählung: „Das Donnerwetter“, läßt Christoph Schmid z. B. eine Bäuerin sagen: „„Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz. Er hütet dort am Bache die Gänse und muß sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben.““ Ein Kritiker sagte: Der Verfasser hätte diese zwei Sätze in Einen verbinden sollen: Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz, welcher u. Christoph Schmid bemerkte: „So redet keine Bäuerin. Für Kinder kann überdies nicht zu oft ein Punktum kommen.“ In den Ausdrücken war er sehr wählerisch; malerische Eigenschaftswörter liebte er insbesondere. Er bemerkte: „Ein gut gewähltes Eigenschaftswort macht eine längere Schilderung unnöthig. Wenn im Weihnachts-Abende gesagt wird: „„Lulise brachte die brennende Kerze sogleich auf einem glänzenden Leuchter von Messing““, so läßt das Eigenschaftswort „glänzend“ einen Blick in die ganze Haushaltung der Försterin thun und man braucht nicht mehr zu sagen, daß im Hause Reinlichkeit und Ordnung geherrscht habe. Manche Uebersetzer meiner Schriften haben solche absichtlich gewählten Eigenschaftswörter weglassen.“ Er sagte auch: „Es liegt ein großer Reiz darin, eine Erzählung zu schreiben. Man fühlt sich in eine eigene, neue Welt versetzt, geht mit den handelnden Personen um, als ob sie lebten, und nimmt Theil an ihren Schicksalen.“ Christoph Schmid seufzte oft sehr, wenn an seiner Zimmerthüre angeklopft

wurde und ein Besuch mit Einemmale die lieblichen Gestalten seiner Phantasie verscheuchte.

Sehr fleißig las und studirte Christoph Schmid in der Bibel. Er schrieb in sein Tagebuch: „Unter allen Geschichten sind die biblischen die vortrefflichsten;

1. In Absicht auf Erzählungsart. Ich habe meinen Schülern Geschichten aller Art vorgelesen, die passendsten, anziehendsten von den verschiedensten und besten Volks- und Kinderchriftstellern. Immer aber habe ich gefunden, daß keine einzige den Eindruck machte und die Aufmerksamkeit bewirkte, wie die biblischen. Aller Augen leuchteten, Alles war stille, daß man hätte eine Stecknadel können fallen hören.

Woher kommt nun die Kraft dieser Erzählungen auf die Menschenherzen? Ohne Zweifel von dem Malenden, Lebendigen, Darstellenden der biblischen Erzählungsart.

Da lebt Alles, Alles steht vor Augen. Es ist immer die Welt da, wie wir sie vor Augen haben. Die Fenster in diesem Lehrsaale gehen immer in's wirkliche Leben.

Der Schauplatz der Geschichte ist immer bestimmt. Da in dem schönen Garten des Paradieses, dort unter einem schattigen Baume vor der Hüttenthüre, jetzt bei einem Brunnen, um den Herden liegen, ein andermal in einer Wildniß oder gar in einem Gefängnisse. Man ist überall in der wirklichen Welt, schwebt nicht in den Wolken, steht da fest auf Grund und

Boden, hat Berg und Thal, Baum, Felsen, Quellen und Gebirge um sich.

Es ist die Zeit der Geschichte angegeben. Jetzt ist es Morgen, jetzt Abend, jetzt heißer Mittag. Bald ist es Aerndtezeit, bald Schaffschur, bald Weinlese.

Die ganze sichtbare Natur ist in's Interesse gezogen. In diesen Geschichten leuchtet doch auch eine Sonne; es funkeln die Sterne; man sieht den Regenbogen. Da ist ein Kornfeld, dort ein Weinberg, hier ein Delgarten.

Die Natur ist mit lebendigen Geschöpfen bevölkert. Es gibt da Ochsen und Kühe, Schafe und Ziegen, Raben und Tauben, Schwalben und Sperlinge. Auch diese sind nach der Natur gemalt. Der scheue Rabe flattert wild umher, die freundliche Taube kehrt nach Hause zurück, der Hahn kräht, das Ziegenböcklein mäckert, das Hündlein wedelt mit dem Schweife.

Bei dieser Welt von Bildern ist doch kein Zug — bloße Zierath. Nichts steht ohne Bedeutung da. Bei all dieser Umständlichkeit fällt die biblische Erzählungsart doch nie in's Kleinliche. Nirgends ist eine weitläufige Schilderung vom Sonnenaufgang, von Landschaften u., welche die Aufmerksamkeit vom Ganzen abzöge. Alle Umstände und Umständchen dienen bloß dazu, das Ganze lieblicher, anziehender und lebendiger zu machen. Ueberall ist die gold'ne



Mittelstraße zwischen magerer Kürze und üppiger Verschwendung sorgfältig beobachtet.

Dies Alles ist aber noch nichts gegen die handelnden Personen. Da sind keine Schattengestalten, die nicht reden und deuten, sich weder regen noch bewegen. Sie sind Menschen, die reden und handeln wie wir. Man hört da den Geschichtschreiber nicht mehr; er verschwindet ganz, man hört und sieht nur sie. Alle Personen sind aus dem wirklichen Leben genommen, Ackerleute, Hirten, Fischer, Kaufleute; da ein Hirtenknabe, der die Schafe hütet, dort ein Mädchen, das Aehren ließt. Und wo auch Könige auftreten, so sind sie keine Theater-Könige. Sie reden und geberden sich so, wie wir andere Menschenfinder. Man fühlt es ihnen an, daß sie auch von unserm Fleisch und Blute sind.

Die Menschen werden in ihren ländlichen und häuslichen Beschäftigungen vorgestellt. Abraham spaltet Holz und sattelt seinen Esel; Jakob kocht. Esau kommt müde von der Jagd nach Hause. Rachel treibt die Schafe zur Tränke, David bringt seinen Brüdern Käse und Brod in's Lager.

Die Personen werden immer redend eingeführt. Sie reden aber nicht die Büchersprache, die Sprache der Gelehrten und Aesthetiker, sondern die Sprache des Herzens und der Natur. „He! Brüder,“ ruft Jakob den Hirten am Brunnen zu, „wo seyd Ihr her? Kennt Ihr auch den Laban? Den kennen wir

gut. Gehts ihm auch wohl? Es geht ihm wohl und sieh nur dort kommt seine Tochter mit den Schafen u. s. w.“ Gerade so wie wir unsere Landleute alle Tage reden hören.

Sie empfinden auch wie wir und drücken ihre Empfindungen in den wahrsten Tönen der Natur aus. Da sind keine langen Deklamationen. In zwei, drei Worte ist die ganze Empfindung wie in Einen Brennpunkt gesammelt. Simeon ruft: „Der Knabe ist nicht mehr da; wo soll ich hin?“ Jakob: „Mit Herzeleid werde ich zu meinem Sohne hinuntersinken in das Grab.“ Joseph: „Ich bin Joseph. Lebt mein Vater noch?“

Die Geberden sind oft noch sprechender als die Worte. Agar legt den Ismael unter einen Baum und setzt sich einen Bogenschuß weit davon nieder, weil sie ihr Kind nicht kann verschmachten sehen. Rebekka läßt den Krug eilends von der Schulter auf die Hand herab, um Abrahams Knecht trinken zu lassen. Joseph wendet sich ab und weint.

Jede Person hat ihren scharfbestimmten Charakter. Diese Charakteristik ist unübertrefflich, voll Natur und Wahrheit, Alles wie aus dem Spiegel genommen. In einigen Worten, Geberden oder Handlungen steht der Mann da und lebt. Esau z. B., wo er die Erstgeburt verkauft, schwur, aß und trank, stand auf und ging davon und bekümmerte sich wenig mehr um die Erstgeburt. Ist dieß nicht besser als tausend

Allgemeinheiten: z. B. er war so und so, leichtsinnig 2c.

Die Charakteristik umfaßt auch oft noch die äußerliche Gestalt. Esau, z. B., rauh von Sitten und Gefühl, ist auch von einem rauhen, zottichten Aussehen. Cain, der Neidvolle, trägt die blaße, eingefallene Physiognomie des Neides im Angesicht. Joseph, diese schöne Seele, ist auch schön von Angesicht. Der kleine, unschuldvolle Hirtenknabe David ist mit der Farbe der Unschuld geschmückt.

Auch haben die wichtigsten Personen noch immer etwas eigenes, das sie auszeichnet und die Aufmerksamkeit auf sie heftet: Joseph seinen bunten Rock, Moses sein Binsenförblein, David die Harfe, Samuel das leinene Priesterkleid, Tobias sein Hündlein.

Was noch mehr Interesse in die Geschichte bringt, das ist das Wundervolle der Begebenheiten, das Auffallende der Situationen, das dramatisch Fortschreitende der Handlung: Der verdürstende Ismael, Isaak auf dem Holzstoße, Joseph in der Zisterne, die Israeliten am rothen Meer. Wie reißt das hin, wie spannt es die ganze Aufmerksamkeit, welchen Ausgang dieß Alles nehmen wird!

2. In Absicht auf Inhalt. Die biblische Geschichte hat einen hohen Werth in Absicht auf Sittenlehre. Sie ist ein hohes, herrliches, lebensvolles Gemälde der Sitten.

Die biblische Geschichte stellt sittliche Charaktere

aller Arten auf. Es ist keine Tugend, kein Laster, die man hier nicht in mehreren Menschen, ganz nach dem Leben gezeichnet, dargestellt fände. Da gibt es Stolze und Demüthige, Zornige und Sanftmüthige, Hartherzige und Freigebige, Lügner und Aufrichtige, in denen kein Falsch ist, Neid- und Eigennutzvolle und reine, uneigennützig Seelen, die kein Hauch des Neides befleckt. Mancher Charakter ist das hellste, reinste Bild dieser oder jener Tugend, mancher das schwärzeste Bild des Lasters. Abraham z. B. ist der personifizierte Glaube in That und Handlung lebendig dargestellt. Cain der eingefleischte Neid. Die unsinnliche Idee der Tugend und des Lasters ist in Fleisch und Blut gekleidet. Diese Charaktere sind noch mehr als jene Geschöpfe der Dichterphantasie Urbilder aller Tugenden und Laster. Die unsichtbare Tugend erscheint in solchen Beispielen in sichtbarer Liebenswürdigkeit und reißt zur Nachahmung hin. So auch das Laster; es erregt Widerwillen, Abscheu, Entsetzen.

Die Charaktere der Bibel sind keine bloßen Ideale, weder Engel noch Satan, sondern Menschen. Bei aller Tugendgröße haben sie noch ihre menschlichen Schwachheiten, bei aller Verworfenheit noch ihre glücklichen Augenblicke, ihr Gutes. Sie stellen uns Tugenden vor Augen, die wir erreichen, Laster, in die auch wir versinken können. Die Tugendbeispiele laden zur Nachahmung ein, und machen zugleich



Muth dazu; die Beispiele von Lastern warnen vor ähnlichen Vergehungen und zeigen durch die Möglichkeit, auch so zu handeln, daß die Warnung nicht überflüssig ist, sie machen behutsam.

Die sittlichen Charaktere sind in allen Situationen des Lebens, in allen Verhältnissen gegen andere Menschen aufgeführt. Wir sehen den Tugendhaften in Armath und Ueberfluß, in Freud und Leid, zu Haus und auf Reisen, in stiller Ruhe und in den schrecklichsten, schneidendsten Aengsten und Verlegenheiten, bei dem Hochzeitmahle und auf dem Sterbebette. Wir sehen, wie er sich gegen Aeltern und Kinder und Geschwister, gegen Schwiegerältern und Verwandte, gegen seinen Herrn oder Knecht, gegen Reiche und Arme, gegen Freunde und Feinde benimmt. Die Tugend ist von dem Wolkenhimmel allgemeiner Begriffe zurückgerufen und in die Hütten des gemeinen Lebens eingeführt. Es ist keine Tugend-Idee aufgestellt, damit die Menschen was zu zanken, zu demonstrieren und disputiren hätten. Sie ist ein treuer Spiegel, in dem wir uns selbst sehen, um unser Betragen besser zu ordnen.

Die sittlichen Charaktere erscheinen dadurch in einem noch frappanteren Lichte, daß immer entgegengesetzte Charaktere einander gegenüber gestellt sind z. B. Abel und Cain, Noe und seine Zeitgenossen, Cham und seine Brüder, Loth und die Sodomiten, Isaak und Ismael, Jakob und Esau, Joseph und seine Brüder, Samuel und

Helis Söhne, David und Abisai, Elifäus und Giezi, Balthi und Esther, Mardocheus und Aman u. s. w. Wer möchte da nicht lieber immer dem erstern als dem letztern gleichen!

Auch die seltne Treue in Zeichnung der Charaktere verdient noch bemerkt zu werden. Sie behaupten sich durchaus, sind immer dieselben. Im ersten Augenblick, wo Laban erscheint, blickt schon sein Eigennuß hervor. Er sucht die goldnen Ohrringe und Armbänder und eilt hinaus zu dem Manne am Brunnen und sagt: O Du Gesegneter des Herrn! Abimelech ist im Augenblick des Todes noch der nämliche stolze, hochmüthige Mensch. Erstich mich, sagte er dem Waffenträger, daß man nicht sagen könne: ein Weib hat ihn getödtet.

Was aber diesen Schilderungen den höchsten Werth gibt, sie zeichnen nicht bloß einzelne, gegenwärtige Tugendäußerungen oder Lasterausbrüche, durchhin bei allen Tugendhaften ist es klar und anschaulich, wie alle ihre Tugenden aus Einer Quelle herfließen. Wir sehen nicht bloß das Ziel, wornach wir ringen sollen, sondern auch den Weg dahin. Die Gesinnung des Tugendhaften, die Leidenschaft des Lasterhaften sind sammt all ihren Wurzeln und feinen Fasern, woraus sie entstehen, mit all ihren Aesten und Zweigen, in die sie auslaufen, mit all ihren Früchten gezeichnet; z. B. der Neid der Brüder Josephs. Die ersten Veranlassungen und Keime: ein Glück, das ihrem Bruder

widerfährt, die bunte Farbe seines Rockes. Die ersten sichtbaren Sprossen: Sie können ihm kein freundliches Wort geben, sie nennen ihn den Träumer. Die weitem Folgen: die Mordanschläge gegen den Bruder, das Herabreißen des Rockes, der Verkauf des Bruders, die Lüge gegen den Vater, die Verheerungen in der menschlichen Gesellschaft: des Vaters Todesbetrübniß, des Bruders Sklaverei; dann die innere Angst und Gewissensunruhe, die sich bei jeder Gelegenheit nach vielen Jahren immer neu zeigt: das haben wir an unserm Bruder verschuldet; ihr Todeschrecken bei den Worten: Ich bin Joseph — wie psychologisch tief und wahr ist die Schilderung der Verheerungen der über die Ufer getretenen Leidenschaft! Sie erregt eine Scheu davor. Die Zeichnung der ersten Anfänge ist eine Anleitung, was zu fliehen, wie man sich dagegen sicher stellen könne. Man darf diese einzelnen Sätze nur in allgemeine verwandeln, so hat man das Treffendste, was die Sittenlehre im Capitel vom Reide nur immer abhandeln kann.

So ist es mit Kain, Saul, Achab; ihre kurze Schilderung stellt immer ein ganzes Menschenleben dar, treuer und wahrer vielleicht als Shakespears und Göthes gepriesene Charaktere."

Christoph Schmid's Jugendschriften sind die Früchte dieser feinen Beobachtungsgabe verbunden mit dem ihm angeborenem Talente, für Kinder zu schreiben. Es ist nicht nöthig, hier eine Charakteristik derselben zu

geben, die Leser kennen sie bereits aus jener Zeit, welche man die schönste des Lebens nennt. Die Erinnerung „an die Winterabende, wo ihnen Aeltern oder Geschwister diese harmlosen Novellen vorlasen“ gehören wohl zu den liebsten Erinnerungen aus ihrer Kindheit. Ja sie nehmen vielleicht jetzt noch gerne ein solches Büchlein vom Verfasser der Oesterreicher zu Hand und lesen darin. Sie theilen die Ansicht eines Rezensenten, welcher, indem er in der 1824 von Friedrich von Kerz herausgegebene katholischen Literaturzeitung das Blumenkörbchen und Rosa von Tannenburg bespricht, sich also äußert: „Die angezeigten beiden Werke des lebenswürdigen Jugend- und Volkschriftstellers Christoph Schmid, Pfarrers in Oberstadion, sind dem blühenden Alter gewidmet. Rezensent muß hingegen gestehen, daß er, obgleich er nicht mehr im blühenden Alter steht, diese beiden Schriften ebenfalls mit Vergnügen oder vielmehr mit Erbauung und Nührung gelesen habe, und er darf hoffen, daß er noch dann, wenn er einst zum zweitenmale blüht, die Werklein des lieben, ehrwürdigen Mannes mit gleicher Gemüthsstimmung lesen werde. Es gilt von ihnen beinahe, was ein bekannter Redner von Homer, dem ältesten Volkschriftsteller, rühmt, „„dem die Jünglinge mit Freuden zuhören und die Greise mit Andacht.““ „Wer doch nur so schreiben könnte,“ fährt er fort, „möchte mancher unter uns wünschen, so geistreich und einfach wie weiland der Wandsbecker



Bote; so aus dem frohen, heitern Gemüthe des Volkes heraus wie Claudius, so im evangelischen Sinne und Worte, in so lieblich, innig frommer Weise wie unser Schmid. Es liest sich da Alles so natürlich und leicht, daß man beinahe glauben möchte, man könne es selbst so machen, wie es denn manche geglaubt haben, die das Publikum mit Seitenstücken zur Genovesa, zum Heinrich von Sichenfels &c. regalirten. Wenn man aber die Feder ansetzt, so fühlt man sogleich, falls man Demuth mit Geschmack verbindet, daß ein solches Unternehmen nicht so leicht und natürlich sey. Denn man verfällt gar zu gerne entweder in den faden, matten Ton der gewöhnlichen Fibel- und Jugendschriftsteller oder in den noch ungeziemenderen, mit Worten prunkenden, an Sinn und Geist armen Ton alltäglicher Romanen- und Fabrikarbeiter. Kurz: Wer für Kinder kindlich, für das Volk volksthümlich schreiben möchte, wie die oben genannten Männer, der muß dazu geboren, muß Genie seyn, wie das alte Sprichwort sagt: „Orator fit, poeta nascitur.“

Nicht bloß in Deutschland fanden Christoph Schmid's Schriften deshalb Beifall, auch andere Nationen fanden Geschmack daran und sie sind in alle gebildeten Sprachen Europas übersetzt worden. Es wurden Christoph Schmid sehr niedliche Ausgaben von Paris, London und Mailand zugesandt. Der berühmte Journalist J. Janin übersetzte sie im Auftrage der Herzogin

von Orleans für den Grafen von Paris. Diese Ausgabe ist sehr schön ausgestattet, in großem Format und mit Holzschnitten geziert. Die gegenwärtige Königin von Schweden, eine Prinzess Leuchtenberg, übersehte selbst einige dieser Schriften ins Schwedische. Ein Professor der französischen Sprache aus Berlin, der sich 45 Jahre in Frankreich aufhielt und ebenfalls die Werke Christoph Schmidts ins Französische übersehte, schrieb ihm im Jahre 1837: „Obwohl ich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn, so bitte ich dennoch um Erlaubniß, Ihnen meinen herzlichsten Dank und meine achtungsvolle Bewunderung für Ihre unschätzbaren Jugendschriften zu bezeugen, Bewunderung, die Ihnen nicht allein bei Ihren Landsleuten, sondern auch in allen gebildeten Staaten vornehmlich aber hier in Frankreich ganz allgemein zu Theil wird. Wie glücklich fühle ich mich, einer der ersten gewesen zu seyn, die den Gedanken faßten und ausführten, eine vollständige französische Uebersetzung derselben zu liefern! Zwar ist nicht an mir, zu entscheiden, ob es meiner Uebersetzung gelungen ist, den reizend einfachen Ton Ihrer anmuthigen Erzählungen so ganz getreu abzuspiegeln. Wenigstens bin ich mir bewußt, so viel es mir möglich war, diesem so schönen als edeln Zwecke nachgestrebt zu haben und ich wage es mir zu schmeicheln, daß meine Anstrengungen nicht ohne Frucht geblieben sind, da ich schon jetzt die Freude erlebe, mehrere sehr

starke Auflagen meiner Uebersetzungen Ihrer vortrefflichen Werke nicht nur in allen Städten und Flecken, sondern auch selbst in den geringsten Hütten des ganzen französischen Reiches verbreitet zu sehen. Von Tag zu Tag wird dem Publiko die Wahrheit der Worte eines französischen Journals einleuchtender, das, von der außerordentlichen Vorliebe des Volkes zu Ihren Kinderschriften sprechend, sich folgendermaßen ausdrückte: „Les pères et les mères de famille, curieux de connaître le plaisir qu’ éprouvent leurs enfans en lisant les charmans petits Contes du Chanoine Schmid, sont souvent surpris de se voir eux-mêmes prendre goût a une lecture qui semble n’appartenir qu’ au jeune âge.“ Diese Behauptung des Pariser Rezensenten hat sich auch an mir bewährt.“

Auch in Amerika haben Christoph Schmid's Schriften Eingang gefunden. Der Leibarzt der Kaiserin von Brasilien Dr. J. G. Stephan schrieb im Jahre 1848 an Christoph Schmid: „Ich hatte bei meinem letzten Aufenthalte in Südamerika die Freude, in den Wäldern Brasiliens den Namen Euer Hochwürden als den so wohlthätig wirkenden Kinderschriftsteller wiederfliegen zu hören, und dachte, es würde gewiß auch Ihnen ein angenehmes Gefühl gewähren, wenn Sie den Samen zur Menschenveredlung, welchen Sie mit so lohnendem Erfolge im deutschen Vaterlande ausgestreut, auch jenseits des Aequators schöne Früchte tragen

sehen. Ich nehme mir die Freiheit, E. H. beiliegende Bändchen zu übersenden, welche Ihnen als Beweis dienen mögen, daß auch in so großer Entfernung ein aufwachendes Volk sich an Ihrem Worte erfreue.“

Zu der großen Verbreitung, welche die Schriften Christoph Schmid fanden, halfen auch die Nachdrucker getreulich mit. Sie verursachten Christoph Schmid viel Unannehmlichkeit und Plage. Ihre Unverschämtheit ging so weit, seine sämmtlichen Werke herauszugeben und unter seinem Namen Schriften zu verkaufen, von denen Christoph Schmid gar nichts wußte. Schon im Jahre 1824 sah er sich genöthigt, folgende literarische Rüge in die Zeitungen einrücken zu lassen: „In einer literarischen Anzeige zum Schwäbischen Merkur werden von dem Buchdrucker B. .... in Reutlingen und dem Buchdrucker B... in Rottenburg Christoph Schmid's sämmtliche Werke für Kinder und Kinderfreunde auf Subscription angekündigt. Diese Ankündigung setzt mich in die unangenehme Nothwendigkeit öffentlich zu erklären: daß diese Herausgabe meiner Werke ohne mein Wissen unternommen werde, und daß ich an dieser sogar meiner Ehre nachtheiligen Beeinträchtigung meiner rechtmäßigen Verleger durchaus keinen Theil habe; daß die Fortsetzung des Heinrichs von Eichenfels: Heinrich von Eichenfels Leben und Schicksale, zweites Bändchen, nicht von mir sey und dieses elende Nachwerk mir fälschlich aufgebürdet werde; daß ich das dritte Bänd-



chen dieser angeblichen Fortsetzung: Kurze Geschichten für Kinder und Kinderfreunde, gar nicht kenne und es eben so wenig verfaßt habe, daß ich auch keineswegs der Verfasser der Gräfin Ida von Toggenburg sey und daß sie irrig unter meinem Namen verkauft werde ic."

Weit mehr noch als der Nachdruck betrübten Christoph Schmid die ungerechten Angriffe, welche seine Schriften von einzelnen, jedoch nur wenigen und unbedeutenden Blättern zu erleiden hatten. Ich bringe ungern diesen Mißklang in den friedlichen Ton dieser Erinnerungen, doch glaube ich diese Ausstellungen nicht übergehen zu dürfen. Einzelne Kritiker nämlich machten Christoph Schmid den Vorwurf, daß seine Schriften nicht für die katholische Jugend bearbeitet seyen, indem nichts Katholisches darin vorkomme. Die letztere Ausstellung ist offenbar nicht wahr. In der Genovefa kommt sogleich anfangs ein frommer Bischof vor, der ihre Ehe mit Siegfried einsegnet; als Genovefa zu sterben glaubt, bezeichnet sie ihrem Sohne Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze. In der Rosa von Tannenburg kommt ein Abt vor, der als ein sehr frommer und weiser Klostermann dargestellt wird; er ist zugleich Weihbischof und weiht am Ende der Erzählung eine Kapelle ein, was doch wohl auch katholischer Gebrauch ist. In dem verlorenen Kinde dreht sich die ganze Geschichte um ein Muttergottesbild, das Bildniß der schmerzhaften Mutter, die mit

dem Schwerte in der Brust abgemalt ist. Ein frommer Pfarrer schenkt es einer über den Verlust ihres Kindes trauernden Mutter und macht so schöne Bemerkungen über Geduld und Vertrauen, daß sie viele ihrer Verehrer gewiß mit großer Rührung gelesen haben. Im Kanarienvogel hört Frau von Erlau in der nahen Kapelle das kleine Glöcklein läuten. Die gute, fromme Tyrolerin kommt eilig herein und sagt, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Berges werde heute die heilige Messe lesen, worauf Frau von Erlau sich sogleich mit ihrem Karl in die Kapelle begibt. In dem Weihnachtsabende wird eine Weihnachtskrippe sehr schön und lieblich beschrieben; der Gebrauch, solche Krippen zu errichten, ist ein ausschließlich katholischer Gebrauch. Die Erzählung, das hölzerne Kreuz, bewegt sich ganz auf katholischem Grund und Boden; das Demantkreuz eines Prälaten bildet den Hauptgegenstand der Erzählung und Frau von E. stirbt mit dem Sterbekreuze in der Hand. Die Erzählung, Timotheus und Philemon, endet mit einer kurzen Beschreibung des heiligen Mesopfers und in der Geschichte, Adelheid von Thalheim, wird die Bekehrung einer Sünderin in der berühmten Wallfahrtskirche zu Maria Einsiedeln erzählt; anderer Erzählungen nicht zu gedenken. Es ist also eine unwahre Behauptung, daß nichts Katholisches in den Schriften Christoph Schmid vorkomme. Christoph Schmid wollte keine eigentliche katholische Erbau-

ungs- und Religions-Handbücher, sondern harmlose Erzählungen schreiben. Auch hat er es mit Recht unterlassen, in seinen Kinderschriften zu polemisiren und von einem religiösen Zwiespalt zu reden, von dem Kinder doch noch keinen Begriff haben. Man könnte nur etwa einwenden, daß seine Erzählungen nicht ausschließlich das Leben nach der kirchlichen Seite hin abspiegeln, wie dieß bei einzelnen neuern, namentlich in England erschienenen Jugendschriften der Fall ist. Man vergesse aber nicht, in welcher Zeit Christoph Schmid als Jugendschriftsteller auftrat. Es war der Anfang dieses Jahrhunderts, in dem sich der Unglaube von Frankreich aus nach Deutschland verbreitet und die deutsche Literatur und Pädagogik angesteckt hatte. Da galt es, vor Allem das christliche Prinzip gegen das unchristliche zu vertheidigen und zu retten. Sailer hat dieß als Theologe gethan, Christoph Schmid als Jugendschriftsteller. Jener hat das himmlische Kleinod der geoffenbarten Religion aus der bessern Vergangenheit durch eine glaubenslose Zeit hinübergetragen in eine Zeit, in der man wieder nach dem Glauben der Kirche fragte, dieser hat mitten unter den Stürmen der französischen Revolution und in einer glaubenslosen Zeit die zarte Pflanze christlicher Jugendbildung gehütet, gepflegt und für bessere Zeiten gerettet. Wenn man dem Gange der schriftstellerischen Thätigkeit Christoph Schmid's mit Aufmerksamkeit folgt, so kann man

wahrnehmen, daß in seinen frühesten Erzählungen mehr nur von den Grundlehren unserer heiligen Religion die Rede ist und daß fortschreitend mit der Entwicklung des kirchlichen Bewußtseyns seine Erzählungen dieses spezielle Gepräge annehmen. Jeder Schriftsteller ist nach der Zeit, in welcher er lebte, zu beurtheilen und es ist ungerecht an einen Autor, der im Anfange des Jahrhunderts geschrieben hat, den Maßstab der geistigen Entwicklung der Mitte des Jahrhunderts zu legen.

Männer von streng katholischen Grundsätzen, hohen kirchlichen Würden und auf der Höhe der Zeitbildung stehend, wußten Christoph Schmid's Verdienst um die Jugendbildung gar wohl zu schätzen und urtheilten gerechter als die oben erwähnten, unbekannten Kritiker. Sie besuchten ihn, um ihn persönlich kennen zu lernen und ihm selbst die Anerkennung auszudrücken, die sie seinen Schriften zollten. So erfreute ihn Erzbischof Ladislaus Pyrker, der Dichter der Perlen der christlichen Vorzeit und des Rudolph von Habsburg, im Jahre 1840 auf einer Reise, die er nach Gastein machte, in Augsburg noch Abends spät mit einem Besuche. Christoph Schmid sandte ihm seine eben damals herausgegebenen Schriftchen: Josaphat, Geistliches Vergißmeinnicht und der Fremde im englischen Garten, nach Gastein. Pyrker schrieb ihm am 15. August 1840 von da zurück: „Wie werth mir Ihre allgemein hochgeschätzten Werke von jeher waren, hatte



ich die Ehre, Ihnen in Augsburg mündlich zu sagen und nun sind mir diese letzteren, die ich bisher noch nicht kannte, um so werther, da Sie aus Ihren Händen kommen; — empfangen Sie meinen herzlichsten Dank dafür!”

Ebenso besuchten ihn aus diesen Gründen die Erzbischöfe Vicari von Freiburg, Urban von Bamberg, Milde von Wien, die Bischöfe von Linz, Dresden, Trier, Rottenburg, Johann Martin Henni, Bischof von Milwauki in Nordamerika; der Fürstbischof Diepenbrock von Breslau und der Erzbischof Geißel von Köln kamen noch als Domherren öfter zu ihm; ebenso die berühmten katholischen Gelehrten Möhler, Hefele, Hurter u. a.

Der um die kirchliche Kunst so sehr verdiente Sulpiz Boisseree schickte Christoph Schmid zum Weihnachtsfeste 1843 eine Abbildung des heiligen Christophorus und begleitete das Geschenk mit folgenden Worten: „Sie haben, lieber, verehrter Mann, durch Ihre segensreichen Schriften Kindern und Aeltern so viele Freude gemacht; da möchten wir an dem heiligen Weihnachtsfeste auch Ihnen eine kleine Freude machen. Wir haben dazu das Bild Ihres Namenspatrons gewählt, der ein Kind in Sturm und Wetter durch die wilden Fluthen getragen und in der Gestalt des Kindes unsern Herrn erkannt hat. Der Gedanke, daß der Maler den Augenblick der Erkenntniß durch den Aufgang der Sonne bezeichnet, gibt diesem Bilde

in unsern Augen einen ganz besondern Werth und ist uns auch sonst nirgends vorgekommen.

Die leider nur zu kurze Begegnung mit Ihnen vor drei Jahren in Ulm hat mir und meiner Frau einen so tiefen als wohlthuenden Eindruck zurückgelassen, und darum haben wir geglaubt, Ihnen ein Zeichen von dieser frohen Erinnerung geben zu müssen. Wir thun es mit herzlichsten Segenswünschen und in der Hoffnung, daß es uns gewährt werde, Sie in diesem Leben noch einmal und auf längere Zeit wiederzusehen und dann auch meinem sehr lieben Bruder Ihre höchst wünschenswerthe Bekanntschaft zu verschaffen."

Der oben genannte Uebersetzer der Christoph Schmid'schen Schriften ins Französische sagt in einem andern Schreiben an den Verfasser: „Die H. H. Erzbischöfe und Bischöfe von Lyon, Tours, Nantes, Bordeaux, Angoulême, Bourges, Nevers, St. Claude &c. ertheilten in authentischen Hirtenbriefen Ihren frommen und gemüthlichen Erzählungen und Geschichten für Kinder das gebührende Lob und verordneten demzufolge die Einführung meiner französischen Uebersetzung in allen Schulen und Erziehungs-Anstalten."

Das Gesagte dürfte die Bedenken genannter Kritiker heben. Ich erinnere nur noch an Fenelons Telemach. Bischof Fenelon hat den Stoff zu seinem Telemach sogar aus der heidnischen Fabelwelt geschöpft. Das Buch fand großen Beifall und wurde in alle

Sprachen Europas übersezt. In Deutschland wurde das Buch in adeligen, strengkatholischen Familien das allgemeine Lesebuch der Jugend, um die französische Sprache daraus zu erlernen; man übersezte es sogar in die lateinische Sprache und las es mit den Studierenden anstatt des Cornelius und Curtius. Keinem Menschen fiel es ein, den Bischof verdächtig zu machen, er achte die katholische Religion nicht, weil er solche Erzählungen vorbringe, in denen kein Wort davon vorkomme; niemand war so unbillig, zu behaupten, die äußerst reizende, blühende und malerische Darstellung werde dem Prinzen den Geschmack an ernststen Studien verderben, oder die Jugend werde nun die Religionslehre nicht mehr anhören mögen.

Christoph Schmid's Erzählungen werden, so lange es eine deutsche Sprache gibt, ihren Werth behalten und auch unsere Enkel noch ansprechen und ihre Herzen bilden und veredeln. Deutschland hat berühmte Schriftsteller in allen Fächern der Literatur und edle Dichter und rühmt sich derselben und ehrt ihr Andenken, es darf sich auch freuen, in Christoph Schmid einen Volks- und Jugendschriftsteller zu besitzen, der wie Kenner behaupten, bisher in dieser Eigenschaft unübertroffen dasteht, und dessen kindlicher Muse nicht bloß die Deutschen, sondern auch die Völker jenseits des Rheins und der Alpen, ja jenseits des Oceans mit Freude und frommer Nahrung lauschen.

---

## 7. Einige Urtheile Christoph Schmid's über Schriftsteller.

Unter allen deutschen Classikern liebte Christoph Schmid den Wandsbecker Boten, Claudius, am meisten. Immer lag ein Bändchen der Werke dieses ächt poetischen, tief christlichen und doch so heitern Schriftstellers auf seinem Arbeitstischchen. Gar oft sagte er Abends: „Nun müssen wir noch etwas von Claudius hören,“ holte das Buch herbei und las daraus vor. Die Audienz beim Kaiser von Japan, die Briefe an Andres und das schöne Lied: „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prängen,“ las er besonders gerne. Er sagte: „Ein frühverstorbener Freund von mir, Settele,\*) der Hofmeister der jungen Grafen von Fugger = Glött war, und mit ihnen Deutschland bereiste, besuchte Claudius in Wandsbeck selbst und hielt sich längere Zeit dort auf. Claudius gewann den jungen, talentvollen Mann so lieb, daß er in Briefwechsel mit ihm trat. Ich habe für Sailer die schönsten Stellen aus den Briefen, die Claudius an den Hofmeister schrieb, ausgezogen. Sie sind leider wohl verloren gegangen. Hätte ich doch eine Abschrift davon genommen!“

Zwei solcher Briefe von Claudius fanden sich unter den hinterlassenen Papieren Christoph Schmid's. Der erste ist von Wandsbeck aus den 12. Januar 1791 geschrieben. Er lautet:

\*) S. Erinnerungen 2. Bändchen S. 50.



„Fröhlich Neujahr, lieber Herr Settele, und willkommen in Karlsruhe, wo der berühmte Schwärmer Schlosser sich aufhält, wie der Professor in Marburg sagt und meint.

Sehr oft befindet man sich bei dem Kexer selbst besser, als bei denen, die vor ihm warnen, und ich denke, so wird es Ihnen iho fast wohl auch gehen. Ich habe große Lust gehabt, Ihnen ein Stück von dem weltbeliebten Hamburger Rauchfleisch zu einem fete bei Schlosser zu schicken, um mich bei ihm wegen der Deismussfeten, die er dem seidnen Theologen in Braunschweig gegeben hat, einiger Maßen zu revangiren. Aber das Karlsruhe liegt so weit hin, und, die Wahrheit zu sagen, ich scheute das Porto.

Dank für die Nachrichten von ihrer Wallfahrt und von dem, was Sie hie und da Neues unter der Sonne angetroffen haben. Hier stehts noch beim Alten. Fris hat seine Zähne bis auf die Augzähne, Gottlob, alle groß und befindet sich wohl und so alle wir andern auch. Ich soll Sie von allen vielmal grüßen. Item von Wirthsleuten. Grüßen Sie Schlosser und leben und reisen Sie wohl!

Ich befehle Sie in Gottes Hand

M. G.

Was hat der Mensch, der keine große, ewige An gelegenheit hat?"

In dem zweiten Briefe heißt es: „Der gute Buchholz, daß er immer noch so hypochondrisch ist! Wir

haben gehört, es habe sich mit ihm gebessert. Unser Körper ist ein übler, unverschämter Nachbar, er nimmt sich gleich eine Handbreit nach der andern; darum thut man sehr wohl, wenn man ihm nie einen Finger breit einräumt, — in keinem Stücke. Ich befehle Sie in Gottes Hand und fahren Sie fort und lassen Sie sich nicht irre machen auf dem guten Wege, weil er gut ist.

Wir grüßen Sie alle, namentlich meine Frau, Carolina, Christiana, Anna, Augusta, Trinetta, Johannes, Rebekka und Fritz, denn sie wollen bis auf den letzten namentlich begrüßt haben. Dito, dito, dito aus Ihrem Quartier.

Mathias Claudius."

Christoph Schmid erzählte auch einen schönen Zug von Claudius. Doch erinnere ich mich nur mehr im Allgemeinen daran. Es war, ich glaube in Hamburg, eine einträgliche Organistenstelle vakant geworden. Viele Bewerber meldeten sich, unter ihnen auch Claudius. Sämmtliche Candidaten mußten sich einer Prüfung im Orgelspiel unterziehen. Claudius, der meisterhaft spielte, erhielt die Stelle. Während die Anwesenden ihm dazu Glück wünschten, bemerkte Claudius einen der Bewerber, welcher sehr betrübt in der Entfernung stand und zu weinen schien. Claudius ging zu ihm und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit. Der Mann sagte, er sey der Sohn des verstorbenen Organisten, habe Familie und eine alte

Mutter und hätte die Stelle erhalten, wenn er, Claudius, nicht als Bewerber aufgetreten wäre. Sogleich erklärte Claudius, daß er unter keiner Bedingung die Stelle annehme und verzichtete zu Gunsten des Sohnes des verstorbenen Organisten auf dieselbe.

Zu Schiller zog Christoph Schmid das Hohe, Erhabene und der Adel der Gesinnung hin, der in den Dichtungen dieses Meisters sich fund gibt. Er folgte ihm gerne aus der alltäglichen Wirklichkeit auf jene Höhe des höchsten Sittlichen und Schönen, zu der die Begeisterung dieses Dichters den Leser unwillkürlich wie im Fluge emporträgt. Er liebte seine Helden-Ideale. Besonders las er gerne Maria Stuart und Wallenstein; das Lied von der Glocke und Graf von Habsburg. Gerade was ihn zu Schiller so hinzog, stieß ihn vielfach von Göthe ab. Es ist dieses bei der ganzen Geistesrichtung Christoph Schmid's sehr begreiflich. So mißfiel ihm der Charakter Egmont's durchaus; er sagte, Göthe habe einen ganz andern Egmont, als der geschichtliche sey, gebichtet. Der geschichtliche Egmont sey ein sittlich-ernster Charakter gewesen, der Egmont Göthes aber sey ein leichtsinniger Bonvivant, der die ernstesten Zwecke des Lebens als Bagatelle behandle und Abends zum Liebchen eile. Die Vergiftung und Verklärung Klärchens waren ihm ganz und gar zuwider. Ueber Werthers Leiden sagte er, daß darin das stille Emporklimmen, die tiefe Glut und das Sichselbst-Verzehren der Leidenschaft der Liebe

mit Meisterhand geschildert sey, daß aber Göthe diesen Roman nicht hätte ohne eine Schlußbemerkung in die Welt hinaus schicken sollen. Lessing habe ganz Recht gehabt, wenn er in einem Briefe an Eichenburg sage: „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine, kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe.“ Viele Jünglinge, bemerkte Christoph Schmid, hätten die poetische Schönheit dieses Romans für die moralische hingegenommen und geglaubt, daß der gut gewesen seyn müsse, der ihre Theilnahme so sehr in Anspruch nehme. Auch Claudius habe diesen Roman, der damals so großes Aufsehen erregte, kurz und meisterhaft beurtheilt, und er stimme ganz seinen Worten bei: „man solle unter der Linde an der Kirchhofmauer neben Werthers Grabhügel eine Grassbank machen, daß man sich drauf hinsetze und den Kopf in die Hand lege und über die menschliche Schwachheit weine.“

Unter den kleinen Gedichten Göthes las er den Zauberlehrling, den Recensenten und Künstlers Erdentwallen mit besonderm Vergnügen. Hermann und Dorothea nannte er ein vollendetes Meisterstück. Faust behagte ihm nicht, so sehr er die einzelnen Schönheiten dieser Tragödie und das tief psychologisch



Wahre darin anerkannte. Er stimmte mit Görres Ansicht überein: „Göthe habe sich aus dem Becher der Natur einen Rausch angetrunken und bedürfe Licht, noch mehr Licht.“ Er erzählte, Göthe habe einmal Boisseree gebeten, ihm das schöne Gemälde: der heilige Christoph, auf einige Zeit zu leihen und der Dichter habe dasselbe über seinem Schreibpulte aufgehängt. Als Boisseree später zu Göthe kam und nach dem Bilde fragte, habe der Dichter zu ihm gesagt: er habe das Bild von seinem Schreibpulte hinweg an einen andern Ort gehängt, denn der ernste Kopf des heiligen Christoph schaue ihn immer an, als wolle er sagen: „Alter Heide, bekehrst du dich noch nicht?“

Den blinden Fabeldichter Pfeffel \*) lernte Christoph Schmid noch als Student in Dillingen persönlich kennen. Er rühmte den leichten Versbau und die kräftige, kurze Sprache seiner Dichtungen. Ganz besonders gefiel ihm das Gedicht: „die Türkenpfeife,“ welches er auswendig kannte. Er sagte: Pfeffel habe darin eine Begebenheit, aus der sich eine größere, sehr anziehende Erzählung machen ließe, mit meisterhafter Kürze und trefflicher Zeichnung der Charaktere dargestellt. Gerne las er auch Gellerts Fabeln. Wenn von Philosophie gesprochen wurde, pflegte Christoph Schmid an „die Geschichte mit dem Hut“ und wenn die Rede auf Schriftstellerei kam, an .

---

\*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 15.

die Gedichte: „Hans Nord und der Maler von Athen“ zu erinnern.

Lessings Prosa bewunderte Christoph Schmid; dessen Trauerspiel, Emilia Galotti, las er oft und rühmte die meisterhafte Zeichnung der handelnden Personen darin. Zuweilen ergözte er sich auch an den witzigen Einfällen Abraham a Sancta Clara's; er bediente sich aber stets einer alten Ausgabe, indem er bemerkte, wie es ein unglücklicher Gedanke gewesen, Hebel's allemannische Gedichte in die hochdeutsche Sprache zu übertragen, so habe man auch den gleichen Fehler gemacht, dieß bei Abraham's Schriften zu thun; aller ursprüngliche Reiz sey dadurch verloren gegangen.

Die meisten neuern Dichter behagten Christoph Schmid wenig. Das beständige Reflectiren in ihren Poesien, das Hadern mit Gott und das Grollen mit dem König, „die Brust voll Wehmuth und das Haupt voll Zweifel,“ auch das immerwährende „ich, mein, mir, mich,“ darin, war ihm höchst zuwider. Als Christoph Schmid in seinem Greisenalter vielfach gebeten wurde, Erinnerungen aus seinem Leben aufzuzeichnen, konnte er sich lange nicht dazu entschließen und als er es endlich doch gethan hatte, bemerkte er: „Es war mir zuwider, so oft: „Ich, mir, mich“ sagen zu müssen. Mir lag immer das Wort eines frommen, demüthigen Mannes, der, wiewohl drei Klassen vor mir, zu meiner Zeit Theologie studirte, im Sinne. Dieser Mann hatte in dieser Welt Vieles gewirkt,

Vieles gelitten und es wurde von ihm Vieles gesprochen. Als ich nach langer Zeit ihn wieder traf und über das Aussehen, das er erregte, mit ihm redete, sprach er: „Ach, Gott weiß es, daß ich dem Regentropfen gleichen möchte, der das Seinige, so klein und winzig er auch ist, zum Segen der Erde beiträgt und unbeachtet und unbemerkt in die Erde verschwindet.“

Auch in den überschwänglichen Beifallsturm, welcher dem Redwitzschen Gedichte „Amaranth“ zurauschte, konnte er nicht einstimmen. Er anerkannte wohl die christliche Tendenz des Dichters, sein Talent und seine schöne Sprache, bemerkte aber, daß diesem Gedichte noch sehr viel fehle, um den Anforderungen zu entsprechen, die man an ein Werk von klassischem Werthe zu machen pflege.

Unter den ausländischen Dichtern liebte Christoph Schmid vor allen Shakspeare. Er las ihn im Original und rühmte ganz vorzüglich das Dramatische in Shakspeares Werken, unter denen er Hamlet und Macbeth besonders oft las. Er sagte: „Dieser wahrhaft große Dichter will nicht bloß gelesen, er will studirt, gründlich studirt seyn. Ein paar Worte in seinen Dialogen anscheinend gleichgültig hingeworfen, zeugen von dem tiefen, psychologischen Blicke dieses Dichters. Macduff z. B. erhält die Nachricht, daß Macbeth sein Weib und seine Kinder getödtet habe. Er steht lange, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, wie betäubt, schwei-

gend da. Dann wiederholt er bereits Gefragtes und versinkt wieder in stummen Schmerz. Endlich ruft er aus: „Er hat keine Kinder!“ — Macduff hat inzwischen nachgesonnen, wie er an Macbeth den Tod der Seinigen am empfindlichsten rächen könnte. Die empfindlichste Rache an Macbeth scheint ihm, auch diesem seine Kinder zu tödten. Da aber Macbeth kinderlos war, ruft Macduff schmerzlich aus: „Er hat keine Kinder!“

„Mancher Leser,“ bemerkte Christoph Schmid weiter, „geht gleichgültig an solchen Stellen vorüber. Vieles, das mit großer Kunst auf das Theater berechnet ist, tritt auch auf der Bühne erst ins helle Licht. Man kann die Schauspiele in drei Abtheilungen bringen, in solche, die sich gut lesen und nicht gut sehen, dann in solche, die sich gut sehen und nicht gut lesen und endlich in solche, die sich gut lesen und gut sehen lassen. Man sollte Shakespeares Dramen von einem Garrick aufführen sehen.“ Ein liebes Buch war Christoph Schmid auch der Landprediger von Wakefield.

Unter den alten Klassikern liebte Christoph Schmid besonders Homer und Plutarch. Schon als Student trug er die Ilias und Odyssee in der Tasche bei sich. Ueber die homerischen Gedichte äußerte er sich ungefähr also: „So unrichtig und kindisch darin die Göttervorstellungen sind, so wahr und natürlich sind die Menschen aufgefaßt und dargestellt mit ihren Tugen-



den und Fehlern. Es ist nichts Todtes in diesen herrlichen Dichtungen, Alles ist Leben. Selbst den Thieren verleiht der Dichter menschliches Gefühl; die Kasse Achills trauern um ihren Wagenlenker Patroklos, den Hektor getödtet. Sie wollen nicht mehr gehen, weder heim nach den Schiffen noch in die Schlacht. Die Köpfe auf den Boden gesenkt stehen sie traurig vor dem prangenden Sessel des Wagens. Das herrliche Mähnenhaar wallt aus dem Ringe des Joches hervor und ist mit Staub bedeckt. Ja, sogar das Leblose weiß Homer zu beleben. Der Held wird nicht fertig beschrieben, sondern wie er sich rüstet; er nimmt ein Stück der funkelnden Waffenrüstung um das andere und gürtet sich damit. Die todte Schönheit erhält so den Reiz der Bewegung. Bei Göthe können wir in Hermann und Dorothea Aehnliches bemerken. Die Mutter durchwanderte den Sohn suchend, Ställe, Scheunen, Garten und Weinberge, stellt im Gehen die Stützen der Bäume zurecht und nimmt einige Raupen vom kräftig strogenden Kohl hinweg."

Gar oft las Christoph Schmid den Abschied Hektors von Andromache. Unvergleichlich schön nannte der Kinderfreund die Scene, in der Hektor die Arme nach seinem Söhnlein ausstreckt, dieses aber, den waltenden Helmbusch des Vaters scheuend, sich weinend an den Busen der Amme anschmiegt. Vater und Mutter lächeln, Hektor nimmt schleunig den Helm

vom Haupte, stellt ihn auf die Erde und nun erst läßt sich das Kind von ihm küssen und auf die Arme nehmen."

"Solche Stellen," sagte Christoph Schmid, "sind Perlen der Poesie; Voss hat Homers Gedichte meisterhaft übersetzt."

---

### 8. Christoph Schmid's Priesterjubiläum.

Im August 1841 wurden es fünfzig Jahre, daß Christoph Schmid zum Priester geweiht worden war. Er besuchte auch im Sommer dieses Jahres mit Erzbischof Demeter das Bad Rippoldsau. Von hier aus wollte er sich mit seinem Freunde nach Freiburg begeben, um in dem herrlichen Münster sein Priesterjubiläum zu feiern. Es war Christoph Schmid's ausdrücklicher Wunsch, diese Feier stille zu begehen; es sollte im Publikum nichts davon laut werden. Das Einzige, was diese Festlichkeit auszeichnen sollte, war der immerhin seltene Fall, daß sich drei Domherren von Freiburg, die gleichfalls Jubilare waren, darunter der berühmte Professor Hug, erbotten hatten, Christoph Schmid am Altare zu assistiren. Da erhielt Christoph Schmid am 2. August einen Brief von seiner Schwester in Augsburg, in dem sie ihm schrieb, daß eine Deputation aus Dinkelsbühl, der Bürgermeister Raab an ihrer Spitze, nach Augsburg ge-

kommen sey und ihn im Namen der Bürgerschaft habe einladen wollen, seine Jubelfeier in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl zu begehen. Dem Briefe lag ein Schreiben der Deputirten bei, worin es unter Anderm heißt: „es möge ihm in Liebe gefallen, seine Vaterstadt wieder mit seiner Gegenwart zu beglücken und seine Jubelfeier zu ihrem Feste zu machen.“

Christoph Schmid schrieb an die Deputirten: „Die Einladung, meine Sekundiz in meiner geliebten, mir unvergeßlichen Vaterstadt zu feiern, ist für mich so ehrenvoll und erfüllt mich mit so tiefer Rührung, daß ich dieselbe, ohngeachtet meines hohen Alters und meiner nicht festen Gesundheit, mit großer Freude annehme.“

Er reiste über Freiburg nach Augsburg zurück. Hier fand er ein Schreiben des Stadtpfarrers Fuchs von Dinkelsbühl, worin dieser Christoph Schmid einlud, in seinem Hause während seines Aufenthaltes daselbst zu wohnen, auch war in dem Schreiben bemerkt, daß ihn die städtischen Behörden an der Grenze des Dinkelsbühler Stadtgebietes, in Willburgstetten, empfangen wollten.

Christoph Schmid schrieb an den Stadtpfarrer: „Ihr freundliches Anerbieten, während meines Aufenthaltes in meiner Vaterstadt in Ihrem Pfarrhause zu wohnen, nehme ich dankbar und mit Freude an; mit diesem Danke muß ich jedoch noch die Bitte vereinigen, meine Schwester mitbringen zu dürfen, die mir

zu meiner Bedienung unentbehrlich ist. Von dem ehrenvollen Wunsche, daß eine Deputation mich an der Grenze des Stadtgebietes empfangen will, bin ich sehr gerührt. Obwohl ich mich dieser Ehrenbezeugung nicht für würdig erachte, so getraue ich mir ein so gütiges Anerbieten dennoch nicht abzulehnen. Ich werde also darauf antragen, am Freitag den 27. dieses Monats Abends 6 Uhr in Dinkelsbühl einzutreffen und bitte Sie, den verehrungswürdigen Vorständen des Magistrates und der Kirchenverwaltung dieses zu melden.“

Als Christoph Schmid am Freitag den 27. August in Willburgstetten ankam, wurde er von der genannten Deputation empfangen und von ihr in mehreren Kutschen nach seiner Vaterstadt begleitet. Am Wörnthore begrüßte ihn die festlich gekleidete Schulkjugend beider Confessionen mit Kränzen und Liedern. Selbst das alterthümliche Thor war geschmückt. Ueber dem Portale prangte zwischen dem Schmid'schen Familientwappen mit drei Hufeisen und dem Wappen der Stadt mit drei Dinkelähren und drei grünen Bühlen (Hügeln) Christoph Schmid's Namenszug mit Eichenlaub umwunden. Darüber standen die Worte: „Willkommen.“

Innig gerührt von diesem herzlichen Empfang stieg er aus dem Wagen, begrüßte liebevoll die Kinder und empfing freundlich dankend die dargebrachten Blumen und Gedichte aus den Händen der Kleinen. Hier-



auf ging der Kinderfreund in ihrer Mitte zu Fuß durch die Stadt nach dem altehrwürdigen, festlich geschmückten Gotteshaus. Hier, wo er einst vor drei und siebenzig Jahren die heilige Taufe empfangen und als Knabe oft und andächtig gebetet hatte, kniete der Greis vor dem Hochaltare nieder und flehte eine Zeit lang stille zu Gott, dem Lenker der menschlichen Schicksale.

Dann begab er sich in das Pfarrhaus, welches der über den lieben Besuch hocherfreute, gastfreundliche Bewohner in eine blumenreiche Villa hatte umwandeln lassen.

Am nächsten Sonntagsmorgen wurde der Jubelgreis von der Geistlichkeit, dem Magistrate und den Gemeindebevollmächtigten in feierlichem Zuge unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Geschütze in die Kirche begleitet. Die Bevölkerung der ganzen Stadt und eine Menge Landvolk strömten mit dahin. Auch aus dem benachbarten Württemberg hatten sich viele theilnehmende Freunde eingefunden, um der Festfeier anzuwohnen.

Christoph Schmid bestieg die Kanzel und begann mit dem, dem Sonntags-Evangelium entnommenen Verspruche: „Er kehrte zurück und lobte Gott mit lauter Stimme und fiel auf sein Angesicht zu den Füßen Jesu nieder und dankte Ihm“ (Lukas 17, 15 — 16). Nachdem er die Versammlung begrüßt, fuhr er fort: „Mit tief gerührtem Herzen betrete ich

heute diese geheiligte Stätte; mächtige Empfindungen bewegen mein Innerstes.

Anbetung und Dank gegen Gott sey das Erste, was ich aussprechen möchte! Wenn ich in dieser Kirche, diesem ehrwürdigen, alterthümlichen Tempel, dem herrlichen Denkmale von der Gottesfurcht und Frömmigkeit unserer Vorältern umherblicke; wenn ich hinsehe auf den Taufstein, wo ich vor drei und siebenzig Jahren getauft wurde, auf den Altar, an dem ich vor fünfzig Jahren das erste Mal das heiligste Opfer darbrachte; wenn ich bedenke, wie viele, wie unzählige Wohlthaten der gütige, barmherzige Gott mir diese lange Zeit her erwiesen hat, — so ist es mir zu Muth, wie dem Manne im heutigen Evangelium, welchem Jesus eine große Wohlthat erwiesen hatte, und der mit lauter Stimme Gott lobte, sich zu den Füßen Jesu auf sein Angesicht niederwarf und Ihm dankte!

So viele Ursache ich habe, Gott zu danken und mich zu freuen, so kann ich mich dennoch einer wehmüthigen Empfindung nicht erwehren! Als ich vor fünfzig Jahren in jener ebenso zahlreichen Versammlung umherblickte, ach wie viele ehrwürdige Männer und Frauen sah ich gegenwärtig — die jetzt nicht mehr auf Erden wandeln! Die damalige gesammte Geistlichkeit an dieser Pfarrkirche, der Magistrat dieser Stadt, der Prediger, der auf dieser Kanzel stand — damals mein Lehrer und nachmals Bischof — sie sind

nicht mehr am Leben! Andere nehmen ihre Stellen ein. Ein neues Menschengeschlecht ist herangewachsen; Kinder, damals erst zehn Jahre alt, zählen nun sechszig Jahre. Ein ganzes Menschengeschlecht ist gleichsam unter die Erde versunken; alle, die damals fünfzig Jahre zählten, ruhen nun in den Gräbern! Wie mächtig prägt sich uns da die alte Wahrheit ein, daß wir hier auf Erden nur Pilger sind und keine bleibende Stätte haben! . . . ."

Christoph Schmid schloß diese ergreifende Rede\*) mit den Worten: „Am Schlusse möchte ich noch einmal Gott, dem Allmächtigen, für alle mir seit fünfzig, ja seit drei und siebenzig Jahren erwiesene Wohlthaten hier öffentlich danken! Ich kann aber bloß ausrufen wie der Patriarch Jakob, als er von Gott reichlich gesegnet in sein Vaterland zurückkehrte: „Ich bin viel zu gering all der Barmherzigkeit und all der Treue, die Du an mir erwiesen hast!“

Aber auch allen Denjenigen, durch die Gott mir und den Meinigen so viele Wohlthaten zukommen ließ, möchte ich hier meinen Dank öffentlich bezeigen.

Mit Rührung denke ich daran, wie ich dort in den Knabenstühlen dieser Kirche kniete, wie ich hier

---

\*) Predigt bei der Jubelfeier des H. H. Herrn Christoph von Schmid, Domkapitular zu Augsburg &c. Von ihm selbst gehalten in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl, den 29. August 1841. Fr. Walther'sche Buchhandlung.

den ersten Unterricht in der Religion Jesu vernahm und in dieser Kirche das erste Mal bei dem Tische des Herrn dem göttlichen Kinderfreunde zugeführt wurde; wie ich in der schon damals wohlbestellten deutschen Schule zuerst im Lesen und Schreiben und dann in der kleinen Lehranstalt dahier, von einem trefflichen Lehrer im Latein unterrichtet und für eine größere Studienanstalt vorbereitet wurde. Dank sey den treuen Lehrern für ihren Unterricht, Dank den geliebten Aeltern, daß sie uns Kinder so eifrig in Kirche und Schule schickten!

Mein seliger Vater starb frühe; meine selige Mutter stand da, in Mitte von neun lebendigen, vaterlosen Waisen, mit Thränen überronnen, hülflos, ohne Vermögen! Sie konnte nichts als beten, arbeiten, ihre Kinder gut zu erziehen suchen — und auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauen. Und Er hat sich an ihr als den Vater der Wittwen und Waisen bewährt. Er hat in dieser Stadt viele mildthätige Herzen erweckt, die sich ihrer Kinder liebevoll angenommen haben. Der damalige Magistrat dieser Stadt, die Verwaltung dieser Kirche haben sie, so viel möglich, unterstützt. Auch auswärts ließ der gütige Gott uns viele theilnehmende Gönner und Freunde finden. Ihnen allen — Gönnern und Freunden und den theuern Anverwandten — die alle längst schon diese Welt verlassen haben, wolle Gott in jener Welt vergelten, was sie hier auf Erden an uns gethan haben!



Ich führe dieses Beispiel an, wie Gottes heilige Vorsehung einer bedrängten Wittwe und ihren unmündigen Waisen so augenscheinlich geholfen hat, weil jeder Mensch in eine ähnliche Bedrängniß kommen kann. Gott hat für jedes dieser armen Kinder auf das Liebreichste gesorgt. Zwei Brüder hat Er schon in ihrer frühen Jugend zu sich genommen; ein geistlicher Bruder, an dieser Kirche angestellt, starb dahier. Allen noch lebenden hat Gott eine ehrende Stellung und hinreichenden Lebensunterhalt verschafft. Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht!

Auch allen hier Gegenwärtigen, dem Magistrate und den Gemeindebevollmächtigten, der Geistlichkeit, der Kirchenverwaltung, der sämmtlichen Bürgerschaft, die eben die wohlwollenden Gesinnungen, wie ihre Aeltern und Vorältern, gegen mich und meine Geschwister an den Tag legen, sey hier mein inniger Dank dargebracht .....

Wie ich vor fünfzig Jahren als neugeweihter Priester, von dieser Stelle aus, meine Hände segnend über die christliche Versammlung jener Zeit ausstreckte, so ertheile ich als Greis allen Anwesenden den priesterlichen Segen auch jetzt und empfehle sie Gott und dem Gnadenworte Dessen, der da mächtig ist zu erbauen und ihnen unter allen, die geheiligt werden, ein Erbtheil zu geben.

Es segne Euch der allmächtige Gott, der Vater, Sohn und heilige Geist. Amen."

Kein Herz blieb während dieser Rede unbewegt, ja wohl kein Auge trocken. Der Jubelgreis trat, gleichfalls sichtlich ergriffen, hierauf an den Altar, um Gott dem Allmächtigen das große Opfer der Versöhnung, der Anbetung und des Dankes darzubringen. Zwei geistliche Bruders-Söhne, deren Väter gegenwärtig waren, dienten ihm, der ältere als Diakon, der jüngere als Subdiakon.

Es war eine seltene, rührende, heilige Festfeier, welche den Bewohnern der Stadt Dinkelsbühl unvergeßlich bleiben wird.

Am Abende nach diesem schönen Morgen wurde das Haus, in dem Christoph Schmid einst das Licht der Welt erblickt hatte, glänzend beleuchtet; ebenso das Haus, in dem er erzogen worden war.

Am andern Tage fuhr Christoph Schmid mit seinen Geschwistern auf den Gottesacker vor die Stadt hinaus, um die Ruhestätten seiner Aeltern und seines Bruders zu besuchen. Er fand die drei Gräber reich mit Blumen geschmückt. Lange Zeit stand der fromme Greis stille betend an den theuern Ruhestätten der geliebten Aeltern, welche er während ihres Lebens geehrt hatte, wie nur ein guter Sohn Vater und Mutter ehren kann. Wer gestern der ehrenvollen Festfeier des Jubelgreises beiwohnte und heute ihn am Grabe seiner Aeltern stehen sah, der konnte sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß an Christoph Schmid buchstäblich die Verheißung

Gottes in Erfüllung ging: „Wer Vater und Mutter ehrt, dem wird es wohl gehen und er wird lange leben auf Erden.“

Mit gerührtem Danke für das ihm von den Bürgern Dinkelsbühls bereitete schöne Jubelfest schied Christoph Schmid von seiner geliebten Vaterstadt. Sein Reisewagen war reich mit Kränzen und Blumen verziert. Dieselbe Deputation, welche ihn an der Gränze des Stadtgebietes abgeholt hatte, gab ihm das Geleite wieder dahin.

Von Augsburg aus ließ Christoph Schmid der zu Dinkelsbühl neu errichteten Kleinkinderbewahranstalt die Summe von 500 fl. zustellen; auch die übrigen Kinder, welche ihm einen so freundlichen Empfang bereitet hatten, vergaß er nicht; er schickte ihnen 945 Exemplare seiner Jugendschriften. Es mag ein großer Jubel unter den Kindern gewesen seyn, als man die lieben Büchlein an sie vertheilte!

Der Magistrat ließ zum Andenken an diese Feier auf einem freien Platze vor der Stadt eine Eiche pflanzen, welche den Namen Christoph Schmidseiche führen sollte. Diese frisch grünende Eiche wird noch die späten Enkel an Christoph Schmid und sein Jubelfest erinnern.

Unter den Beglückwünschungsschreiben, welche dem Jubilar von vielen Seiten her zuginen, mögen zwei eine Stelle hier finden. Das eine ist von dem Domkapitel zu Augsburg. Es wurde ihm unterm 9. August

nach Freiburg gesandt und lautet: „Die fünfzig Jahre ehrenvollen und ruhmreichen Wirkens im Dienste der Kirche, welche der Herr Domkapitular, Ritter von Schmid mit dem 17. August h. Js. zurücklegen wird, sind für uns ein so freudiges Ereigniß, daß wir nicht umhin können, unserm vielgeliebten und innigverehrten Herrn Mitbruder die lebhaftesten Glückswünsche desfalls darzubringen, wenn wir auch wissen, wie sehr der Herr Domkapitular gemeint ist, den merkwürdigen Lebenstag in stiller und anspruchloser Zurückgezogenheit zuzubringen.

Stets nur bemüht, den priesterlichen Beruf in der vollkommensten Weise zu erfüllen, hat der verehrte Herr Jubelgreis von der frühesten Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit an das Augenmerk dahin gewendet, wo die Hülfe am dringendsten war, auf eine wahrhaft christliche Jugendbildung, und wie sehr dem gefeierten Jugendschriftsteller die Lösung dieser Aufgabe gelungen ist, davon sprechen jene meisterhaften Erzeugnisse christlicher Romantik, auf welche nicht nur Bayern und das übrige Deutschland, selbst das entfernte Ausland mit Bewunderung hinblicken. Möge der reiche Saame, den der Herr Domkapitular darin niederlegte, auf die entferntesten Geschlechter hin unter dem allbelebenden Einflusse des göttlichen Kinderfreundes eben so reiche Früchte bringen; möge der Herr Jubelgreis lange noch hienieden diese Früchte schauen und möge uns, die wir mit Stolz den Herrn



Domkapitular den Unsrigen nennen, viele Jahre noch vergönnt seyn in brüderlicher Liebe und collegialer Freundschaft mit einem Manne zu wandeln, den wir als eine Zierde unserer Genossenschaft und des Bisthumsklerus erkennen und verehren!

Dr. Alliot, Dompropst."

Das andere Schreiben ist von dem verewigten Bischofe Peter Richarz von Augsburg, und wurde Christoph Schmid gleichfalls nach Freiburg gesandt. Es lautet: „Wir nahen dem Tage, an welchem vor fünfzig Jahren Ihr schönes Wirken im priesterlichen Berufe begonnen hat. Was Sie in diesen fünfzig Jahren gewirkt als Seelsorger und Kinderfreund, das haben Engel eingetragen ins Buch des Lebens und der göttliche Kinderfreund wird es belohnen am Tage der Vergeltung. Wir, dessen Diocese den Segen Ihrer Wirksamkeit zunächst erfahren hat, wird es an dem bevorstehenden Jubeltage eine angenehme Pflicht seyn, Gott zu danken für all' das Gute, was Er durch Sie gewirkt, und Ihn zu bitten, daß Er einen milden, heitern Lebensabend im Reflere des Lichtes und der Wärme, die von Ihren Schriften ausgingen, Ihnen schenken und denselben zur Freude aller Guten recht weit hinaus verlängern wolle.

In Seeg, wo ich am 3. d. M. firmte, fand ich noch dankbare Erinnerungen an die Zeiten, wo Sie



Geistlichen aus der Nachbarschaft besuchten den Herrn geistlichen Rath und mich, so daß wir fast alle Tage Besuche hatten. Ich lernte darunter sehr würdige Männer kennen. Besonders erfreulich war es mir, die Bekanntschaft des Herrn Ober=Medizinal=Rathes von Köstlin aus Stuttgart zu machen, der ein sehr kenntnißreicher, gebildeter und überaus edler und anspruchloser Mann ist. Er begegnete mir mit ganz ausnehmender Güte und Achtung und wir unterhielten uns manchen Abend sehr gut, auch bezeugte er mir seine Freude, daß ich im verflossenen Jahre um diese Zeit mit seinem Bruder, dem Herrn Prälaten von Köstlin, einen ähnlichen vergnügten Abend zugebracht habe.

Der Herr geistliche Rath und ich kamen indeß, so gut es uns auch in Imnau gefiel, mit einander überein, unsere Kurzeit zwischen Imnau und Kannstadt zu theilen, was man für die Gesundheit sehr zuträglich hält. Ein Kaufmann aus Ebingen, Herr Häckle, ein sehr biederer, menschenfreundlicher Mann, bereits 78 Jahre alt, aber noch rüstig und voll Kraft, bot uns seinen ganz vortrefflichen Reisewagen an, indem er auch nach Kannstadt ging. Wir fuhren also mit ihm über Rottenburg und Tübingen dahin. Der hochwürdigste Bischof, den wir besuchten, ist vollkommen gesund und heiter und war überaus gnädig; er wollte uns mit aller Gewalt über Mittag behalten, was wir aber nicht annehmen konnten.

Auch alle übrigen Domherren besuchten wir; nur Herrn Domdekan trafen wir nicht zu Hause. Alle diese Besuche wurden, wie es sich von selbst versteht, nur im Fluge gemacht.

In Tübingen besuchten wir die Herren Professoren Drey, Hefele 2c. 2c. Wir speisten in dem sehr trefflichen Gasthose zur Post zu Nacht und fuhren am nächsten Morgen hieher nach Kannstadt.

In Kannstadt, wohin unser Reisegefährte, Herr Häckle, schon einige Tage vor unserer Ankunft geschrieben hatte, fanden wir schon drei Zimmer für uns in Bereitschaft. Sie sind schön tapezirt und möblirt, sonnig und haben die Aussicht in eine herrliche Landschaft, die der hier bereits schiffbare Neckar durchströmt. Die großartigen, prächtigen Gebäude und Anlagen, die seit meiner letzten Anwesenheit dahier entstanden, werde ich Euch bei meiner Zurückkunft beschreiben.

Als wir gestern in dem großen Frößnerschen Garten, der als ein öffentlicher Vergnügungsort für Jedermann offen steht und besonders von den höhern Ständen sehr zahlreich besucht wird, umherwandelten, eilte mir ein Herr nach; es war Herr Staatsrath von Soden, grüßte mich freundlichst und sagte, seine Frau und deren Mutter, die in einiger Entfernung unter Bäumen an einem Tische saßen, möchten mich gerne sprechen. Beide, sowohl die Frau Gräfin von Drerel, Gemahlin unsers seligen Präsidenten von



In diesem Jahre und den folgenden gab Christoph Schmid auf den Wunsch seiner Freunde, namentlich Diepenbrocks, seine gesammelten Schriften in der J. Wolffischen Buchhandlung zu Augsburg heraus. Er verwandte viele Mühe und Zeit auf diese Arbeit, brachte manche Verbesserungen an, änderte einige nicht allgemein verständliche Redensarten ab und nahm zugleich auf eine zweckmäßige Anordnung der ganzen Sammlung Bedacht. Er spricht sich darüber in der Vorrede zu dem ersten der achtzehn Bändchen der gesammelten Schriften näher aus.

Unter den vielen Freunden, denen Christoph Schmid die Gesamtausgabe seiner Schriften zum Geschenke machte, war auch der berühmte Naturforscher von Schubert in München. Dieser schrieb ihm zurück: „Als ich meiner lieben, treuen Hausfrau, welche schon in drei Welttheilen Kasse getrunken hat, Ihre Schriften als Gabe ihrer eigenen theuern Hand überreichte, da war sie innig hoch erfreut. Sie hat diese Erzählungen, in denen sich wie das Bild der Sonne in Thautropfen, der Himmel eines Gottesfürchtigen, mit Liebe zu dem Herrn und den Brüdern erfüllten, reinen Herzens abspiegelt, mit mancher Thräne der Rührung gelesen und dankt Ihnen mit mir auf das Innigste für die herrliche Gabe.“

Auch das schon früher versprochene Handbuch zu seinem Katechismus übergab er dem Drucke und widmete es dem hochwürdigsten Bischofe Peter Richard.



Endlich bearbeitete der fleißige Schriftsteller das Werkchen, die Apostel Deutschlands; eine Geschichte der Einführung und Verbreitung der Religion Jesu Christi in Deutschland aus glaubwürdigen Lebensbeschreibungen der Heiligen zusammengestellt. Diese treffliche Schrift umfaßt drei Bändchen. Christoph Schmid leitet sie mit folgenden das Nationalgefühl der Deutschen erweckenden Worten ein: „Jedem Deutschen, der sein Vaterland liebt, jedem Christen, dem seine heilige Religion das Beste ist, was er auf Erden hat, kann es nicht gleichgültig seyn, wie unsere Vorältern, die alten Deutschen, zur Erkenntniß der christlichen Religion gekommen sind, und welches die Männer waren, die ihnen die göttliche Lehre Jesu zuerst verkündet haben. Diese Männer, von großen natürlichen Geistesgaben, starker Willenskraft, rastloser Thätigkeit und überdies von Gottes Geiste erleuchtet, sind unserer Bewunderung, unsers innigen Dankes werth. Sie haben mit aufopfernder Liebe sich unbeschreiblichen Mühseligkeiten unterzogen, in unserm Vaterlande das Christenthum zu verbreiten. Es wäre eine Schmach für einen Deutschen, für einen Christen, sie nicht zu kennen.“ Bemerkenswerth ist auch, wie sich der Verfasser in dieser Vorrede über das Verhältniß der Sage oder Legende zur Geschichte und ihre Behandlungsart ausspricht.

Im Jahre 1845 beabsichtigte Christoph Schmid

nach Kremsmünster zu reisen, wohin er von dem Herrn Prälaten des Stiftes, Thomas, freundlich eingeladen worden war. Herr Butsch in Augsburg sollte ihn dahin und vielleicht bis Wien begleiten. Allein wegen Alter und Kränklichkeit mußte er auf diese Erholungsreise verzichten. Dagegen wurde ihm in diesem Jahre eine andere Freude zu Theil. Sein vieljähriger Freund Dombekan Diepenbrock in Regensburg wurde zum Fürstbischöfe von Breslau erwählt. Bevor Diepenbrock dahin abreiste, sandte er Christoph Schmid seine Uebersetzung des Flämmischen Stillebens und schrieb ihm dazu: „Es heißt zwar Wasser in die Donau oder Honig auf den Hymettus tragen, wenn man dem Verfasser der Osterreich neugelegte Erzählungsfeier schickt. Da indessen die beikommanden drei Eier unter dem feindlichen Gefähr des wälschen Gockels und gegen seinen Dank gelegt sind, so wird unser alter Freund und Erzählungs-Meister diese drei kleinen, den Flämmischen nachgezählten nützlichen Geschichtchen doch wohl auch seiner Aufmerksamkeit würdigen wollen, zumal wenn dieses Büchlein sich noch als ein kleines Andenken an den demnächst in weite Ferne leider Verschlagenen in seine Hände legt. Den merkwürdigen, sichtbar aus der Höhe kommenden Windstößen, die das stille, einsame Schifflein Ihres armen Freundes so in die hohe See hinausgetrieben haben, sind Sie sicher nicht ohne einige Theilnahme gefolgt. Steuer und Ruder des



Widerstrebenden vermochten nichts gegen die höhere Gewalt und so läßt er sich denn in Gottes Namen treiben, vertrauend auf Den, der den Winden und Wellen zu gebieten und den schwanken Kahn in den Hafen zu geleiten allein vermag. Ihr Gebet, theurer Freund, folge dem Scheidenden nach wie sein herzlichstes Andenken bei Ihnen verweilt.

M. Diepenbrock.

Regensburg, den 10. April 1845.

Christoph Schmid schickte Diepenbrock ein Exemplar seiner gesammelten Schriften, sein Handbuch zu seinem Katechismus und das erste Bändchen seiner Geschichte der Apostel Deutschlands, und schrieb dazu:

Verehrungswürdiger Freund!

Ihr gütiges Andenken an mich macht mir die herzlichste Freude. Sie sind mir zuvorgekommen, denn ich hatte fest im Sinne, bevor Sie Bayern verließen, Ihnen noch die Empfindung meiner Ehrfurcht und Liebe schriftlich zu bezeugen. Von dem Augenblicke an, da ich las, daß Sie zum Fürstbischof von Breslau erwählt seyen, waren Sie mein täglicher Gedanke. So sehr es mich freute, daß Sie zu dieser hohen Würde berufen wurden, so gut erkannte ich auch, wie schwer diese Bürde sey. Die Wahl war nicht leicht. Doch Gott hat entschieden. Er, der Sie so hoch begabt, der Sie dahin führt,

wird auch ferner mit Ihnen seyn. Es fehlte dem Bisthum Breslau schon seit langer Zeit her an einer Hand, die den Hirtenstab mit Kraft geführt hätte. Sie sind nach meiner innigsten Ueberzeugung aus Allen, die mir bekannt sind, der Geeignetste, dieses hohe Amt zu übernehmen.

Das Flämmische Stillleben las ich mit großem Vergnügen. Die Erzählungen sind aus dem Leben gegriffen und in das Leben eingreifend. Was darin über Erziehung nicht bloß gesagt, sondern in Beispielen vor Augen gestellt wird, ist mir ganz aus dem Herzen genommen. Die Darstellung ist unübertrefflich.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar von meinen gesammelten Schriften für die Kinder und die Jugend zu senden. Sie haben mir einen mächtigen Impuls gegeben, diese Schriften zu sammeln, zu ordnen und noch einmal durchzusehen. Ihnen gebührt also vor allen Andern ein Exemplar davon.

Noch lege ich eine Erklärung meines Katechismus bei, die ich nicht bloß wegen meines Versprechens, sondern der Sache wegen nothwendig fand. Es ist mir mit diesem Diöcesan-Katechismus etwas hinderlich gegangen. Gründliche Theologen, die aber durchaus keine Pädagogen sind, haben ihn verbessert, ohne daß er nach meiner einfältigen Meinung dadurch besser geworden. Dieser große Katechismus soll den kleinen, so viel es noch möglich, in das rechte Licht stellen.

Endlich lege ich das erste Bändchen meiner Geschichte der Apostel Deutschlands bei, die ich schon vor vielen Jahren anfang, aber in einen andern Geschäftskreis eingewiesen, liegen ließ. Es fiel mir da ein Wort von Jean Paul auf: „Ausbauen kann man im Alter nicht mehr, was die kühnere Jugend aufzuführen begann, sondern nur ausflücken.“ Was ich in meinem Nachsommer noch leisten konnte, that ich.

Nehmen Sie zum Schlusse noch die heiligste Versicherung, daß meine innigsten Wünsche und Gebete Sie nach Breslau begleiten, und daß ich bis zum letzten Hauche meines Lebens und will's Gott auch noch weiter hin mit innigster Verehrung und Liebe sehn werde

Ihr

aufrichtiger Freund

Christoph von Schmid.

Diepenbrock dankte ihm kurz vor seiner Abreise nach Breslau für die übersandten Schriften in einem herzlichen Schreiben, in dem er unter Anderm sagt, „ebenso hat mich Ihre Versicherung mit Freude erfüllt, daß ich wirklich beigetragen habe, Sie zur Handanlegung an die Herausgabe Ihrer sämtlichen Schriften zu vermögen, wodurch Sie sich ein monumentum aere perennius in den Herzen aller Kinder und Kinderfreunde also gewiß des besten und edelsten Theiles der Menschheit gesetzt haben.“ Von Breslau aus schrieb er ihm unterm 28. Dezember 1845:

Lieber, verehrter Freund!

Gestatten Sie mir, Ihnen, bevor das für mich ominöse Jahr 1845 abläuft, aus weiter Ferne einen herzlichen Gruß und Segenswunsch zuzurufen als Einer, dem Ihre Persönlichkeit und Freundschaft stets werth und theuer war, und nun mit zu den glänzenden Sternen gehört, die ihm am blauen bayerischen Erinnerungshimmel so lieblich in die dunkle Gegenwart herüberleuchten. Wie es mir hier geht, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, da Ihre klare Beobachtung der öffentlichen und kirchlichen Zustände Ihnen schon selbst sagt, daß meine Stellung eine schwierige, dornenvolle sey. Indes hat sie doch auch einzelne Lichtseiten, namentlich in der entschiedenen Gesinnung, die unter den Katholiken durch die jüngsten Ereignisse geweckt worden, und die nicht bloß eine leidenschaftliche Parteilanschauung, sondern wirklich eine ernste, religiöse Gesinnung ist, in welcher dann wieder eine große Liebe, Achtung und Anhänglichkeit an und für meine Person wurzelt in einem Grade von Lebendigkeit, wie man dieß in Bayern nicht kennt. So fügt Gott überall Tröstliches zum Betrübenden. Uebrigens hat das Sektenwesen offenbar seinen Höhepunkt überschritten; der Reiz der Neuheit läßt nach, der Spaß wird auch allmählig zu kostspielig, die Führer compromittiren sich immer mehr und ohne so manchen wahlverwandtschaftliche Unterstützung wäre die Sache schon todt. Die Gefahr ist vorüber.



Dies Brieflein sendet Ihnen Freund Zech; möge er mir auch ein Blättchen von Ihrer Hand zusenden! Mit Liebe und Verehrung Ihr alter, treuer Freund.

M. v. D.  
Fürstbischof.

Die Jahre 1846 und 47 waren harte Theurungsjahre. Christoph Schmid's Wohlthätigkeitsfönn wurde außerordentlich in Anspruch genommen; den ganzen Tag läutete das Hausglöcklein; Arme aller Art wandten sich mündlich und schriftlich an ihn, ja bestürmten ihn förmlich. Er übte die Liebe und Menschenfreundlichkeit, welche er in seinen Schriften den Lesern ans Herz legt, wie überhaupt in seinem Leben, so insbesondere in diesen harten Zeiten überreichlich. Bei Sammlungen aller Art zeichnete er namhafte Beiträge und die Sammler kamen in der Regel zuerst zu ihm. Vielen Familienvätern half er aus der Noth, viele Waisen fanden bei ihm Unterstützung, eine Menge Studirender hatten Monatgelder in seinem Hause, tüchtigen aber mittellosen Künstlern verschaffte er Arbeit und manchem aufstrebenden Talente durch seine Empfehlung eine Stelle.

Seinen Verwandten war er ein Vater. Gott wird sie gezählt haben die unzähligen Thränen, die seine milde Hand getrocknet hat!

Von vielen Beispielen seines Wohlthuns hier nur ein einziges, das ich auch deshalb mittheile, weil es

geeignet ist, zu zeigen, daß die jüngst von Stuttgart aus angeregte Schillerstiftung für bedürftige Literaten ein sehr beachtenswerther Gedanke ist. Der schon oben erwähnte Uebersetzer der Christoph Schmid'schen Schriften ins Französische war in spätern Jahren in Folge von Zerwürfissen mit seinem Verleger und andern Schicksalsschlägen in große Noth gerathen. Er klagte Christoph Schmid seine Lage, indem er von Berlin aus an ihn schrieb: „Einige Freunde haben mir den Rath gegeben, mein Unternehmen nach Amerika zu verpflanzen. Ich folgte leider diesem Rathe und das wurde für mich die Quelle des grenzenlosesten Unglücks. Kaum waren wir in Amerika angelangt, da erkrankte mein liebes, gutes Weib, mit welchem ich 24 Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte; auf der Ueberfahrt von Neu-Orleans nach Philadelphia starb sie und wurde vor meinen Augen ins Meer gesenkt. Mein Herz war gebrochen, alle Freudigkeit, Muth und Hoffnung schwanden; nichts gelang mir mehr; meine Umstände verschlechterten sich zusehends; meine Geistes- und Körperkräfte waren vernichtet. Amerika war mir zum Gräuel geworden. Ich benützte das erste beste Retourschiff nach Europa. Arm und krank kam ich in meiner Geburtsstadt Berlin an. Da ich während meines 45-jährigen Aufenthaltes in Frankreich sehr viele Jugendschriften, welche sämmtlich das Glück hatten, mit Beifall aufgenommen zu werden, dem Drucke übergeben habe, so glaubte ich



Ihnen eine verwandte Seele zu erkennen, so tief betrübt es mich, Sie nach so vielen edeln Bemühungen und glücklichen Arbeiten in so unglücklicher Lage zu wissen.

Wie gerne möchte ich Ihr so herzliches Schreiben auch recht ausführlich beantworten! Allein meine Umstände sind, was Alter und Kränklichkeit betrifft, den Ihrigen sehr ähnlich; ich bin gegenwärtig sehr leidend. Doch ist unter den vielen Briefen an mich, die auf Antwort warten, der Ihrige der erste, den ich beantworte. Was ich Ihnen sagen könnte, sagen Sie in Ihrem frommen, christlichen Briefe sich selbst. Ja, vertrauen Sie felsenfest auf Gott und Er wird Sie nicht verlassen. Wir wollen das, was uns Gott anferlegt, willig aus Seiner Hand annehmen, im festen Glauben, daß Seine Weisheit und Liebe uns Alles zum Besten dienen läßt. Unsre Pilgerschaft auf Erden ist ja bald zu Ende. Wir wollen uns bestreben, durch Vertrauen auf Gott und Geduld den Himmel zu erreichen. Die Leiden der Erde bringen Himmelsfreuden. Mußte Christus nicht selbst durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen?

Ich bin so frei, Ihnen hier einiges Wenige zur Erquickung zu senden. Lassen Sie mich ferner hören, wie es Ihnen geht. Beten Sie für mich, wie ich für Sie! Mit herzlicher Verehrung und Liebe Ihr aufrichtiger Freund Christoph v. Schmid.

Bald kam ein Schreiben, das mit den Worten













Während dieser Zeit kam Gräfin Therese von Brunswick, die Gründerin der ersten Kleinkinderschule in Osnabrück und sehr vieler solcher Anstalten in Ungarn und Oesterreich nach Augsburg und besuchte auch Christoph Schmid. Er führte sie in die hier bestehende Kleinkinderschule, und die geistreiche und edelmüthige Gräfin redete mit ihm während ihres Aufenthaltes manche Stunde über Erziehung und Bildung der Jugend überhaupt und die Bewahrung kleiner Kinder insbesondere. Die Frucht dieser Unterredung war die Herausgabe der Erzählung Christoph Schmid's: „Pauline oder die Kleinkinderschule.“ Er widmete sie der Gräfin von Brunswick. Die Vorrede schließt mit den Worten: „Möchte Ihr Wunsch, daß überall, auch in kleinern Städten und auf dem Lande solche Anstalten zum Heile vieler Kinder aufblühen möchten, in Erfüllung gehen und möchten diese Anstalten reichliche Früchte bringen für Zeit und Ewigkeit!“

#### 10. Christoph Schmid's achtzigster Geburtstag.

Am 15. August 1847 trat Christoph Schmid in sein achtzigstes Lebensjahr. Die Stadt Augsburg, wo er so lange Zeit als Mitglied des Domkapitels, Kreisscholarch und Schriftsteller gelebt und gewirkt



Augsburger Bürger, Ludwig Scharrer, verfaßt. Dieses schöne Gedicht, das der Ausschuß der Liedertafel prächtig gedruckt dem Gefeierten überreichte, lautet:

Was Du gelehrt mit liebevollem Worte,  
Tönt in die Brust wie himmlische Accorde  
Und baut dem Höchsten eine Stätte dort:  
Drum wollen wir mit frohem deutschem Singen  
Den heißen Dank dem lieben Lehrer bringen  
Für deutsches Wort!

Es mag im Drang der Zeiten viel zersplintern,  
Was trohen sollte vor des Herrn Gewittern,  
Die Sitte bleibt des deutschen Volkes Hort.  
Du pflanztest sie in unsrer Jugend Seelen,  
Drum preisen wir mit frisch-belebten Kehlen  
Dein sittlig Wort.

Des Ruhmes Kranz wird Deutschlands Volk Dir winden,  
Und sey vergönnt ein Blatt darein zu binden,  
Das zeige unsre Liebe immerfort.  
Denn, wenn nach Jahren unsre Lippen schweigen,  
Lehrt Lieb und Tugend unter deutschen Eichen  
Dein liebend Wort.

Am andern Morgen holte der damalige Regierungspräsident Dr. von Fischer Christoph Schmid in seiner Wohnung ab und fuhr mit ihm nach dem alterthümlichen Rathhause, das zur Festfeier ausersehen war. Unter dem Portale empfing ihn der erste Bürgermeister Forndran mit den Vorständen der Lokalschulkommission; auch der Hochwürdigste Bischof Peter von Richarz hatte sich eingefunden. Von diesen Herren



wurde Christoph Schmid über die dicht mit Menschen besetzten Treppen, die den Jubelgreis wenigstens vorübergehen sehen wollten, in den goldenen Saal, dieser Brachthalle des berühmten Augsburger Rathhauses, begleitet. Zwölf weiß gekleidete Mädchen gingen voraus und bestreuten den Weg mit Blumen. Als Christoph Schmid die hohen und weiten Hallen des goldenen Saales betrat, erhob sich die ganze ungemein zahlreiche Versammlung herzlich theilnehmender Menschen, worunter besonders viele Frauen waren.

Christoph Schmid nahm den ihm bestimmten Sitz zwischen dem Herrn Bischofe und Regierungs-Präsidenten ein, worauf Bürgermeister Forndran zuerst über die veranstaltete Festfeier herzliche Worte an Christoph Schmid richtete. Dann überreichte ihm eine aus Dinkelsbühl abgesandte Deputation auf einem rothsammtnen Kissen einen silbernen Kranz von Lorbeer- und Eichenblättern mit goldnen Eichen. Es war ein Huldigungsgeschenk seiner Vaterstadt. Auf dem silbernen Bande, das die Enden des Kranzes umwindet, sind die Worte eingravirt: „Dem hochverehrten Landsmanne Christoph von Schmid am 15. August 1847 die Stadtgemeinde Dinkelsbühl“. Der Bürgermeister der Stadt Dinkelsbühl begleitete die Ueberreichung mit einer herzlichen Ansprache und einem Festgedichte, das mit den Worten schloß:

Von der Helmath nimm den Kranz, wo immer  
 Ein der Grelde sich schüt, wenn fern von entschlafenen  
 Aeltern und Geschwistern  
 Einsam in stillen Nächten ihn ein süßeres Heimweh  
 Nach den himmlischen Hallen des wahren Vaterhauses leise  
 Besleicht!

Auch eine Deputation Geistlicher Württembergs  
 aus der Gegend, wo Christoph Schmid früher  
 Pfarrer war, hatte sich eingefunden und über-  
 reichte dem Jubelgreise ebenfalls eine Glückwunsch-  
 und Dankes-Adresse.

Nun traten die Kinder handelnd in den Vorder-  
 grund des Festes. Zuerst sangen alle ein gemeinsames  
 Lied, dann sprach ein Knabe ein Bewillkommungs-  
 Gedicht. Bei den Worten des schönen Prologs:

Befangen pochen unsrer Herzen Schläge;  
 Wir reichen heiliger Liebe schwachen Gold:  
 Nimm gütig Deines Bildes treu Gepräge,  
 Strahlts schöner auch in Deiner Spenden Gold!

überreichte ein Mädchen, die Tochter des Präsidenten,  
 dem Jubelgreise eine auf diese Festfeier geprägte,  
 große, goldene Denkmünze. Auf der einen Seite der-  
 selben ist das Brustbild Christoph Schmid's sehr  
 kenntlich ausgeprägt mit der Umschrift: „Dem Freunde  
 der Jugend Christoph von Schmid. Geboren den  
 15. August 1768 zum 80. Geburtstage“. Auf der  
 andern Seite der Denkmünze ist ein Engel abgebildet,  
 der zwei schlummernde Kinder beschützt; mit der einen

Hand hält er ein Tuch vor den nahen Abgrund, mit der andern wehrt er eine zischende Schlange ab. Die Umschrift um dieses sinnige Bild ist aus Christoph Schmid's Heinrich von Eichenfels und heißt: „Kinder bewahren ist ein Engelsgeschäft“.

Hierauf stellten besonders dazu auserlesene Kinder in entsprechenden Trachten sechs lebende Bilder aus sechs der schönsten Erzählungen Christoph Schmid's dar. Da erblickte man im Kleinen Genovefa mit ihrem Schmerzenreich, Rosa von Tannenburg, die Kerkerschlüssel jubelnd emporhaltend und den Ritter Edelbert, beide in reichem alterthümlichen Kostüme; den kleinen Kaminfeger, Rosalinde, die Köhlerkinder mit Ostereiern beschenkend u. Man konnte nichts Niedlicheres sehen, als die Gruppen dieser allerliebsten Kinder in ihren verschiedenen Trachten und mit ihren heitern, blühenden Gesichtchen. Während der Darstellung dieser Tableaux sangen geübtere Mädchen und Lehrer das von Kapellmeister Drobisch vierstimmig mit Chor in Musik gesetzte Schlußlied aus Christoph Schmid's Schauspiel, die kleine Lautenspielerin: „die Menschenfreundlichkeit Gottes“.

Nach diesen plastischen Darstellungen überreichten abwechselnd jetzt ein Knabe, jetzt ein Mädchen, dem Jubelgreise je eine Blume und sprachen dazu ein kurzes, passendes Gedicht, z. B.

Nimm hin die Blüthe, der Unschuld holdes Bild,  
Wie strahlt ihr Silberkelch so rein und mild!

Im Unschuldsglanz uns Kinder zu erziehen,  
War, Preis sey Dir, in Schrift und That Dein Mühs!  
Oder: Die Beilschen laß Dir auch gefallen  
Und das Gelübde von uns allen:  
Wir wollen blühen dem Beilschen gleich,  
An Anmuth und an Demuth reich.

Zuletzt sammelte ein Knabe alle diese kunstvoll  
gefertigten Blumen in eine prachtvolle Porzellan-Base  
und überreichte sie dem Jubelgreis mit den Worten:

Ein schwaches Blüß ist's, was wir geben,  
Dem Blumenkörbchen, das so lieb,  
So lehr- und trostreich für das Leben,  
Und Deine Meisterhand beschrieb.  
Der Sinn nur gebe Werth der Gabe,  
Ihn kröne Deine Huld, o Greis!  
Heil Dir! einst singt noch überm Grabe  
Dir Deutschlands Jugend Ruhm und Preis!

Am Schlusse der schönen Feier sangen die Kinder  
ein von Studienlehrer B. Th. Poe gedichtetes Lied,  
das mit der Strophe schloß:

So sey gegrüßt! sey froh von uns umschlungen,  
Und bleib uns treu! Wir lieben Dich so sehr;  
Das Jubellied, das heute wir gesungen,  
Hallt freudig weithin über Berg und Meer.  
Wenn kindlich Alle Segen Dir ersuchen,  
Wenn guter Aeltern Dankesthräne fließt,  
So wirst die leise Deutung Du verstehen:  
Sei Jubelgreis, sei Kinderfreund, gegrüßt!

Umdrängt von den heitern Kindern und den glück-  
wünschenden Aeltern verließ tiefgerührt und freundlich



demüthig dankend der gefeierte Greis den Festsaal und der Wagen, in welchem er mit dem Präsidenten und dessen lieblichen Kindern saß, konnte sich nur langsam durch die ihn umwogende Menge bewegen. Dieses Wiegenfest Christoph Schmid's war ein Fest wahrer Freude und heiliger Unschuld. Gibt es einen lieblicheren Anblick, als einen achtzigjährigen Kinderfreund wie Christoph Schmid, mit Silberhaaren und mit noch jugendlich rothen Wangen in Mitte blühender braun- und blondgelocker, fröhlicher Kinder zu sehen? Da paarte sich die erste Blüthe der Jugend mit der letzten Blüthe des Alters und die unschuldige Freude mit der frommen Nüchternheit des Greises.

Mittags gab der Hochw. Bischof von Augsburg ein großes Mahl zu Ehren des Jubilars und überraschte ihn dabei auf eine sehr sinnige Weise. Als nämlich Christoph Schmid in den Speisesaal trat, erblickte er ein Gemälde, welches eine getreue Abbildung seines Studierzimmers vorstellte. Christoph Schmid ist an seinem Arbeitstischchen stehend abgebildet, wie er sich eben zu zwei Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, herabneigt. Das Mädchen überreicht ihm einen Blumenstrauß, der Knabe hält eine Erzählung von Christoph Schmid in der Hand. Dieses schöne Bild, das in Stahl gestochen als Titelbild dieses 4. Bändchen ziert, ließ der Hochw. Bischof von dem trefflichen Maler Hundertpfund für sich malen. Jetzt ist es im Besitze des einzig noch leben-

den Bruders Christoph Schmid, des quiesc. Herrschaftsrichters Alois Schmid in Augsburg.

Die katholische Studienanstalt zu St. Stephan veranstaltete zur Nachfeier des achtzigsten Geburtstages Christoph Schmid am 18. August ein Concert, und die protestantische Studienanstalt ließ ihm durch eine Deputation eine sehr geistreich abgefaßte Adresse überreichen. Ein Bürger von Augsburg, ein ehemaliger Schüler Christoph Schmid, übergab an dessen achtzigsten Geburtstag dem Stadtmagistrate zu Augsburg 150 fl. zur Vertheilung an katholische Hausarme, und die J. Wolffische Buchhandlung, in deren Verlag die Gesamt-Ausgabe der Werke Christoph Schmid erschienen ist, machte den beiden Waisenhäusern in Augsburg eben diese Gesamtausgabe, sehr schön gebunden, zum Geschenke.

Christoph Schmid selbst übersandte in dankbarer Anerkennung der Festlichkeiten, die ihm von Seite des Magistrates der Stadt Augsburg und der deutschen Schuljugend beider Confessionen bereitet worden war, dem Stadt-Magistrate zu wohlthätigen Zwecken eine Summe von 1200 fl. und dazu folgendes Schreiben:

**Hochlöblicher Stadt-Magistrat!**

Der hohe Magistrat und die verehrten Bewohner der Stadt Augsburg haben mir bei meinem Eintritte in das achtzigste Lebensjahr ein so schönes und herr-



werthvollen Geschenke erfreut, daß es mir eine eben so heilige als angenehme Pflicht ist, dem Hochlöblichen Magistrate und der sämmtlichen Bürgerschaft meinen innigsten Herzensdank auch schriftlich zu bezeigen.

Ich wähle dazu den heutigen Tag, den 29. August 1847, da es eben heute seit dem 29. August 1841 sechs Jahre sind, daß meine mir ewig theuere Vaterstadt an meinem fünfzigjährigen Priesterjubiläum mir ein ähnliches, höchst feierliches Fest veranstaltet hat, das mir unvergeßlich bleibt, wofür ich meinen innigen Dank erneuern und hiemit also zweifach danke.

Als einen kleinen Beweis meines Dankes vorerst gegen Gott, der mich dieses hohe Alter hat erleben lassen und meine Bemühungen für die Bildung der Jugend so reichlich gesegnet hat, — und dann aus Dankbarkeit gegen meine mich so wohlwollend ehrende Vaterstadt, lege ich eine Staatsobligation der Schuldtilgungskasse zu Augsburg zu 500 fl. bei, welche der hochlöbliche Magistrat zur Hälfte für die Kleinkinder = Bewahranstalt und zur Hälfte für die dürftigsten und beachtenswerthesten Armen beider Confessionen der Stadt gütigst verwenden wolle.

Indem ich dem verehrten Herrn Bürgermeister und dem sämmtlichen Magistrate noch einmal danke und mir vornehme, für das Wohl aller Einwohner



der Stadt täglich zu Gott zu flehen, verbleibe ich  
mit aufrichtiger Verehrung des hochlöbl. Magistrates

ergebenster Diener

Chr. v. Schmid.

Augsburg, den 29. August 1847.

Nachschrift. Von der eben mir zugesandten Beschreibung des Festes dahier (der achtzigste Geburtstag des Jugendfreundes und Schriftstellers Christoph von Schmid; Augsburg 1847 Schmid'sche Buchhandlung), übersende ich vier Exemplare für die vier verehrten Herren Deputirte und die zwei übrigen Exemplare für den Verfasser der vortrefflichen Poesie L. W. R. und des schönen Gedichtes des Herrn Benefiziaten Konrad Sinner.

Regierungspräsident Dr. v. Fischer, der die erste Anregung zu diesem Feste gegeben hat, berichtete darüber an Se. Majestät König Ludwig. Er erhielt folgendes Handschreiben:

Herr Regierungspräsident ic. v. Fischer!

Angenehm war Mir's, aus Ihrem Berichte zu vernehmen, wie, in angemessener Weise, der achtzigste Geburtstag des Domkapitulars von Schmid, dieses würdigen, namentlich um das Schulwesen und die Bildung der Jugend gar sehr verdienten Priesters gefeiert worden. Sagen Sie dem von mir geschätzten Greise Meine besten Wünsche und empfangen Sie hie-

ben Meinen Dank für das Mir geschickte Festprogramm, nebst Denkmünze, der Ich mit bekannten Gefinnungen bin

Ihr wohlgewogener König  
Ludwig.

Aschaffenburg, den 21. August 1847.

Christoph Schmid dankte dem König für die ihm ausgedrückten Wünsche in einem besondern Schreiben, das der König mit folgenden huldvollen Zeilen beantwortete:

Herr geistlicher Rath, Domkapitular Christoph von Schmid! Was Ich Meinem Regierungs-Präsidenten von Schwaben und Neuburg jüngst in Bezug Ihrer geschrieben, wiederhole Ich hier, nämlich, wie sehr Mich gefreut, daß Ihr 80. Geburtstag so schön und sinnig gefeyert worden. Mein aufrichtiger Wunsch ist es, daß die göttliche Vorsehung, Sie, den würdigen, verdienstvollen Priester, noch mehrere solche Tage in demselben Gefühle geistiger und leiblicher Kräftigkeit begehen lassen möge, der Ich anbey für den wiederholten Ausdruck Ihrer treuen Anhänglichkeit an Mich danke und mit gnädigen Gefinnungen bin

Ihr  
wohlgewogener König  
Ludwig.

Aschaffenburg, den 2. September 1847.

Fürstbischof Diepenbrock von Breslau sandte Christoph Schmid von Schloß Johannesberg aus folgenden Glückwunsch zu:

Hochwürdiger, theurer Freund!

Ich kann nicht unterlassen, mich in die Reihe der Glückwünschenden zu stellen, die von nah und fern zu Ihrem Jubelfeste mit Herzen voll der besten Segenswünsche sich leiblich oder geistig um Sie schaa-  
ren. Sie feiern in einer Zeit heiß ersehnter, reicher Ernte Ihr geistiges Erntefest; der Same, den Sie ein halbes Jahrhundert hindurch mit fleißiger Hand ausgestreut, ist in Tausenden von Herzen aufgegangen und hat reiche Frucht getragen für Gottes Scheune! Das rechte Erntefest der Ewigkeit harret noch Ihrer. Möge der Herr, damit der Kranz für Ihr Haupt noch reicher werde, Sie noch eine Reihe von Jahren Ihren Freunden erhalten, unter welche sich gezählt wünscht Ihr ergebenster Melchior, Fürstbischof.

Christoph Schmid dankte in einem Schreiben dem Fürstbischöfe für seinen ebenso geistreichen als gemüthvollen Glückwunsch, schickte ihm die Festbeschreibung und schrieb an ihn: „Welches Jugendfest dahier in Augsburg an diesem Tage stattfand, können Sie aus anliegendem Hefte ansehen; nur muß ich bemerken, daß ich weit — weit über mein Verdienst geehrt wurde. Ganz besonders freut mich jedoch, daß unsers seligen Sailer's milder Sinn zu fliegen anfängt. Als

ich hierher reiste und die Stadt Augsburg in der Ferne erblickte, war es mir sehr hange um das Herz. Ich wußte, daß Sallers Schriften und auch meine Büchlein, als seines Schülers, aus dem damals hier noch einzeln bestehenden Erziehungs = Institut verwiesen waren. Und wie hat sich dieses Alles nun geändert! Auch das freut mich, daß beide Confessionen sich gegenseitig näher kennen, achten und lieben lernen. Bei dem ewigen, gehässigen Polemisiren kam doch nichts Erfreuliches heraus. Ich hoffe, was ich freilich nicht mehr erlebe, es werde noch Einmal Ein Hirt und Eine Heerde werden!"

Diepenbrock schrieb ihm zurück: „Ich benütze, theurer Freund, die letzten ruhigen Augenblicke vor meinem Abzuge von der alten Burg da oben, um Ihnen herzlichst zu danken für Ihre lieben Zeilen vom 6. Sept. und das beigelegte interessante Büchlein Ihrer schönen Festfeier. Es ist dasselbe ein erfreulicher Beweis, daß in unserer materiellen und frivolen Zeit doch auch noch andere Verdienste als die der Eisenbahnkönige und liberalen und antikirchlichen Maulhelden Anerkennung und Würdigung finden. Welche Freude würde Saller empfunden haben, hätte er dieses schöne Fest seines LieblingsSchülers noch miterlebt! Doch er hat es miterlebt dort, wo alle wahrhaft Gott ehrenden Feste in Eines und in ein ununterbrochenes zusammenfließen. Möchten wir dieses bald mitfeiern dürfen! Ich sehne mich darnach . . . . .“

Außer diesen und vielen andern Glückwunschschreiben erhielt Christoph Schmid auch eine Menge Brieflein von Kindern voll der naivsten Bemerkungen über seine Erzählungen. Aus einem Institute zu Wiesbaden kamen achtzehn Briefe von Zöglingen, darunter von Knaben aus England, Irland, Frankreich und den Rheingegenden.

Auch die blinden Kinder zu Linz sandten dem Jugendfreund ihre frommen Wünsche zu. Christoph Schmid schickte dem Institute einen Geldbeitrag, den Kindern aber ein Exemplar seiner gesammelten Schriften und folgendes Gedicht:

Ihr guten Kinder, trauert nicht,  
Das ihr nicht seht das Sonnenlicht,  
Denn Gott, der Alles weislich macht,  
Hat dennoch euch recht gut bedacht.

Er gab euch helleren Verstand,  
Und feineres Gefühl der Hand,  
Gab euch für alles Gute Sinn  
Und Lehrer und die Lehrerin.

Die nehmen freundlich an euch Theil  
Und führen liebeich euch zum Heil;  
Sie lehren euch Religion,  
Ihr kennet Gott und seinen Sohn!

Ihr wißt, daß Gott euch zärtlich liebt  
Und euch gar Viel des Guten gibt,  
Ihr kennet Jesum unsern Herrn  
Und liebet Ihn und folgt Ihm gern!



D bleibet ferner fromm und gut,  
Und Alles, was Er lehrt, das thut,  
Dann führt Er euch wie an der Hand  
Hin in das bessere Vaterland!

Und dort im schönen Himmelreich,  
Dort öffnet Er die Augen euch;  
Umstrahlt vom hellsten, reinsten Licht,  
Seht ihr dort Gottes Angesicht.

---

## 11. Die Jahre 1848—1853; Briefwechsel mit Diepenbrock, Familienereignisse.

Auf das für Christoph Schmid an Ehren und Freuden so reiche Jahr 1847 folgten die Stürme des Jahres 1848. In Augsburg war es zwar in dieser Zeit fast ganz ruhig; eine einzige Nacht hindurch wurde die Karmelitenstraße, an deren Eingang Christoph Schmid wohnte, militärisch besetzt, da man ein Attentat auf die in dieser Straße gelegene Frohnfeste befürchtete. Christoph Schmid bemerkte jedoch hierüber, er habe noch in keiner Nacht so ruhig geschlafen als in jener; sie sey, da Niemand die Straße passieren durfte, die stillste Nacht gewesen, so lange er in Augsburg sich aufhalte. Dagegen machten die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten von Aufruhr, Mord und Zerstörung auf sein sanftes, friedliebendes Herz den betrübendsten Eindruck. Er mochte

keine Zeitung mehr lesen; er sagte, er hätte nimmer geglaubt, daß unter dem deutschen Volke solche Gräuelszenen wie die Ermordung Latours in Wien und die Richnovskys und Auerwalds in Frankfurt vorkommen könnten. Er bemerkte aber auch, daß mancher bisherige Staatsmann die Worte, welche Göthe dem Zauberlehrling in den Mund lege:

Herr, die Noth ist groß!  
Die ich rief, die Geister,  
Werd' ich nicht mehr los:

auf sich anwenden könne. Als während jener Tage einmal ein Bekannter zu ihm sagte: „Es gibt jetzt zwei Parteien, von denen die eine immer v o r w ä r t s, die andere immer r ü c k w ä r t s will,“ entgegnete Christoph Schmid lächelnd: „Es gibt noch eine dritte Partei, die a u f w ä r t s will; ich denke, wir wollen es mit dieser halten.“

Ein großer Kummer war es für Christoph Schmid, daß seine Schwester Franziska im Anfang dieses Jahres lebensgefährlich erkrankte. Doch Gott erhörte sein Gebet und schenkte ihm seine treue Pflegerin wieder; dagegen hatte Er ein anderes Opfer von ihm gefordert. Es war am 28. Dezember 1847 sein vieljähriger, treuer Freund, Domkapitular Kieger, der jeden Tag ihn zu besuchen pflegte, gestorben. In jener Zeit herrschte die Grippe in Augsburg. Kieger

wurde auch von dieser Krankheit ergriffen. Christoph Schmid ließ des Tags über öfter fragen, wie es Rieger gehe; erhielt aber immer eine beruhigende Antwort. Allein am dritten Tag meldete man ihm schon Morgens sechs Uhr, daß Rieger in der Nacht gefährlich erkrankt sey und sehnsvoll seinen Christoph noch einmal zu sehen verlange. Der achtzigjährige Greis eilte sogleich zu ihm, hörte seine Beichte, worauf demselben feierlich das heilige Abendmahl gereicht wurde. Abends besuchte ihn Christoph Schmid noch einmal, und fand ihn nicht gefährlich. Aber Rieger starb am 28. Dezember Mittags unerwartet schnell.

Es war eine harte Aufgabe für die Schwester Christoph Schmid's, ihrem Bruder die Nachricht dieses unerseßlichen Verlustes beizubringen. Er wollte sie anfangs gar nicht glauben. Der gute Greis, welcher sich jetzt recht einsam und verlassen fühlte, trauerte sehr, doch wie ein Christ voll Ergebung in die ewigen Rathschlüsse des Herrn über Leben und Tod. Einige Monate darauf starb Christoph Schmid's Bruder Martin, der kurze Zeit erst von Stadion als quiescirter gräflicher Rentmeister nach Augsburg gezogen war, um hier die Tage seines Alters zu verleben. Noch um 3 Uhr Nachmittags war er im Hause Christoph Schmid's, und fünf Uhr Abends in Folge eines Schlaganfalls eine Leiche. Auch dieser Verlust ging Christoph Schmid sehr nahe.



Endlich verführte ihn eine andere Trennung sehr schmerzlich. Drei Nichten von ihm, Töchter des eben genannten Bruders, welche in den Orden der armen Schulschwestern getreten waren, wurden als Lehrerinnen nach Amerika geschickt. Ihr Bruder August hatte sich entschlossen, sie als Ordensbeichtvater und Missionär dahin zu begleiten. Der Abschied, den Christoph Schmid von diesen noch in der Blüthe der Jahre stehenden Mädchen nahm, war sehr rührend. Er stellte ihnen den schwierigen aber schönen Beruf der Jugendbildung noch einmal vor Augen und sagte: „In diesem Leben werde ich Euch nicht mehr sehen, denn ich bin alt und meine Pilgerschaft ist bald vollendet, aber im Himmel hoffe ich Euch mit der Gnade Gottes wieder zu sehen. Gott führe Euch glücklich über das Meer, erhalte Euch gesund und gebe Euch Gnade, die Kinder, welche Eurer Pflege und Erziehung anvertraut werden, seinem göttlichen Sohne zuzuführen. Betet für mich, Euren alten Onkel, ich will auch für Euch beten und Euch noch meinen Segen mitgeben“. Darauf knieten die Schwestern nieder, um seinen Segen zu empfangen und traten die weite und gefährvolle Reise an.

Da es die Verhältnisse nicht mehr gestatteten, daß sein Neffe August vor seiner Abreise noch einmal nach Augsburg kam, um persönlich von Christoph Schmid Abschied zu nehmen, schrieb dieser an denselben: „Liebster August! Ich habe ein herzliches Verlangen gehabt,

Dich, bevor Du Deine Reise antratest, noch einmal zu sehen und mit Dir über Dein großes Vorhaben ausführlich zu reden. Gott hat es anders und besser gefügt und ich denke, in den Filial-Anstalten des Ordens der armen Schulschwestern, die Du mit der Frau Oberin besucht hast, konntest Du mehr lernen, als ich Dir sagen könnte.

Ueber Alles aber wird der allmächtige und allgütige Gott, der Dich zu dem großen Entschlusse ermuthigte, Dich ganz Ihm zu opfern und in Seinem Dienste in einen andern Welttheil zu gehen, Dich lehren, Dir Weisheit und Kraft geben, diesen Entschluß auszuführen.

Nimm Dir vor Allen Jesus Christus, den guten Hirten, der die verirrtten Schäflein aufsuchte und auf seinen Schultern zu seiner Heerde brachte, zum Vorbild! Und dann den Apostel Paulus, wie ihn die Geschichte der Apostel so trefflich darstellt.

Erst diesen Morgen habe ich seine gefahrvolle Schiffahrt wieder gelesen. Der Herr, der ihn erhielt und errettete, wolle auch Dich in seinen heiligen Schutz nehmen; Er wolle Dich von seinen schützenden Engeln begleiten lassen!

Grüße mir Deine lieben Schwestern freundlich. Alles, was ich und meine liebe Schwester für Euch gegenwärtig thun können, ist, für Euch beten, was wir auch täglich von Herzen thun wollen. Lebe wohl,

Gott sey mit Dir und Deinem Dich liebenden Onkel Christoph“.

Der gute Greis war sehr in Sorgen, bis ein Brief aus Amerika ankam. Endlich meldeten die Auswanderer, daß sie glücklich in Baltimore angekommen seyen, aber auf der Ueberfahrt einen fürchterlichen Seesturm zu bestehen gehabt hätten.

Nach Ablauf dieses Jahres schrieb Christoph Schmid über diese Ereignisse am Drei-Königstage 1849 an Diepenbrock: „Es sind in dem verflossenen Jahre wohl wenige Tage vergangen, an denen ich nicht öfter Ihrer gedacht habe. Heute Morgen aber waren Sie mein erster Gedanke und es war mir nicht anders, als ginge mir ein heller Stern auf, der mir das heutige Fest, ihr Namensfest, ankündigte.

Ihnen meine innigsten Glück- und Segenswünsche ausführlich darzubringen, Sie meiner Ehrfurcht und Liebe zu versichern, wäre wohl überflüssig. Sie sind davon überzeugt!

O, wie oft war ich bei Ihnen im Geiste zu Breslau, auf Ihrem schönen Schlosse und — zu Frankfurt!! Wie bedauerte ich Ihr Uebelbefinden, das Ihnen nicht gestattete, nach Würzburg zu kommen! Wie oft erinnerten mich die Stürme der Zeit, denen alle Hochgestellte mehr als andere ausgesetzt sind, an Sie, der Sie ohnehin mit Geschäften und Arbeiten schwer überladen sind!

Seit ich Ihren schönen, inhaltreichen Brief aus

Schloß Johannesberg erhalten habe, ist Vieles über mich gekommen. In unsrer Stadt war und ist, Gott Lob, Alles ruhig. Allein der Tod des vertrautesten meiner Freunde dahier, meines Mitschülers und Collegas, des seligen, geliebten Gustav Nieger, geht mir noch immer sehr nahe und ich vermisse ihn, der mich alle Abend besucht hat, sehr, sehr hart. Meine liebe Schwester, welche viele Lasten, die sonst mich drückten würden, mir ab und auf sich nimmt, war lange Zeit bedenklich krank und erholte sich nur sehr langsam, aber, Gott Lob, vollkommen. Mein Bruder, quiesc. Rentmeister von Stadion, starb dahier, nachdem seine Frau kurz vorher gestorben war, unerwartet schnell, doch hatte er schon eine Zeit lang sehr abgenommen. Drei seiner Töchter traten in den Orden der armen Schulschwestern und wurden als Lehrerinnen nach Nord - Amerika geschickt; sein Sohn August, der zu Rottenburg in einem schönen Wirkungskreise angestellt und sehr geachtet war, ging kürzlich dahin als Ordens - Beichtvater und Missionär. Was mich betrifft, so erfahre ich nun wohl auch die Wahrheit des Spruches: „Das Leben des Menschen währt siebzig, wenns hoch kommt achtzig Jahre und was darüber hinaus geht, ist Krankheit und Plage,“ doch kann ich Gott nicht genug danken, daß ich bei allen Mühen und Schmerzen nicht darniederliege.

Verzeihen Sie, daß ich so Vieles und von mir und meinem engen Kreise rede! Wenn ich in der



weiten Welt umher, auf das vergangene Jahr zurück und auf das künftige hinausblicke, so möchte ich von solchen Angelegenheiten mit Ihnen reden, um aus Ihrem Munde Beruhigung zu erhalten.

Unser einziger Trost ist, daß Gott noch lebt und regiert und auch das Schlimmste zum Besten zu leiten weiß, wie Er nach schweren Ungewittern die Sonne wieder scheinen und uns leichter athmen läßt. Ich werde diese bessern Zeiten nicht mehr erleben, aber mein herzlichster Wunsch ist, daß Sie Sich derselben noch recht lange erfreuen mögen! Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen Ehrerbietigst. Mit inniger Ehrfurcht und Liebe

Ihre

Berehrer und Freund

Christoph v. Schmid.

Diepenbrock schrieb ihm von Breslau am 14. Januar 1849: „Berehrtester Freund! Eine große Freude machte mir schon der Anblick Ihrer werthen, noch so festen und sichern Handschrift auf dem heute erhaltenen, lieben Briefe, um wie vielmehr erst sein freundlicher Inhalt. Er beweist mir, daß unter dem Schneedruck des Alters und seinen begleitenden Nebeln Herz und Geist noch frisch und warm sind, und daß auch das Pflänzlein meines Andenkens in Ihnen noch grünt. Herzlichen Dank dafür und auch für das schöne Andenken an unsern dahingegangenen würdigen Gustav, der nun schon hoch über den irdischen Stürmen

Chr. v. Schmid Erinnerungen 4. B.

18

und Wetter, in denen er an seinem Theile treu mitgekämpft, an sicherer Stätte wohnt unter den Flügeln Dessen, zu Dem er so oft das *Sursum corda* gebetet. Wohl ihm! Ich möchte ihn darum beneiden, wenns gestattet wäre, anderes zu wünschen als des göttlichen Rathschlusses Erfüllung. — Doch liegt mir der Gedanke des Todes so nahe, da ja die Cholera gerade jetzt in unserer Stadt so fürchterlich wüthet und täglich Hunderte mit raschem Hyänengriffe dahinrafft; aber nein, ich nehme diesen Ausdruck zurück; der Bürgengel des Herrn ist ja auch ein Engel, ein Bote Seiner Liebe, auch wenn sie zürnt. Ich fürchte ihn, Gott Lob, nicht; ich habe mein Haus bestellt, mein Testament gemacht und deponirt, — schon im November, als mir der Strang der Jakobiner vielleicht näher war, als jetzt die Cholera und so bin ich ruhig in der Hoffnung, daß das neue und ewige Testament auch für mich mitgemacht und blutig besiegelt ist.

Wohl habe ich im abgelaufenen Jahre schwere Tage durchgemacht; keine Stadt ist vielleicht von den Märzstürmen so aufgewühlt worden wie Breslau, keine Provinz so wie Schlesien. Daß es hier nicht zum furchtbaren, verwüstenden Kampfe gekommen ist, gleicht einem wahren Wunder; alle Elemente dazu waren stündlich vorhanden vom März bis zu Ende Novembers. Ich habe meine Pflicht gethan und sowohl gegen die revolutionäre Steuerverweigerung,



seyn; die Schulangelegenheiten dagegen, die hier bis jetzt so günstig standen, da die Schule in Schlesien vertragsmäßig als vorwiegend kirchliche Anstalt betrachtet ward, und mir der größte Einfluß darauf rechtlich zustand, — sind nach den modernen Eman- cipationss = Ansichten geregelt und wie die Sache in praxi zu gestalten, daß die Kirche beim Dorfe d. h. ihr Einfluß in der Schule bleibe, ist noch nicht abzusehen. — Auch die Diöcesansynoden, die in Würzburg weißlich beschlossen wurden, machen mir zwar keine Sorge, da mein Clerus sehr wohlgesinnt und mir persönlich sehr anhänglich und ergeben ist, — Gottlob, aber sie machen große Arbeit, da die Stoffe doch vorher vorbereitet werden müssen, und wir sind in dieser ungeheuern Diöcese (mit ihren 2 Nationalitäten und Sprachen mit dem österreichischen Antheile von circa 300,000 Seelen und dem märkisch = pommerischen Delegaturbezirke) schon mit den laufenden Geschäften so überladen, daß diese neue große Zuthat der allerwichtigsten Geschäfte und Arbeiten mich oft muthlos machen kann. Doch der Herr wird gnädig durchhelfen wie bisher. Daß ich aber Ihrer treuen Fürbitte mehr als je bedarf und daher auch dringend darum bitte, werden Sie verstehen.

Freund Zech erhält sich wacker und erfreut mich öfter mit seinen lieben Briefen. Ach, wie wenige sind noch übrig aus dem theuern Sailer'schen Kreise! Bleiben Sie, Verehrter, noch recht lange unter uns und



Gott erhalte Ihnen Ihre liebe Schwester, die ich herzlich grüße und tröste Sie über die Verluste theurer Familienmitglieder! Vale, ama et ora, Ihr M."

Diesen trüben Tagen folgten im Jahre 1850 wieder freundliche. Se. Maj. König Max von Bayern verlieh Christoph Schmid das Commenthurkreuz vom heiligen Michael. Der König wollte bei einer Reise durch Augsburg dem verdienten Schriftsteller diese Auszeichnung selbst überreichen, Christoph Schmid war aber damals zu seinem großen Leidwesen nicht in Augsburg, sondern im Bade Wemding, da er, da dessen Heilquelle ihm zusagte und er in einem Tage von Augsburg aus dorthin kommen konnte, noch in seinem hohen Alter einige Sommer nach einander besuchte.

Schon früher hatte Christoph Schmid von der Karl-Ferdinands Universität zu Prag aus Veranlassung der fünfshundertjährigen Jubelfeier dieser berühmten Hochschule die Würde eines Doctors der Theologie erhalten. Das kalligraphisch sehr schön ausgestattete Diplom war gerade an dem Tage ausgestellt, an dem Christoph Schmid als neugeweihter Priester einst den Altar betreten hatte.

Endlich erlebte Christoph Schmid in diesem Jahre auch die Freude, daß sein ihm so theurer Freund Diepenbrock von Sr. Heiligkeit Pabst Pius IX. zum Cardinal erhoben wurde. Noch ehe er demselben Glück wünschen konnte, erhielt er in den letzten Tagen des



gehen, so wäre es ihnen ja durch eine schmerzliche Lücke verkümmert!

Und ich feiere es hier an der fernen Oder im rothen Purpurkleide, das mir der heilige Vater unlängst umgehungen all meines Widerstrebens ungeachtet, da ich der Ehren und der Lasten schon zu viele auf mir zu haben fühlte. Es half nichts; ich mußte, wie vor sechs Jahren bei der Annahme dieses Bisthums, mein Haupt in Gehorsam beugen; neben dem Vertrauen des h. Vaters sind es die vielfachen Beweise freundlicher Theilnahme und Anerkennung, die ich bei diesem Anlasse von allen Seiten erhalten habe und insbesondere die Freude meiner Diöcesanen, die sich in ihrem Bischofe geehrt fühlen, was mich selbst bei der Sache auch freuen mußte, die sonst auch ihre lästigen Seiten hat.

Ich war in voriger Woche in Berlin, um dem Könige in meiner neuen Würde meine Aufwartung zu machen. Wissen Sie, wer mich dort lebhaft an Sie erinnerte? Es war mein Tischnachbar an der königl. Tafel, Alexander von Humboldt, der ungefähr gleichen Alters mit Ihnen, zweiundachtzigjährig, seine geistige Kraft und Lebendigkeit in einem seltenen Grade bewahrt hat. Sein Gedächtniß ist noch jugendlich frisch und sein feltner Schatz von Kenntnissen aller Art liegt so klar vor seinem innern Blicke ausgebreitet, daß er auf jede wissenschaftliche Frage, zumal aus dem unermesslichen Gebiete der Naturkunde, die





res 1786 habe ich wieder gelesen. Ich muß Ihnen da doch eine Anekdote erzählen, die Ihnen vielleicht noch unbekannt ist, Ihnen aber gewiß interessant seyn wird.“ Hier erzählt Christoph Schmid die Veranlassung, wie diese Rede Sailers entstanden ist; er führt sie im 2. Bändchen seiner Erinnerungen S. 99 an. Dann fährt er fort: „Was nun mich betrifft, so kann ich Gott nicht genug danken, daß Er mich noch so bei Kräften erhielt. Meine Augen sind noch so helle, daß ich den kleinsten Druck ohne Augenglas bei Licht lesen kann. Auch mein Gedächtniß ist an Alles aus früherer Jugend sehr getreu; was aber die jüngste Vergangenheit betrifft, so ist es etwas träge. Doch nach einiger Zeit wird mir auch Dieses klar. Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei nasser Witterung schlaff sind, doch bei besserer Witterung werden sie straff.“

Eine sehr große Wohlthat hat mir der gute Gott erwiesen, daß er meine liebe Schwester zu mir geführt hat. Sie besorgt mir nicht nur meinen Briefwechsel mit meinen vielen Verwandten, meine Einnahmen und Ausgaben sehr getreu, sondern weiß auch meine Manuscripte der vielen Verkürzungen u. ungeachtet sehr richtig für den Druck abzuschreiben. Sie empfiehlt sich Ihnen ehrfurchtsvollst. Doch nun genug von mir alten Eremiten, den sein Alter und schlechte Witterung seit einiger Zeit in seine Zelle einschließen.



Von dem Ehrentage des Cardinal = Erzbischofes v. Geißel, in dessen Umgange ich mich ehemals dahier manche Stunde erfreute, ist mir ein gedruckter Bericht durch dritte Hand zugegangen. Von der Feierlichkeit in Breslau ist gewiß ein ähnlicher Bericht im Drucke erschienen. Dürfte ich bitten, mir denselben gütigst senden zu lassen? Mit tiefer Ehrfurcht und inniger Liebe Ihr alter Verehrer und Freund Christoph von Schmid."

Der Cardinal schickte Christoph Schmid die erbetene Festbeschreibung zu und am 26. Januar 1851 folgendes Schreiben: „Verehrter Freund! Daß ich Ihr liebes Schreiben vom 6. d. richtig erhalten habe, wird Ihnen die Sendung der gewünschten Festbeschreibung unter Kreuzband bewiesen haben. Möge auch Ihre theilnahmvolle Wissbegier dadurch befriedigt worden seyn! Etwas, das sich daran knüpft und Sie freuen wird, muß ich Ihnen doch im Vertrauen mittheilen. Am 9. Oktober v. J. schrieb mir König Ludwig zu meiner freudigen Ueberraschung folgenden Brief: (folgt der Brief des Königs in Abschrift, vergl. 2. Bändchen der Erinnerungen S. 196). Der Cardinal fährt fort: „dieser Brief hat mich tief erfreut; ich habe dem König darauf geantwortet: ich betrachtete mich als Kaisers Ehren- und Stellvertreter: die Anerkennung und Auszeichnung, die er, der Meister, verdient und nicht erhalten, müsse ich nun an seiner Stelle, wie unwürdig auch, für ihn













Sie in dieser Würde als einen speciellen Collegen begrüßen darf; denn auch mir hat die Prager theologische Fakultät vor einem Jahre das Ehrendiplom überraschend zugesandt; da finden wir uns also an Sailer's Schleppe wieder recht nahe zusammen! Und nun, Gott befohlen, theurer Freund! Möge die in unsern Herzen aufs neue ausgegossene Liebe des heil. Geistes uns innig verbunden halten in Theilnahme und Fürbitte, bis wir uns einmal wieder sehen hier oder drüben in der Heimath! Mit herzlichster Verehrung und Ergebenheit

Ihr alter Freund

Melchior C. u. F. B.

Christoph Schmid hatte inzwischen die Geschichte seiner Apostel Deutschlands vollendet, auch einzelne kleinere Erzählungen dem Drucke übergeben. Er sandte diese Schriften an Diepenbrock und schrieb ihm unterm 17. November 1851 dazu: „Heute vor 100 Jahren am 17. November 1751 wurde Sailer geboren. Ich weiß diesen Festtag des Herzens nicht schöner zu feiern, als daß ich mir die Freude mache, an Sie zu schreiben. Sie wußten diesen wahrhaft großen Mann zu würdigen, wie sonst vielleicht keiner . . . . (Hier folgen einige Erzählungen aus Sailer's Leben und aus dem Umgange Christoph Schmid's mit ihm, welche in das zweite Bändchen der Erinnerungen aufgenommen sind.) „Ich habe wirklich angefangen,

fährt Christoph Schmid fort, „Erinnerungen aus meinem Leben zu schreiben, wobei ich vorzüglich Sailer's Wirksamkeit im Auge habe. Seine Erscheinung war mir eine aufgehende Frühlingssonne, die Alles neu belebt. Niemand aber weiß mehr als Augen- und Ohrenzeuge davon zu erzählen, denn alle meine Mitschüler, die damals mit mir in Dillingen Theologie gehört haben, sind gestorben. Ich werde daher diese Erinnerungen von heute an wieder vornehmen und zu vollenden suchen.

Ihrer, verehrter Freund, gedenke ich wohl alle Tage. Auch werde ich oft an Sie erinnert. Die Nachricht hat mich hoch erfreut, daß der Mäßigkeits-Verein in Schlesien durch Ihre Bemühungen vom heiligen Vater zu einer Bruderschaft erhoben worden und so um so wohlthätiger, da er die kirchliche Weihe erhielt, nun ins menschliche Leben einwirkt. Ebenso sehr freute mich die Nachricht von dem Melchior'sfond. Wo die herrlichen Worte des Bischofs von solchen Thaten begleitet werden, da müssen sie um so tiefer eindringen und Ihm alle Herzen gewinnen, und die reichlichsten Früchte für Zeit und Ewigkeit bringen.

Hier und da treffe ich zu meiner Freude mit Ihnen ganz unerwartet zusammen. So ist in The Metropolitan Catholic Almanac Baltimore 1850 eine in das Englische übersehte Erzählung, die Sie aus dem Flämmischen in das Deutsche übersetzt haben, angezeigt. Die sehr rühmliche Anzeige schließt mit den

Worten: We know nothing of the sort to be preferred to the moral tales of Canon von Schmid and Hendrik Conscience.

Ihren geistreichen, liebevollen Brief vom heiligen Pfingstabenbe d. J. habe ich seither oft gelesen. Sie nennen sich darin Sailer's Ehrenschleppträger und mich in diesem Geschäfte Ihren würdigen Genossen. Allein diesem würdig kann ich nicht beistimmen. Ach, wenn ich bedenke, wie unaussprechlich viel Sailer an mir gethan hat, und wie wenig ich geleistet habe, so fühle ich mich tief beschämt. Um den Bischöflichen Segen bittend verbleibe ich mit innigster Ehrfurcht und Liebe

Ihr

Freund Christoph Schmid.

Nachschrift. Meine letzten Kleinigkeiten, die Sie noch nicht alle haben werden, nehme ich mir die Freiheit beizulegen.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Verehrtester Freund!

Eine angenehmere Ueberraschung konnte mir nicht leicht werden, als die gestern Abends durch Ihre freundliche Sendung schöner Bücher und Ihre beigelegten lieben Zeilen. So lieb mir Ihre Erzählungen sind und so sehr ich mich mit der ganzen guten Kinderwelt über jede neue freue, die aus Ihrer Feder fließt,

so sind mir doch Ihre lieben Zeilen noch lieber, die in Ihrer reinen, schönen, festen Handschrift Ihre unverwelfliche jugendliche Geistesfrische so schön abspiegeln und dabei für mich apart so allerliebste Erzählungen enthalten, nicht bloß aus Ihrer gemüthvollen Phantasie, sondern aus Ihrem wirklichen Leben und aus dem Leben Sailer's. Darum hat es mich unaussprechlich gefreut, daß Sie, meinem schon früher ausgedrückten Wunsche gemäß, Sich nun daran gemacht haben, diese Erlebnisse und schönen Erinnerungen aufzuzeichnen. Fahren Sie, ich bitte Sie, theurer Freund, doch ja recht fleißig fort, und beschränken Sie sich nicht bloß auf Saileriana, die allerdings köstliche Reliquien sind, sondern geben Sie auch den propriis Schmidianis Raum; erzählen Sie recht viel von Sich und Ihrer göttlichen Führung und ich bin überzeugt, daß die Millionen großer und kleiner guter Kinder, zu denen ich mich selbst gerne mitzählen möchte, wenn es nicht Anmaßung wäre, das von dem Verfasser der Osterreich ihrem gemeinsamen alten Freunde Erlebte noch begieriger lesen werden, als das von Ihm bloß Erzählte.

Also: ich lasse mir im Geiste einen treuen Handschlag von Ihnen darauf geben, daß Sie dies mein Begehren getreulich und gewissenhaft erfüllen werden! Topp! Es gilt!

Das kleine Taschenkalendarchen, welches Sie mir gesendet, macht mir besondere Freude; ich werde es



das kommende Jahr stets bei mir führen, täglich gebrauchen und jedesmal dabei an den lieben, freundlichen Geber denken und ihm einen guten Tag wünschen. Möchte nur in diesem verhängnißvollen Jahre 1852 kein dies nefastus darin zu verzeichnen kommen! In meinem Ihnen gestern unter Kreuzband zugesandten Hirtenbriefe habe ich meine Besorgnisse darüber offen ausgesprochen und die nöthigen Warnungen und Mahnungen in bündiger Kürze daran geknüpft. Gott gebe dem Worte seinen Segen! —

Ich habe Sie schon einmal fragen wollen, ob Sie die Schriften von Meinhold, die Bernstein-Hexe, die Kloster-Hexe gelesen? Der Verfasser, ein bedeutendes Talent, jedoch ein wenig zu viel Höllenbreugel, hat sich schon vor längerer Zeit mit mir in Correspondenz gesetzt; er hat seine protestantische Pfarre in Pommern aufgegeben und lebt jetzt privatim von einer kleinen Pension in Charlottenburg, literarisch beschäftigt. Er ist noch Protestant, katholisirt aber entschieden und sein Sohn, der katholisch geworden, studirt hier katholische Theologie.

Daß man in Amerika über Ihre und Consciences Schriften so günstig urtheilt, mildert etwas meinen Zorn über die festliche Aufnahme, die man eben jetzt dort dem Verräther Kossuth bereitet.

Da der Melchior-Fond Sie gefreut hat, so wird es Sie als Schulfreund auch freuen, daß ich denselben noch mit 10,000 fl. vermehrt habe, deren Zinsen

den armen Lehrern meines Patronats im Fürstenthum  
Reiße zu gut kommen sollen.

Und nun schließe ich diese Zeilen mit den herzlichsten Grüßen und Segenswünschen, Ihrem frommen Memento und Ihrer fortdauernden Liebe mit treuer Ergebenheit mich empfehlend

Melchior.

Breslau, 25. November 1851.

Unterm 10. Januar 1852 schrieb Diepenbrock  
abermals an Christoph Schmidt:

Theurer Freund!

Seit ich Ihnen das letztemal schrieb, bin ich ernstlich krank geworden. Es befiel mich nämlich plötzlich, während ich mich mit dem Herrn Nuntius von Wien (der auf der Rückkehr von Freiburg bei mir eingekehrt war) traulich plauderte, eine zweimalige so heftige Hämorrhagie, daß ich ohnmächtig ward und so entkräftet, daß ich jetzt nach fast vier Wochen noch immer die verlorenen Kräfte nicht ganz wieder gewonnen habe. In den ersten Wochen mußte ich Abstinenz von allen Geschäften halten und da habe ich denn diese Muse benutzt, um nach alter Weise mich ein wenig mit Poetasterei zu erheitern, zumal Buchhändler Seidel in Sulzbach mir kurz vorher geschrieben hatte, er wünsche eine neue Ausgabe des vergriffenen Blumenstrausses zu besorgen.



gesichert wissen. Ich glaube auch, daß die Guten aller Zeiten aus dem Leben der vorangegangenen Guten stets das Meiste und Beste gelernt haben. Nun Gott befohlen! Bleiben Sie jung und frisch auch 1852.

Ihr

M.

Christoph Schmid schrieb an Diepenbrock:

Ihr gütiges, liebevolles Schreiben hat mich tief ergriffen, und sehr entgegengesetzte Empfindungen in mir hervorgerufen.

Die Nachricht von dem zweimaligen Krankheitsanfälle, der Sie traf, hat mich mächtig erschreckt und erschüttert und ich flehte inbrünstig zu Gott, Er wolle Sie unserer Kirche zum Heile Vieler noch erhalten; ad multos annos!

Die Nachricht, daß die verlorenen Kräfte wiederkehren, beruhigt mich wieder und ich danke von ganzem Herzen Gott und bat Ihn eben so herzlich, Er wolle Sie bald ganz und vollkommen wieder herstellen. Nur bitte ich, Sie wollen sich nicht zu bald wieder in Ihre schweren Geschäfte hineinwerfen. Einige Zeit weniger zu thun, um in der Folge mehr thun zu können, ist ein bewährter Grundsatz.

Die zwei Sonette, die Sie der neuen Auflage Ihres herrlich duftenden Blumenstraußes vorzusetzen gedenken, habe ich mehrmal gelesen und ward davon zu Thränen gerührt. Der Inhalt, diese Anerkennung

der Verdienste Sailer's und Ihre demuthsvolle Verehrung gegen Ihn hat mich ganz hingerissen. Ebenso fand ich die Form ganz unübertrefflich.

Auf das Charakterbild Sailer's, das Sie nach vieljährigem Umgange zu zeichnen gedenken, freue ich mich innig. Beide — Gedicht und Prosa werden ein Wort zur rechten Zeit seyn; denn immer gibt es nicht Wenige, die Sailer's hohe Verdienste noch nicht zu würdigen wissen. Ein Wort aus dem Munde eines so Hochgestellten, mit Kraft gesprochen, dürfte sie auf andere Ansichten bringen.

Ihr voriges und auch Ihr gegenwärtiges höchst verehrliches Schreiben haben mir einen neuen Anlaß gegeben, meine angefangenen Erinnerungen zu vollenden. In diesem Jahre ist freilich noch wenig geschehen. Unzählige Besuche und Zuschriften, auch Unwohlsein und Gebrechen des Alters, machten es mir unmöglich. Von nun an sollen sie aber meine erste Arbeit seyn. Der gütige Gott wolle mir altem Manne die Gnade verleihen, in den tiefen Hintergrund der Zeit, wie Shakspeare sagt, zu blicken oder vielmehr mich ganz in die glücklichsten Jahre meiner Jugend als Sailer's Schüler zurückzudenken und so Vieles, das in der Gegenwart beunruhigt, zu vergessen.

Ihre Predigt am Sylvesterabend 1836 habe ich auch in diesem Jahre zu meiner innigsten Erbauung wieder gelesen. Ich halte es nicht für möglich, gründlicher und kraftvoller darzustellen, worin der Mensch



seine wahre Glückseligkeit nicht und worin er sie einzig finden könne.

Wie das Dreikönigsfest, so wird auch das Johannesfest, das ich in meinem Kalenderchen roth unterstrichen habe, von nun an mir ein zweifaches Fest seyn, weil an diesem Tage Bischof Sailer Sie zum Priester geweiht hat. Möchten diese Feste noch recht oft für Sie wiederkehren, das wünscht, darum betet

Ihr

Freund

Christoph v. Schmid.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Breslau, den 20. Jänner 1852. Abends.

Hochwürdiger, theurer Freund!

Da ich mich in der Arbeit noch schonen soll, so benütze ich diese Abendstunde, um Ihnen zu sagen, wie sehr Ihr lieber Brief mich erfreut hat. Je älter man wird, desto mehr fühlt man den Werth alter Freundschaft wie alten Weines und Ihr Gewächs ist vom besten Gelände und bestem Jahrgange.

Daß Sie das Dreikönigs- und Johannesfest mit mir ihm Geiste hier gefeiert haben, lobne Ihnen Gott! Es treffen in den Anfang des Jahres die bedeutungsvollsten Tage für mich zusammen, denn der 15. war auch mein Wahltag hier.

Daß Sie mit der Widmung an Sailer zufrieden sind, freut mich ungemein; möchten Sie es mit der

kurzen Charakter-skizze ebenso seyn! Ich besorge aber, Sie werden nicht befriedigt seyn. Sailer war schon in seinen körperlichen Gesichtszügen so schwer zu treffen, daß keines seiner Porträits befriedigt; wie viel schwerer ist's, der edeln Seele Bild zu treffen, wovon jenes nur „der Schatten und Schein“. Viel besser wars, Wittman ähnlich zu zeichnen. Auch mit diesem trefflichen Manne habe ich mich noch einmal beschäftigt. Ich habe in den Blumenstrauß das Jubellied aufgenommen, das ich 1831 auf ihn machte und das Sie kennen. Daran knüpfte ich folgenden Nachruf von 1852\*)

Daß Das wahre, tiefe Empfindung ist, brauche ich Ihnen nicht zu versichern.

Es macht mich glücklich, daß ich Sie zu dem Entschlusse fleißiger Aufzeichnung alter, schöner Erinnerungen angeeifert; so habe ich wenigstens einen entfernten Antheil, an der Freude und dem Segen, den diese Erinnerungen seiner Zeit Tausenden bringen werden, auch dann noch, wenn wir längst dahingegangen sind.

Meine Gesundheit stellt sich allmählig wieder her; zur vollen Erkräftigung bin ich aber noch immer nicht gelangt; im Winter, in der Stubenluft und bei einem fortwährenden Gedränge von Sorgen und Geschäften geht das recht langsam. Die Wohlthat der Homöopathie habe ich aber auch in dieser Krankheit wieder

---

\*) S. Diepenbrocks Geistl. Blumenstrauß 2. Auflage.

recht empfunden. Ich weiß nicht, ob Sie Vertrauen zu dieser Heilart haben. Mir hat sie sich aus vielfähriger trostloser Erfahrung der Allopathie und den merkwürdigsten Erfolgen dieser immaterielleren Heilmittel sich aufgedrungen und ich befinde mich wohl dabei.

Und nun Gott befohlen, theurer, ehrwürdiger Freund; Gott erhalte Sie frisch und munter ohne Allo- und Homöopathie; das ist das Allerbeste.

Und bezüglich der Aufzeichnungen bitte, beschreibe ich: nulladies sine linea! Ihrem liebenden Andenken mich empfehlend von ganzem Herzen

Der Ihrige M.

Kurze Zeit nach diesem Schreiben erhielt Christoph Schmid von der Seidel'schen Buchhandlung in Sulzbach die neue Ausgabe des Geistlichen Blumenstraußes.

Christoph Schmid schrieb hierauf an Diepenbrock:

Euer Eminenz!

Mein herzlichster Wunsch, mein innigstes Gebet ist, daß diese Zeilen Sie von Ihrer Krankheit wieder hergestellt finden möchten! Seit Gott Sie mit diesem Leiden heimgesucht hat, bin ich im Geiste beständig bei Ihnen und bete täglich ja wohl stündlich um Ihre Genesung. Morgens ist diese auch mein erster Gedanke. Da in Ihrer ganzen, großen Diöcese Unzählige inbrünstig für Sie beten, so hoffe ich getrost,





Einem Worte ganz vortrefflich bezeichnet: „Ein Seelen-Daguerreotyp.“

Indem ich, so wie meine Schwester, Gott um Ihre baldige Wiederherstellung bitte, verbleibe ich voll Ehrfurcht und Liebe ganz der

Ihrige  
Christoph von Schmid.

Diepenbrock an Christoph Schmid:

Verehrter Freund!

Ich schreibe Ihnen durch die Hand meiner Nichte und Pflegerin der Frau Ober-Regierungsrätthin von Woringen. Ihr liebes Schreiben mit dem Manuscript habe ich seiner Zeit erhalten, habe Letzteres mit dem größten Interesse in guten Stunden mir vorlesen lassen, Ihr seltenes Gedächtniß dabei höchlich bewundernd. Ich danke Ihnen für den hohen Genuß, den Sie mir dadurch gemacht. Ich leide noch immer sehr an einer chronischen Entzündung der Gedärm-Schleimhäute, einer schrecklichen, mir bis dahin ganz unbekannten Krankheit. Die Aerzte geben Hoffnung, aber es geht sehr, sehr langsam und den Winter muß ich schon hier zubringen, da ich das Bett nicht verlassen kann.

Beten Sie für mich um Geduld!“

Der Cardinal schrieb selbst noch folgende Zeilen mit zitternder Hand an das Ende des Briefes: „Vergebung noch wegen der Zögerung; ich hoffte von Tag

zu Tag vergeblich auf Besserung. Ich theile Ihnen hier noch gegen Rücksendung ein Stück aus einem gestern erhaltenen Brief der Frau Geheimrätthin von Tiedemann, einer alten Freundin und Verehrerin Sailer's mit. Die Processions-schilderung mit dem Eindrucke von Sailer's Persönlichkeit können Sie vielleicht in einer Note benützen. Denn das Zeugniß ist von Wichtigkeit. Eine neue Ausgabe meiner Skizze ließe zu lange auf sich warten. Ich kann nicht weiter schreiben, — Gott mit Ihnen und Ihrem Melchior.

Johanneßberg in österr. Schlesien, den 16. Oktober 1852."

Der Briefwechsel beider Freunde wurde nun eine Zeitlang unterbrochen, denn auch Christoph Schmid erkrankte im Winter 1852 — 53 gefährlich. Gott schenkte ihn seinen Freunden und den Seinigen wieder, doch blieb er von dieser Zeit an sehr hinfällig. Seine Kränklichkeit erlaubte ihm nicht mehr, in die Kirche zu gehen; in den geistlichen Rath kam er schon längere Zeit nicht mehr, doch nahm er stets großen Antheil an den Verhandlungen und freute sich, wenn man ihm davon erzählte und bedauerte, daß sein Alter und seine Gebrechlichkeit ihm nicht mehr erlaubten, daran Antheil zu nehmen.

Sobald Christoph Schmid sich wieder etwas erholt hatte, schrieb er an Diepenbrock:

„Guer Eminenz! 2c. 2c. gütevollen Zeilen würde ich auf der Stelle beantwortet haben, wenn es mir nicht

ein heftiger, sehr gefährlicher Krankheits-Anfall unmöglich gemacht hätte. Da nun, wiewohl ich mich noch sehr schwach fühle, der Sturm, Gott Lob, vorüber ist, so sind die ersten Zeilen, die ich wieder schreiben kann, an Sie.

Welchen innigen Antheil ich an Ihrer Krankheit und der so langsamen Wiedergenesung nehme, würde ich vergebens auszudrücken suchen. Ich bin im Geiste immer an Ihrem Krankenbette. Nächst Gott sind Sie jeden Morgen mein erster und jeden Abend mein letzter Gedanke, mit dem ich einschlase. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich für Sie bete. Doch die vielen vereinten ungleich würdigeren Gebete — sollte der liebe Gott sie unerhört lassen können?!

Daß Sie mit meinen Blättern über Sailer zufrieden sind, ist mir sehr tröstlich. Ihre weisen Winke werde ich getreulich befolgen und auch das wichtige Zeugniß für Sailer aus dem geistreichen Briefe der Frau von Liedemann.

Ihrer getreuen Pflegerin und Nichte, der gnädigen Frau D. R. R., durch deren gütige Hand Sie mir schreiben, bezeige ich meinen Dank und als Ihrer theilnehmenden Wärterin und liebevollen Mitbülberin meine hohe Verehrung.

Für die von Ihnen eigenhändig beigefügten Zeilen bin ich von herzlichem Danke durchdrungen.

Das Schreiben will mir noch nicht von Statton gehen. Ich kann daher für diesmal nichts weiter bei-

fügen, als daß ich, so wie meine Schwester, beständig anhaltend Gott bitte, Er wolle Sie, zum Heile unzähliger Menschen und zum Besten der katholischen Kirche bald ganz wieder herstellen. O, daß uns diese sehnlichst erwartete Nachricht doch recht bald erfreuen möge! Mit der innigsten Liebe und Ehrfurcht ganz der Ihrige. Christoph von Schmid."

Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Es kam keine frohe Nachricht, auch kein Brief mehr, sondern die Trauerkunde durchscholl Deutschland, daß der edle Cardinal und Fürstbischof Diepenbrock am 20. Januar 1853 nach langen, schmerzlichen Leiden in eine bessere Welt heimgegangen sey.

Der Verlust des ihm geistig verwandten und letzten Freundes aus dem Sailer'schen Kreise schlug dem liebenden Herzen Christoph Schmid's eine tiefe Wunde und ein Jahr darauf folgte er Diepenbrock nach in die ewige Heimath, welche in ihren Briefen nicht selten der Gegenstand ihrer Sehnsucht war. Die gleichfalls darin besprochenen Erinnerungen aus dem Leben Christoph Schmid's erschienen in diesem Jahre 1853 in der J. Wolff'schen Buchhandlung zu Augsburg in zwei Bändchen.

Nächst den hier mitgetheilten Briefen Diepenbrock's erregten die Briefe, welche Christoph Schmid's Nichten ihm zuweilen aus Amerika schrieben, seine besondere Theilnahme. Die Nachrichten über Erziehung und Bildung der Jugend auch jenseits des Oceans inte-



reßirten den Kinderfreund in hohem Grade. Er schrieb öfter an die jungen Schulschwestern, ermahnte sie, unwissende Kinder Gott und Christo zu gewinnen und unterstützte ihr aufblühendes aber armes Institut mit namhaften Geldbeiträgen. Ein solches Schreiben, das ich in Abschrift vorgefunden habe, lautet:

Theuerste Nichten!

Liebe Emanuele und Therese!

Das von Euch Beiden unterzeichnete liebevolle Schreiben hat mir, Euerm alten dreiundachtzigjährigen Onkel, große Freude gebracht. Ich danke Gott, daß Ihr in dem von Euch gewählten Berufe so vergnügt und zufrieden, so selig in Gott seyd. Euer Wirkungskreis, unwissende Kinder Gott und unsern Herrn Jesus Christus kennen zu lehren und sie zu würdigen Mitgliedern unserer heiligen, katholischen Kirche zu erziehen, ist der schönste und heilbringendste von der Welt, wiewohl — wie ich mir denken kann — nicht ohne viele Beschwerlichkeiten. Doch seyd Ihr dabei vor vielen Unruhen und Gefahren der Welt bewahrt und, wie Ihr selbst schreibt, an Leib und Seele versorgt. Eure Liebe zu Gott macht Euch alles Schwere leicht. Das gewährt mir in meinem hohen Alter große Beruhigung und nochmal — ich kann nicht aufhören, Gott dafür zu danken.

Es thut mir leid, daß Ihr mir von Eurer lieben Schwester Fanny, jetzt Aloisia, nichts geschrieben habt. Ich hoffe, Sie werde ebenso zufrieden und glücklich

sehn, wie Ihr. Grüßt Sie doch von mir auf das herzlichste!

Ich kann für Euch, meine drei geliebten Nichten, nichts Besseres thun, als beten, besonders in dem heiligen Messopfer. Betet auch für mich, damit wir uns einst im Himmel wiedersehen, was wohl auf Erden nicht mehr geschehen wird!

Euer

liebevoller Onkel

Christoph von Schmid.

Einige Auszüge aus den amerikanischen Briefen dürften für die Leser dieser Blätter auch nicht ohne Interesse seyn. Die älteste Nichte schrieb von Milwaukee aus am 25. Juni 1852 unter Anderm an Christoph Schmid: „Ueberzeugt, daß Sie Hochwürdiger, geliebter Herr Onkel uns armer Schulschwestern über dem Ocean stets in Liebe gedenken, und daß Sie an der Verbreitung unsers Ordens in Amerika innigen Antheil nehmen, kann ich mich nicht enthalten, Ihnen Einiges über das Gedeihen desselben im nordwestlichen Theile und über unser Wirken in Milwaukee, im Staate Wisconsin, mitzutheilen.

Wir trafen hier bei unserer Ankunft im Dezember 1850, wie Sie, Herr Onkel, aus unsern frühern Briefen wissen, ein schön gelegenes, gut gebautes Haus, welches die göttliche Vorsehung vielleicht für unser Mutterkloster bestimmt hat. An dieses ließ unsere Liebe,

ehrwürdige Mutter hier ein anderes Gebäude für Schulen und Institut aufführen mit vielen Sorgen, Beschwerden und Kosten. Dasselbe wurde am heiligen Schußengelfeste verflossenen Jahres von unserm Hochwürdigsten Bischofe (Henri) selbst auf sehr feierliche und erhebende Weise eingeweiht und unter den Schuß der „heiligen Jungfrau von den Engeln“ gestellt. In unserer anmuthigen Kapelle wird täglich das heilige Messopfer verrichtet und an Sonntagen eine Predigt und Amt gehalten von unserm Hochwürdigem Herrn Beichtvater Urbanek, einem sehr würdigen, frommen und geistvollen Priester aus Oesterreich, welchen uns der liebe Gott zugeführt hat und für den wir Ihm in der That nicht genug danken können. An die Kapelle stoßen die beiden Schulzimmer, eines für deutsche und eines für englische Kinder und stehen mit derselben durch zwei große Schiebthüren in Verbindung, durch deren Oeffnung also die Kinder sogleich den Altar mit dem Allerheiligsten vor sich haben und in ihren Schulen dem Gottesdienste beizohnen können. Ober den Schulen befinden sich die Zimmer der Kostzöglinge, deren uns der liebe Gott schon mehrere zugeführt und in seiner Güte noch recht viele zuführen wolle. Im Frühlinge ließ unsere liebe, ehrwürdige Mutter auch einen schönen Klostergarten anlegen, in welchem zwar keine Feigen, Trauben und Pflirsche edelster Art gedeihen, wie in unserm Baltimorer Garten, und in welchem auch keine Kolibriß gesehen werden,



der aber eigentlich doch viel schöner ist; denn in seiner Mitte erhebt sich aus einem mit Blumen umgrenzten Rasenhügel ein hohes Kreuz mit dem Bildnisse des lieben Heilandes.

An eine Seite des Gartens stößt ein Oekonomiehof mit einem hübschen Bretterhause (framehouse), deren man in Milwaukee viele sieht, welches uns zum Kaufe angeboten wurde; wir nahmen es, ohne es bezahlen zu können, einstweilen auf Schulden, weil wir es für unsere Kandidatinnen nothwendig brauchen, deren Zahl sich täglich vermehrt und die der liebe Gott aus ganz verschiedenen Weltgegenden bei uns zusammenführt, um sie späterhin wieder nach verschiedenen Ländern als treue Arbeiterinnen in seinem Weinberg hinauszusenden.

Auch unsere Zöglinge kommen aus verschiedenen Gegenden der Welt, so daß man viererlei Sprachen bei ihnen hören kann. Wir haben unter andern zwei Indianerinnen, deren Vater einer der ersten Ansiedler Milwaukeees war und erst bei Ankunft unsers Hochwürdigsten Bischofes mit seiner ganzen Familie getauft wurde. Diese beiden Mädchen waren anfangs sehr verwilbert, sprachen, sangen und tanzten indianisch und konnten sich kaum beim Gebete ruhig verhalten; in körperlicher Beziehung sind sie weit voran, in geistiger sehr weit zurück, besonders in religiöser. Als ich unlängst der ältern, schon erwachsenen, von der Erschaffung der Welt erzählte und ihr den Begriff

eines Chaos zu erläutern suchte, fragte sie mich, ob denn in diesem Chaos auch Pferde, Büffelochsen und Bären, wie bei ihnen zu Hause im Urwalde, umherliefen? Da sie aber wie die meisten Indianer talentvoll und empfänglich für Religion sind, so machen sie schnelle Fortschritte, beten jetzt schon täglich deutsch mit den andern Kindern, verfertigen hübsche Arbeiten und spielen Klavier. Die jüngere sah wir an Ostern in unserer Kapelle die erste heilige Kommunion mit Andacht empfangen. Ebendasselbst empfing am Feste der heiligen Theresia eine andere unserer Zöglinge, auch schon erwachsen, die heilige Taufe; als diese unlängst von uns schied, um wieder in ihr Vaterland England zurückzukehren, versicherte sie uns unter vielen Thränen der Rührung und Dankbarkeit, daß sie bei uns die Ruhe und Seligkeit ihres Herzens gefunden habe. Ähnliche Momente versüßen in der That so manches Bittere, das man in Erziehung der amerikanischen Jugend hinsichtlich ihres feurigen Temperamentes und ihres angeborenen Freiheitsgeistes durchzukämpfen hat . . . .

Ihre Schriften, Hochw. Herr Onkel, sind auch in unserm Welttheile in englischer Sprache verbreitet und werden allgemein mit Vergnügen gelesen. Erst unlängst überreichte mir eine meiner Schülerinnen, eine kleine lebhaft Amerikanerin, mehrere derselben in kindlicher Freude rufend: „Oh Sister, how nice that is! how beautiful!“ Dieses Mädchen ächt amerikanisch

mit gelb = bleicher englischer Hautfarbe und blonden bis auf die Schultern herabhängenden Haaren, mit kurzem, weißem Faltenröckchen und verbräunten Pettis, welches mehr hüpfet und springt als geht, mehr schreit und singt als spricht und folglich unser ganzes Haus belebt, zeigt für alles Gute und Schöne lebhaftes Interesse, kann aber ihre Aufmerksamkeit höchstens fünf Minuten lang auf Einen Gegenstand gefesselt halten. Wie schwer es daher ist, einem solchen Kinde etwas beizubringen, können Sie sich denken . . . .

Doch ich muß schließen, obwohl ich Ihnen, verehrtester Herr Onkel, noch vieles schreiben möchte. Nur noch die herzliche Bitte um Ihren heiligen Segen und Ihr frommes Andenken am Altare des Herrn!

M. Emanuela a. Schulschwester.

Chr. Schmid schickte nach Empfang dieses Schreibens ein Geschenk von 300 fl. durch Hofkaplan Müller in München an das Institut der armen Schulschwester in Milwaukee und schrieb dazu an den Bischof Henni: „Euer Bischöflichen Gnaden Gruß an mich durch meinen verehrten Herrn Collega Stadler hat mich innig erfreut, so wie auch die Güte, mit der Sie mich schon vor langer Zeit in Augsburg besucht haben, mir noch im frischen Andenken steht. Für Beides bezeuge ich Ihnen meinen innigen Dank.

Diesem Danke füge ich eine Bitte bei. Herr Hofkaplan Müller in München wird so gütig seyn, Ihnen drei hundert Gulden von mir für das Insti-

tut der armen Schulschwestern in Milwaukee zu übersenden. Haben Sie die Gnade, dieses Geld der Frau Oberin des Instituts, nebst Bezeugung meiner Verehrung, zu übergeben und auch meine zwei Nichten Emanuela und Moysia in meinem Namen herzlichst zu grüßen.

Mehr zu schreiben bin ich bei meinem hohen Alter von mehr als dreiundachtzig Jahren und, da ich mich eben heute sehr übel befinde, außer Stand.

Gott segne Ihre treuen, unermüdlischen Bemühungen für sein Reich! Um den Bischöflichen Segen bitend bleibe ich mit Ehrfurcht und Liebe

Iuer Bischöflichen Gnaden

geh. Christoph von Schmid."

Dieses Schreiben übersandte er an Domherrn Stadler mit folgenden Zeilen: „Sie erhalten hiemit den versprochenen Brief an den Hochwürdigsten Bischof von Milwaukee.

Ich würde auch an Herrn Hof-Kaplan Müller schreiben, wenn mein Uebelbefinden es mir heute nicht unmöglich machte. Der edle, für den Orden der armen Schulschwestern so thätige Mann, hat schon einmal die Güte gehabt, 860 fl. richtig dahin zu befördern. Ich bitte Sie, ihn in meinem Namen beifommende 300 fl. in Banknoten für das Institut der armen Schulschwestern an den Hochwürdigsten Bischof Henni, dem ich in meinem Briefe davon sagte, in



einem Wechsel oder wie er's für gut findet, zu übersenden. Die Auslagen, die er dabei haben wird, werde ich dankbar ersehen. In Verehrung und Liebe

Ihr

alter, kranker Collega  
Christoph von Schmid.

Die Oberin des Klosters schrieb den 24. Juni 1852 an Christoph Schmid:

Hochwürdiger Herr Domkapitular!

Vor ein paar Wochen ward mir die hohe Ehre und Freude zu Theil, einen eigenhändigen Brief von E. H. zu lesen. Ihre allbekannte Vaterliebe und herzliche Güte hat unserm armen Institute abermals eine Schenkung von 300 fl. gemacht, die glücklich in unsere Hände durch Unsern Hochwürdigsten Herrn Bischof gekommen sind. Wie innig mein Herz Euer Hochwürden für diese Wohlthat dankt, weiß nur der liebe Gott, der ins Verborgene sieht. Im Geiste küsse ich E. H. dankbarst die Hand, dabei bittend, die Versicherung anzunehmen, daß wir stets durch inniges Gebet für E. H. verbindlich seyn wollen. Gott hat uns hier im Lande des Unglaubens wohl den schönsten aber auch einen schwierigen Beruf gegeben. Der göttliche Kinderfreund Jesus führet uns Kinder und Mädchen von 6 — 19 Jahren zu, die durch uns mit der heiligen Religion und den nothwendigen Kenntnissen

bekannt werden sollen. Die P. Missionäre erklären alle einstimmig, daß ihr Wirken fruchtlos, ihre Mühen vergebens seyen, wenn nicht bei den Kindern mit Erziehen und Bilden angefangen werde. In Dicksicht des Urwaldes haben sich so viele Deutsche niedergelassen, dort wandeln sie durch ihren eigenthümlichen Fleiß die Wildniß zur gesegneten Flur um; es wächst ihnen das liebe Brod und sie fühlen sich entschädigt für ihre Mühe und die vergossenen Schweißtropfen. Zufriedenheit würzt ihr Leben, wenn gleich Armuth ihr treuer Begleiter ist, aber ein geheimer Kummer drückt sie. Ihre Kinder, ach diese sind noch nicht versorgt; sie sollen in Wäldern gleich vernunftlosen Thieren heranwachsen; keine Schule ist weit und breit; kein Glied der Familie konnte lesen, schreiben &c. lernen, der Unterricht von den heiligen Sakramenten, die sie bereits empfangen haben, ist bereits wieder dem Gedächtnisse entschwunden und so blieben diesen Leuten bei ihrer großen Dürftigkeit nichts als Verwilderung übrig, wenn nicht uns der Herr zu diesen Armen senden würde. Schon sind drei Schulhäuser, die freilich mehr Hütten als Wohnungen gleichen, für uns in baldiger Bereitschaft. Wir sollen so ganz dem Sinne des Wortes gemäß arme Schulschwesteren, wohnend in Mitte des Waldes, in der Nachbarschaft armer Holzkirchlein seyn! Welch' seliges Wohnegefühl durchströmt indeß unser Inneres, wenn wir so in den Kleinen unserm Herrn dienen können! Wie so

gerne vergißt man hier die Vorzüge und Vortheile der Stadt und ihre Lebensmittel! In der Hütte, die mit Baumstämmen aufgeführt und mit Brettern und Stroh gedeckt ist, kostet man so recht den süßen Seelenfrieden, den das Missionsleben bereitet. Ja, möge uns Schulschwestern der Herr recht viele Gnaden verleihen, daß wir Kinder für den Himmel, unsere wahre Heimath, erziehen und bilden. Hier in Milwaukee haben wir nun ein ziemlich großes Haus erbaut und obgleich uns noch große Schuldenlast drückt, so beseligt mich das Vertrauen, daß der überreiche Vater im Himmel hierin bald helfen werde, und das nicht ohne Grund, denn dieses Haus ist die Pflanzstätte für Schulschwestern, die ausgesandt in Wisconsin's Gegenden das Reich des Herrn verbreiten sollen.

Auf dem Lande, vielmehr im Busche, da Alles noch Wald ist, findet man, Gott sey Dank, gute, einfältige Herzen, ähnlich den bethlehemitischen Hirten, daher, so Gott hilft, uns eine gesegnete Zukunft bevorsteht. In den Städten hingegen ist es ein wahres Elend; der Unglaube, die Sittenlosigkeit haben überhand genommen und es gehört eine große Gnade und Umsicht dazu, die feurigen Temperamente der Kinder zu zügeln und sie in die nöthigen Schranken zu versetzen. Von schädlicher Wißbegierde ist fast jedes Kind angesteckt. Kaum können sie lesen, so bringen sie schon ungläubige, schlechte Blätter (Zeitungen) zur Schule, um damit ihren Geist zu unterhalten und

zu nähren. Solch' traurige Vorfälle haben uns schon tiefen Schmerz bereitet und uns den sehnlichsten Wunsch entlockt: o hätten wir die Schriften von Christoph Schmid, um diesen Kindern religiöse und edle Gesinnungen beibringen zu können; denn ich kann mich noch ganz gut erinnern, welch' guten Eindruck die Erzählungen, von Euer Hochwürden herausgegeben, auf mich in meinen Kinderjahren machten. Mein weiser Onkel Herr General-Bischof Fries von Eichstädt, der mich erzogen, suchte meinen lebendigen und ausschweifenden Geist damit zu beschäftigen. Diese Erzählungen halfen gar sehr mein Glück begründen.

Verzeihen Euer Hochwürden, daß ich so weit in meinem Schreiben ausschweifte; ich verehere Euer Hochwürden als Begünstiger unsers Ordens, daher ich meine Mittheilung so erweiterte. Nochmals wiederhole ich meinen ehrfurchtsvollen, tiefgefühlten Dank. Gott lohne Euer Hochwürden im reichlichsten Maße!

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Euer Hochwürden

dankbare Maria

Carolina,

arme Schulschwester.

Endlich ist hier noch eines kleinen Gedichtes zu erwähnen, das Christoph Schmid, von dem Ritter von Alpburg dazu eingeladen, in das Radecky-Album einzeichnete. Es lautet:



Heil, Heil dem edeln, hohen Helden,  
Dem Kämpfer für Altar und Thron!  
Ihn lohnt der Siegespreis beider Welten  
Die Palme und die Lorbeerkrone.  
Hoch leb' der Greis Radeky hoch  
In Jünglingskraft viel Jahre noch!

Dem Albumsblatt war folgendes Schreiben beigelegt:

Euer Hochwohlgeboren!

danke ich für die mir erwiesene Ehre, mich in die Reihen der Verehrer des Feldmarschalls Radeky aufzunehmen. Es macht mir große Freude, daß mir eine so schöne Veranlassung gegeben ist, meine Ehrfurcht gegen den greisen Helden auszusprechen, den Gott auserwählt und mit Jugendkraft ausgerüstet hat, dem Aufruhr und der Zertrümmerung alles Bestehenden guten Halt zu gebieten.

Meinen Namen habe ich nebst einigen Zeilen in das Albumsblatt eingetragen.

Das am besten getroffene Portrait von mir, das freilich schon vor mehreren Jahren gezeichnet worden, lege ich auf Ihren Wunsch bei; ich habe indessen mein fünfundachtzigstes Lebensjahr erreicht.

Dem treuen, bledern Tyroler-Volke, das ich schon seit den Jahren meiner Kindheit achtete und liebte, wünsche ich Glück zu dem lobenswerthen Gedanken, dem bewunderten Helden Radeky ein National-Denkmal zu errichten.

Mit ausgezeichnete Verehrung des thätigen Vorstandes eines so preiswürdigen Vereines

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

Dr. Christoph von Schmid,  
Domkapitular.

---

## 12. Letzte Lebensjahre und Heimgang Christoph Schmid's.

Die letzten zwei Lebensjahre Christoph Schmid's waren durch körperliche Leiden und Gebrechen des Alters vielfach getrübt. Sein Gehör ließ nach und man mußte ziemlich laut mit ihm sprechen. Alsdann entstand dicht unter seinem rechten Auge, mit dem er allein sehr deutlich sah, ohne äußere Veranlassung eine Wunde, die ihm viele Schmerzen und Sorgen machte. Nachdem mehrere Monate lang daran vergeblich kurirt worden war, fand sein Arzt, Hofrath Reisinger, eine Operation nöthig. Der fünfundachtzigjährige Greis überstand dieselbe mit großer Standhaftigkeit und sie ging, ohne daß ihm nur dabei übel wurde, glücklich vorüber. Dazu kam noch, daß seine ohnehin betagte Schwester Franziska in Folge der Anstrengung und des Kammers dabei sehr leidend wurde. Er sah daher mit Sehnsucht im Herbst 1853 der Ankunft seiner Schwester Therese, meiner Mutter, ent-

gegen und schrieb mir darüber am 6. September: „Wir haben uns sehr darauf gefreut, Deine liebe Mutter dahier zu sehen. Herr Butsch hatte uns Hoffnung gemacht, sie vielleicht von seiner Reise mitzubringen. Ich saß deshalb Abends Stundenlang am Fenster, sehnsuchtsvoll auf sie wartend, — bis ich endlich zu meinem Bedauern vernahm, Herr Butsch sey allein gekommen!

Aus Deinem Briefe an unsern lieben Vetter Dr. Fritz ersah ich, daß Du erst zu Ende dieses Monats mit Deiner lieben Mutter hieher zu reisen gedenkest, um die Eisenbahn von Ulm nach Augsburg zu benützen. Allein dies dünkt mich zu spät. Die Witterung dürfte zur Rückreise zu unfreundlich werden. Die erste Hälfte des Septembers wäre bequemer. Der Anfang der Ferien, Mariä Geburt, war, als ich noch studirte, sehr gut gewählt. — Auf der Eisenbahn könnet Ihr von Essendorf ja sehr leicht und schnell nach Ulm kommen. Dort müßt Ihr dann eine Miethkutsche bis hieher nehmen. Ein Gil- oder Stellwagen wäre für die liebe Mutter zu unbequem und beschwerlich. Wegen der Reisekosten seyd außer Sorgen.

Gottlob! ist meine Wunde, dicht unter dem rechten Auge, die von selbst entstand und sehr gefährlich zu werden drohte, bereits ganz geheilt. Allerdings verursachte sie mir viele Schmerzen und der lieben Franzzy großen Kummer und viele Mühe mit meiner Bedienung. Sie wurde davon ganz erschöpft und

sehr schwach und leidend! Doch geht es, Gott sey Dank, auch ihr wieder besser.

Nimm, liebster Albert, mit diesen wenigen Zeilen vorlieb. Es fällt mir jetzt schwerer, ein solches unbedeutendes, trockenes Briefchen zu schreiben, als vormals einige Bogen für den Druck. Ich habe mich von meiner Krankheit noch nicht ganz erholt und die Last der Jahre drückt mich, seit ich in das sechsundachtzigste Lebensjahr eingetreten bin, fast darnieder.

Eben war der Arzt da und erklärte meine Wunde als ganz geheilt. Eine fröhliche Nachricht!

Mehreres mündlich. Die liebe Tante und alle die Unsrigen grüßen Dich und Deine liebe Mutter aufs Herzlichste.

Guer

liebender Christoph."

Wir reisten unverzüglich nach Augsburg und fanden den greisen Onkel und dessen Schwester wider Erwarten besser, als wir gehofft hatten. Die damalige milde Herbstwitterung hatte viel zu seiner Erholung beigetragen. Auf unsere theilnehmenden Fragen wegen der erstandenen Operation bemerkte er: „Ich habe ein recht großes Vertrauen auf Gott gehabt und recht gebetet und Er half; es ging gut vorüber.“

An schönen Nachmittagen konnte Christoph Schmid wieder in seinem Garten spazieren gehen. Sobald des Morgens die Sonne in sein Zimmer schien, setzte



er sich an das Fenster, um, wie er sagte, seine alten Glieder von ihrer Wärme neu beleben zu lassen. Sein vieljähriger Freund, Domkapitular Dr. Buchner in Passau, früher Professor der Dogmatik in München, hatte ihm einen edeln Wein geschickt, der ihn sehr stärkte. Wenn er zuweilen ein Gläschen davon trank, sagte er lächelnd: „Unsere Alten haben es verstanden mit wenig Worten eine Sache treffend zu bezeichnen; sie pflegten vom Weine zu sagen: *vinum lac senum*“ (der Wein ist die Milch der Greise.)

Den Vormittag über arbeitete er immer noch; er machte Aufzeichnungen aus seinem Leben für das dritte Bändchen seiner Erinnerungen; auch schrieb er kleine Erzählungen für Kinder, die sich noch unter seinen hinterlassenen Schriften befinden. Da er Nachmittags nicht mehr arbeiten konnte, speiste er erst um 1 Uhr, ja um 2 Uhr zu Mittag. Gegen Abend besuchte ihn fast regelmäßig Domkapitular Franz von Paula Baader, den er sehr hoch schätzte. Auch Graf von Tauffkirchen und seine Tochter Amalie, deren Gewissensfreund Christoph Schmid war, erfreuten ihn oft mit einem Besuch.

In den Abendstunden las er, wie gewöhnlich, die Zeitungen und unterhielt sich mit seinen Geschwistern. Er bedauerte sehr, daß er an der im Laufe des damaligen Sommers in Augsburg stattgehabten Jesuiten-Mission wegen Alter und Kränklichkeit nicht habe Antheil nehmen können und brückte seine Freude dar-

über aus, daß ihn die Patres mit einem Besuche beehrt hätten. Wir kamen auf den Orden der Jesuiten zu sprechen. Er sprach sehr rühmlich von dem Orden der Gesellschaft Jesu. Unter Christoph Schmidts hinterlassenen Papieren fand ich folgendes Urtheil über diesen Orden von seiner Hand aufgezeichnet: „Ich war damals, als der Orden der Gesellschaft Jesu aufgehoben wurde, etwa fünf Jahre alt. Ich lernte in der Folge mehrere angesehenere Beamte und hohe Staatsmänner kennen, die noch bei den alten Jesuiten studirt hatten. Und da war es mir und ist mir noch sehr merkwürdig, daß alle diese ehemaligen Jesuitenschüler mit aufrichtiger, inniger Verehrung von ihren Lehrern sprachen. „Man lernte“ sagten sie, „bei ihnen freilich nicht so vielerlei, wie jetzt, aber viel. Was man bei ihnen lernte, das lernte man recht. Die Kenntniß der Religion stand oben an. Sie wußten uns eine tiefe Ehrfurcht gegen unsere heilige Religion einzuflößen. Das ganze Betragen dieser frommen Männer war würdig und tadellos. Wir hatten wahre Ehrerbietung vor ihnen. Wir waren überzeugt, daß sie väterlich gegen uns gesinnt waren und nichts als unser Bestes wollten. Wir hatten ein kindliches Vertrauen zu ihnen und gehorchten ihnen willig. Deshalb war es ihnen auch leicht, uns in Ordnung zu halten. Sie hatten eine eigene Gabe, Knaben und Jünglinge vor Abwegen zu bewahren u. s. w.“ Es wird Niemand läugnen, daß der ehrwürdige Orden der

Jesuiten wahrhaft große Männer hatte, unter denen sich viele in allen Fächern, besonders auch in der Mathematik und Poesie, auszeichneten. Herder hat z. B. in seiner *Terpsichore* drei Bände lateinische Gedichte übersetzt und versprochen, in dem dritten Theile den Dichter zu nennen und zu würdigen. Die übersetzten Gedichte wurden hochgepriesen, aber wie erstaunte man, als man am Ende vernahm, dieser Dichter sey ein Jesuit, (Balde) der 1668 zu Neuburg an der Donau starb. Herder hatte wohl eingesehen, wenn er den Dichter gleich Anfangs genannt hätte, so würde man dessen Gedichte nicht so gut aufgenommen haben. Ueberhaupt wäre es sehr zu wünschen, daß wir Biographien aller großen Männer aus dem Orden der Jesuiten haben möchten. Ein solches Werk wäre gewiß höchst interessant und würde dem Orden zu großem Ruhme gereichen.“

Diese Bemerkung wollte Christoph Schmid ohne Zweifel in das dritte Bändchen seiner *Erinnerungen* aufnehmen, an dessen Herausgabe ihn aber der Tod hinderte.

Bemerkenswerth war es mir auch, daß Christoph Schmid, wenn ich so Abends bei ihm saß, auf einmal sagen konnte: „Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich die herrlichsten Landschaften vor mir; sonnige Thäler, blumige Wiesen, waldige Berge, Seen, beschneite Alpen und darüber den herrlichsten blauen Himmel.“ Es stellten sich ihm diese Bilder innerlich

ohne äußere Veranlassung unwillkürlich Abends und Nachts dar, wenn er die Augen schloß; noch prächtiger stellten sich ihm solche Landschaften dar, wenn er vorher eine lithographirte oder gemalte Landschaft angesehen hatte. Auch sehr schöne, erquickende Träume hatte er. Einmal, als er sehr leidend zu Bette gegangen war, fand ihn seine Schwester Morgens sehr heiter und gestärkt. Er sagte ihr: er habe im Traume von einer wunderschönen Stimme das Liedchen singen hören

Ich habe Muth  
In jeder Noth,  
Denn gut, o gut  
Ist unser Gott!

Desgleichen hielt er ganze Predigten im Traume.

Unter seinen Papieren finden sich zwei skizzirte Predigten aus dieser Zeit, bei denen angemerkt ist: „Im Traume gehalten.“ Die eine Predigt bezieht sich auf das Fest des heiligen Sebastian, die andere auf Maria, die seligste Jungfrau. Die erste Predigt beginnt mit den Worten: „Ich muß damit anfangen, einen großen Fehler, den ich gemacht habe, aufrichtig zu bekennen. Freundlich eingeladen, an dem heutigen Festtage in dieser Kirche zu predigen, habe ich, in andere Geschäfte verwickelt, gänzlich darauf vergessen. Erst als man kam und mir sagte: die versammelte Gemeinde warte fast unwillig auf den Prediger; es sey die höchste Zeit, daß er endlich komme, fiel es





stehen, geschrieben.“ Man sieht auch daraus, wie rege und lebendig Christoph Schmid's Geist noch im hohen Greisenalter war. In diesem Herbst versammelte Christoph Schmid alle seine noch lebenden hochbetagten Geschwister um sich, zwei Brüder und zwei Schwestern; alle fünf Geschwister zusammen zählten fast 400 Jahre. Bei Tisch war er in ihrer Mitte sehr heiter und erinnerte sich mit ihnen an die goldenen Tage der Jugend. Es war dieses das letzte fröhliche Familienfest.

---

Die nun folgende raue Winterwitterung hatte wieder einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Gesundheit Christoph Schmid's und seiner Schwester. Er schrieb mir unterm 15. Dezember 1853: „Seit einigen Monaten her hatten ich und Franz harte Tage. Unsere geistige und leibliche Thätigkeit war wie gelähmt. Mir macht das viele, viele Brieffschreiben große Pein. An manchem Tage vermag ich nicht einmal ein freundliches Briefchen zu schreiben. Und wie viele und große Mühe macht es mir, an hohe, ja allerhöchste Personen schreiben zu müssen, wo die Handschrift schön und nichts corrigirt seyn soll! Dazu kommen noch fast tägliche Besuche von Hohen und Niedern, die mir nicht mehr so angenehm sind, wie ehemals, indem ich schlecht höre und zum Reden nicht aufgelegt bin. Sehr groß ist auch der

Andrang von Armen, die früherhin sich hinreichend ernähren konnten, während jetzt alle Lebensmittel, besonders Korn und Holz, sehr theuer sind und mit Arbeit sehr wenig zu verdienen ist. Die Noth wird alle Tage größer. Das Glöcklein an der Hausthüre geht von Morgen bis Abend fast in Einem fort. Doch genug davon!

Dr. Frits ist nun Hausarzt in der Strafanstalt Kaisheim; er ist nun recht in seinem Element, in dem er sich seinen Mitmenschen sehr wohlthätig erweisen kann. Ich sehe ihn da lieber, als in Aegypten, wohin er als Leibarzt des Vicekönigs hätte kommen sollen. Unsere lieben Anverwandten, die drei Schulschwwestern in Nordamerika und die barmherzige Schwester in München, befinden sich gesund und wohl, und in ihrem Berufe glücklich, ja selig. Sie — hier wurde ich von dem Herrn Doctor unterbrochen, der meine Wunde zu besichtigen und zu verbinden kommt, die zwar nur mehr klein, aber doch noch nicht ganz geheilt ist.

Der schwere, drückende Wolkenhimmel und die Last meiner mehr als 85 Lebensjahre gestatten mir nicht, wieder anzuknüpfen und weiter zu schreiben. Ich kann also nichts mehr beifügen, als daß die liebe Schwester Franzzy, Bruder Alois und seine Frau und Tochter, die vortreffliche Lehrerin Anna im englischen Institute, und ich Dich und Deine geliebteste

Mutter auf das Herzlichste grüßen. Betet für uns!  
Von ganzem Herzen                      Dein

Dich innigst liebender,  
alter Onkel Christoph.

Im Anfange des Jahres 1854 wurde Christoph Schmid durch ein eigenhändiges Schreiben Seiner Majestät König Ludwigs überrascht, das den greisen Schriftsteller ganz ungemein erfreute und zu Thränen rührte. Er hatte dem Könige seine Schrift-Erinnerungen an Sailer 2. Bändchen zugesandt und folgende Antwort erhalten:

M ü n c h e n , 15. J ä n n e r 1854.

So eben habe ich Ihre Erinnerungen an Sailer beendigt; Thränen stehen in meinen Augen. Es ist ein neues Verdienst, das Sie zu Ihren vielen Verdiensten fügen, diese Ihn und Sie ehrenden Erinnerungen. Schmid's Kinder-Schriften, wie trefflich sind solche! Hätten Sie, die Sie so viele gute verfaßt, auch nur diese aufgesetzt, würden Sie schon segenverbreitend seyn. Täglich, Morgens und Abends, erbaue ich mich in Ihres Lehrers und Freundes, in Sailer's Gebetbuch, auch in der Kirche. Daß Sie aus seinem, daß Sie aus Ihrem Leben diese Erinnerungen aufgezeichnet, ist nuzreich und erfreulich. Mit diesen Gefühlen

Ihr Ihnen wiederholt dankender  
L u d w i g.

Leider wurde Christoph Schmid's Freude über dieses huldvolle Schreiben durch die immer mehr zunehmende Kränklichkeit seiner Schwester Franziska bald wieder getrübt.

---

Gegen das Frühjahr hin mußte sie fast den ganzen Tag im Bette zubringen; sie war stets zärtlich besorgt für ihren greisen Bruder und ließ sich zuweilen, auf die Magd gestützt, in sein Studierzimmer führen. Er selbst saß viele Stunden an ihrem Bette, tröstete sie und betete mit mir. Da Christoph Schmid schon längere Zeit die Erlaubniß hatte, im Hause das heilige Messopfer darzubringen, so reichte er seiner kranken Schwester immer auch zugleich das heilige Abendmahl. Es war sehr rührend anzusehen, wenn der sechsundachtzigjährige Bruder seine schwache achtzigjährige, am Ende dieses zeitlichen Lebens stehende Schwester, mit jenem Brode speiste, das da nährt zum ewigen Leben.

Sobald es die Bitterung im Frühlinge gestattete, reiste ich mit meiner Mutter nach Augsburg. Sie übernahm die Pflege der kranken Schwester und des greisen Bruders, was beiden ein großer Trost war. Am 18. Juli Morgens 2 Uhr starb die Schwester Christoph Schmid's; er kniete stille betend an ihrem Sterbebette, bis sie vollendet hatte. Es war eine



harte Trennungsstunde für sein liebendes Herz; er bestand sie mit der Seelenruhe eines frommen Christen und wahren Priesters. Am andern Morgen zeigte er ihren Tod in den Blättern mit dem Bemerkten an: „Sie hat mir über vierzig Jahre mit unbeschreiblicher Liebe und Treue als Haushälterin gedient und entschlief sanft und nach Empfang der heiligen Sterbesakramente vollkommen in den Willen Gottes ergeben.“ Alter und Kränklichkeiten erlaubten ihm nicht dem Sarge der geliebten, treuen Schwester zu folgen. Unter den vielen Beileidsbezeugungen, welche ihm über diesen schmerzlichsten Verlust zu Theil wurden, rührte und tröstete ihn die Theilnahme am meisten, welche die Hochwürdigsten Bischöfe von Bayern ihm aussprachen. Dieselben waren eben damals in Augsburg zu Abhaltung von Conferenzen zusammengetreten, und erwiesen Christoph Schmid die Ehre eines Besuches. Es war am Abende des 26. Juli; Christoph Schmid saß in seinem untern Zimmer. Er dachte an nichts weniger, als an einen so hohen Besuch. Da öffnete sich die Thüre und die Kirchenfürsten in ihren bischöflichen Gewändern, voran der Hochwürdigste Erzbischof von München, Graf von Reischach, nunmehr Cardinal in Rom, traten freundlich grüßend ein. Sie nahmen Platz, bezeugten dem überraschten Greise überaus liebevoll ihre Theilnahme an dem Hinscheiden seiner Schwester, und unterhielten sich einige Zeit sehr herablassend mit ihm.

Als sie wieder scheiden wollten, wandte sich Christoph Schmid an den Hochwürdigsten Erzbischof von München und sagte: „Ich stehe nahe dem Grabe und es wird mir in diesem Leben das hohe Glück nie mehr zu Theil werden, meine H. H. Oberhirten zu sehen; ich bitte Euer Excellenz, mir altem Manne den erzbischöflichen Segen zu geben.“ Er ließ sich auf ein Knie nieder, die Bischöfe umstanden ihn und der Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war ein feierlicher Augenblick, der wie ein milder Sonnenstrahl den Abend seines Lebens verklärte. Es war aber auch diese Segnung eine Einweihung zu Christoph Schmid's nahem Begräbniß; das Gebet und der Segen seiner Oberhirten sollten ihn stärken, den Leidenskelch, den ihm Gott bald darauf darreichte, mit Geduld und Ergebung zu trinken.

Der erste bittere Tropfen daraus war der Tod seiner noch einzigen Schwester Therese, meiner unvergeßlichen, edeln Mutter. Ich hatte sie ihm zur Pflegerin zurückgelassen und war nach hartem Abschiede allein nach Hause gereist. Schon nach vier Wochen erhielt ich eine telegraphische Botschaft, daß sie lebensgefährlich erkrankt sey. Die damals auch in Augsburg ausgebrochene Cholera hatte sie ergriffen. Ich reiste noch in derselben Stunde ab; als ich aber am Abende des 12. Augusts mich dem Häuschen Christoph Schmid's näherte, erblickte ich schon von

Gerne zu meinem unaussprechlichen Schmerze den schwarzen Leichenwagen vor der Thüre und traf die geliebte Mutter im Sarge. Auch an ihrem Sterbebette war der treue Bruder betend und tröstend gestanden. Ich fand ihn im Bette; er richtete sich mühsam empor, streckte mir die Hände entgegen, drückte mich an sein Herz und sprach mit gebrochener Stimme: „Gott hat es gethan; ach alles kommt mir wie ein Traum vor! Ich kann es kaum glauben, daß Deine gute Mutter gestorben ist.“ Ich setzte mich an sein Bett. Ich weiß nicht mehr, was er zu meinem Troste gesprochen hat, ich war zu traurig.

Am 15. August war Christoph Schmidts 87. Geburtstag. Als ich Morgens in sein Zimmer trat, fand ich ihn betend. Er dankte mir für meine guten Wünsche und sagte: „Gott hat mich viele fröhliche Geburtstage mit meinen geliebten Schwestern erleben lassen; nun ist es sein Wille, daß ich diesen Tag ohne sie feire; ich hoffe, sie feiern ihn fröhlicher, als wir, im Himmel, und wir werden uns ja wiedersehen.“ Er schlug das neue Testament, in dem er alle Tage zu lesen pflegte, auf und las das 5. Kapitel im ersten Briefe des Apostels Paulus an die Korinther über die Auferstehung der Todten, und ihre Verherrlichung vor. Dann sprach er abermals davon, daß er seinen letzten Willen aufzeichnen werde, er wolle seinen Freund Baader bitten, ihm dabei behülflich zu seyn. „Ich habe,“ fuhr er fort, „unter mei-



nen Papieren noch Manches, das der Herausgabe werth seyn dürfte; Du kannst es nach meinem Tode ordnen und der Oeffentlichkeit übergeben. Wenn mir Gott noch das Leben fristet, gedenke ich von meinen Erlebnissen in einem dritten Bändchen zu erzählen; den Schluß derselben will ich Dir überlassen.“ Die folgenden Tage waren sehr trübe und traurig; die Cholera breitete sich allmählig in der Stadt aus und Furcht ergriff die Gemüther. Zur Zerstreuung las mir Christoph Schmid eine kleine Erzählung vor, welche er schon im vorigen Jahre verfaßt und „die Blumenfreunde“ betitelt hatte. Er setzt darin den Blumen, die er so sehr liebte, vor seinem Tode gleichsam noch ein kleines Denkmal. Unter andern kommt in dieser Erzählung die Stelle vor: „Die Asters halten auch bei der rauhesten Witterung aus und fahren fort, zu blühen. Sie sind mir ein schönes Sinnbild eines Menschen, der auch in rauhen Tagen und im Unglück und wann sein Herbst eintritt, den Muth nicht sinken läßt, sondern wie in den Frühlingstagen der Jugend eines frischen, fröhlichen Muthes bleibt. Auch der Name Aster, Sternblume, hat für mich eine schöne Bedeutung. Wann die Blumen irdischer Freuden dahingewelkt sind, bleiben uns dort über den Sternen höhere Freuden aufbewahrt.“ Während Christoph Schmid diese Worte las, drängte sich mir der Gedanke auf, daß sich dieses Sinnbild auf den Verfasser selbst anwenden lasse. Auch er ließ in diesen

rauen Tagen, im Herbst seines Lebens den Muth nicht sinken und hoffte, nachdem ihm die irdischen Freuden dahingewelkt waren, auf jene höhern, unverwelklichen Freuden dort, über den Sternen. Wenn Freunde, die ihn besuchten, den Verlust seiner beiden Schwestern beklagten und Besorgnisse wegen der Zukunft für ihn ausdrückten, gab er zur Antwort: „Gott wird mich auch nicht verlassen.“

Mein Abschied von dem von Alter und Schicksalsschlägen gebeugten Greise war hart, sehr hart. Doch ahnete ich nicht, daß es das letztemal seyn sollte, daß ich sein ehrwürdiges Angesicht in dieser Welt sah. Ich versprach ihm, während des Herbstes noch einmal nach Augsburg zu kommen.

Unterm 21. August schrieb er mir: „Seit Deiner Abreise hat die furchtbare Krankheit noch sehr Viele sehr schnell hingerafft. Der geistliche Rath und Chorvikar Mayer, mein Nachbar, ein sehr würdiger Geistliche, kam Mittags 1 Uhr aus der Domkirche zurück und Abends 8 Uhr war er eine Leiche. Herr von Walf, bei heilig Kreuz angestellt, begab sich Morgens noch gesund in den Beichtstuhl und erlebte den Abend nicht mehr. Ich bin deshalb froh, daß ich Dich hier nicht aufhielt, sondern, so schwer es mich ankam, Dir rieth, abzureisen.“

Die weltlichen und geistlichen Behörden haben sehr gute Anordnungen getroffen. Die Stadt wurde in mehrere Distrikte getheilt, und jeder einem der hiesigen

Ärzte und Chirurgen angewiesen. In jeder Pfarrei wird täglich, abwechselungsweise, eine Bethstunde gehalten. Die Sterbeglocke wird nur mehr für drei und nicht mehr für einzelne Todesfälle geläutet, weil das beständige Läuten die Einwohner in zu große Schrecken versetzen würde. Einige Familien sind von hier emigriert.

Was mich betrifft, so bin ich ohne Furcht, und noch ziemlich gesund und wohl. Ich sage mit Dir: Gott sey unsere Stärke und unser Trost!

Sobald die Cholera aufgehört hat, werde ich Dir Nachricht geben. Ich habe eine große Sehnsucht nach Dir!!

Herr Domkapitular Baader besucht mich sehr oft. Alois, mein treuer Bruder, ist täglich bei mir. Auch die Magd Therese macht ihre Sache sehr gut. Alle grüßen herzlichst. Und nun lebe wohl, bis auf Wiedersehen. Gott sey mit Dir und Deinem Dich

innigst Liebenden Onkel

Christoph.

Wenige Tage nach Empfang dieses Schreibens las ich in den Zeitungen, daß Domkapitular Franz von Paula Baader in Augsburg ein Opfer der Cholera geworden sey. Ich fühlte nur zu gut, wie un-  
gemein schmerzlich dieser neue Verlust für den geliebten Onkel seyn mußte und schrieb an ihn, daß ich zu ihm kommen, meine Stellung in Württemberg aufgeben und bis zu seinem Tode bei ihm bleiben



wolle. Er schrieb mir umgehend dieses liebe, theure Briefchen zurück, das hier im Facsimile seiner Handschrift beigelegt ist.

Dieses war Christoph Schmid's letzter Brief, überhaupt das Letzte, was er in dieser Welt geschrieben hat. Am 3. September Nachmittags 1 Uhr erhielt ich durch unsern verehrten Hausfreund Butsch in Augsburg eine telegraphische Botschaft des Inhalts: „Christoph von Schmid hat vollendet!“ — —

Ich reiste am andern Tage auf der Eisenbahn nach Augsburg. Nur wenige Reisende befanden sich auf dem Zuge. In Augsburg angekommen ging ich vom Bahnhof aus zu Fuß in die Stadt. Auf den öden Straßen sah man, meist nur schwarz gekleidete Menschen, da und dort einen Arzt oder einen Priester; auch ein Wagen mit Särgen begegnete mir. Wie oft war ich dem Häuschen Christoph Schmid's so fröhlich und heiter zugeeilt, welche Gefühle bewegten jetzt mein Herz, als ich mich demselben näherte! Die Magd öffnete die Thüre; sie brach sogleich, als sie mich sah, in Thränen aus und sagte, gestern habe man die theure Leiche auf den Gottesacker geführt. Ich trat in das trauliche Studirzimmer Christoph Schmid's. Alles darin war noch unberührt, wie zu seinen Lebzeiten. Auf seinem Schreibtischchen lag noch die Feder, mit der er mir den letzten Brief geschrieben hatte, als hätte er sie eben aus der Hand gelegt. Seine schönen Levkojen blühten von

der Nachmittagssonne beschienen vor den Fenstern, sein geliebtes Kanarienvögelein sang in seinem Käfige so fröhlich, als ob nichts geschehen wäre. Und doch war das ganze trauliche Zimmerchen ausgestorben! Alle waren fort, die noch vor kurzer Zeit hier beisammen saßen — Christoph Schmid, seine geliebten Schwestern, sein treuer Freund Franz von Paula Baader, die edle Gräfin Amalie von Taufkirchen — alle in die Ewigkeit in kaum 8 Wochen einander nachgefolgt; von den fünf Geschwistern war nur mehr ein Bruder übrig, um die Heimgegangenen zu beklagen. Eine nie gefühlte Schwermuth besiel mich in diesem ausgestorbenen Zimmer; ich brach in heiße Thränen aus. — — Am 28. August, einem Montage, war Christoph Schmid an der Cholera erkrankt und hatte sich zu Bette gelegt. Er ließ seinen Collega, den Domherrn Dr. Stadler, den er sich nach dem Tode Riegers zu seinem Beichtvater erwählt hatte, zu sich rufen und sprach gegen ihn den Wunsch aus, eine Lebensbeicht abzulegen. Nach Vollendung derselben sprach sein Beichtvater Einiges vom heiligen Augustinus, dessen Gedächtniß eben heute die Kirche feierte, worauf Christoph Schmid mit eigenthümlicher Rührung sagte: „Heute sind es 63 Jahre, daß ich primizirt habe.“ Er war damals noch so kräftig, daß man nicht ahnen konnte, er habe nur mehr 5—6 Tage zu leben. Ja er stand am Freitage den 1. September darauf wieder vom Bette auf, las längere Zeit in Sailer's Predigten

und schrieb mir den oben mitgetheilten Brief. Am Samstage bekam er indeß, während eben sein Bruder bei ihm war, einen erneuten Cholera-Anfall mit heftigem Erbrechen. Er empfing die heiligen Sterbsakramente. „An diesem Tage,“ schreibt sein Beichtvater, „besuchte ich ihn zweimal, zuletzt noch Abends spät. Auf meine Frage, ob er ganz ruhig sey, erwiederte er mir, er sey vollkommen ruhig und in Gottes Willen ergeben, was sich auch in seinem ganzen Wesen abspiegelte. Als ich fortging, dachte ich mir wohl, daß sein Lebensfaden nun bald zu Ende gehe. Ich hatte den Auftrag gegeben, daß man mich davon benachrichtigen solle, wenn es bei Nacht vielleicht schlimmer werden würde. Es wurde auch wirklich schlimmer, aber man gab mir keine Nachricht davon.“ Die Magd war nämlich, als auf einmal gegen Morgen 5 Uhr hin bei dem Kranken eine große Schwäche eintrat, in die näher gelegene Wohnung des Herrn Dompfarrers und Domdekans Tischer geeilt, um Anzeige davon zu machen. Domdekan Tischer, der sich während der Cholerazeit auf eine über alles Lob erhabene Opferwilligkeit und Hingabe ausgezeichnet und auch Christoph Schmidts beide Schwestern zum Tode bereitet hatte, kam sogleich herbei und stand dem sterbenden Greise bei, bis er seinen edeln Geist in Gottes Hände gegeben hatte. „Am Sonntag den 3. September,“ fährt sein Beichtvater fort, „früh 8 Uhr kam mir die betrübende Nachricht



zu, daß er kurze Zeit vorher  $7\frac{1}{4}$ , während ich gerade die heilige Messe las, sanft im Herrn entschlummert sey. Als bald eilte ich ins Trauerhaus und sah mit Wehmuth die entseelte Hülle mit dem freundlich lieben Gesichte und den ehrwürdigen weißen Haaren. Ein schöner Tag wars, an dem der Herr seinen treuen Diener heimgeholt. Am Schutzengelfeste starb Der, welcher durch sein Leben, besonders aber durch seine herrlichen Kinderschriften vielen Tausenden ein leitender Schutzengel gewesen!"

Dienstag den 5. September Nachmittags 4 Uhr fand die Beerdigung vom Leichenhause aus statt. „Zu einer andern Zeit wäre," wie ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung sagt, „die halbe Stadt dem Sarge Christoph Schmid's gefolgt; so aber war die Schaar der Begleiter nur klein; auch die Blumen und die Kinder fehlten, welche der Dahingeshiedene so sehr geliebt hatte." Bange Furcht hielt die Gemüther gefesselt. Im Scheine der sinkenden Abendsonne wurde der liebe Sarg langsam unter den Gebeten der Kirche in das nämliche Grab gesenkt, in dem auch die Hülle seines ihm vor zehn Tagen vorausgegangenen Freundes ruhte. Herr Dombekan Tischler segnete die Leiche ein und entwarf in wenigen, aber treuen Zügen, ein Bild von dem edeln Leben und Wirken des Verstorbenen. Wir Alle, die wir um das Grab des theuern Todten standen, fühlten in diesem Augenblicke mit tiefem Schmerze, daß hier auch

eine Sonne hinabgesunken sey, die lange und segensreich die Menschheit erquickt und belebt habe; ein reichbegabter Geist, ein edler Menschenfreund, ein frommer Priester; Gottes Friede sey mit Ihm!

Das Grab Christoph Schmid's befindet sich auf dem Begräbnißplatze des Domkapitels an der Gottesackermauer beinahe dem Haupteingange des Friedhofs gegenüber, nicht sehr weit entfernt von dem Schmid'schen Familienbegräbniß, wo seine treuen Schwestern ruhen. Eine einfache, schwarze Platte in der Kirchhofmauer bezeichnet die Stelle, wo der Verfasser der Ostereler ruht.

---

Einige Zeit nach dem Hinscheiden meines theuern, unvergeßlichen Onkels erhielt ich einen anonymen Brief mit dem Postzeichen Cannstadt, der die wenigen Worte enthielt: „Eine Verehrerin des verewigten Christoph von Schmid, den sie aus seinen Schriften kennen gelernt hat, gab bei der Nachricht von seinem Tode ihren Gefühlen in anliegenden Zeilen Worte.

Solche erlaubt man sich Ihnen hier mitzutheilen, als einen schwachen Beleg dafür, wie sehr der verstorbene Edle die Herzen der Kinder zu erfreuen wußte.“

Da der Name der Verfasserin mir unbekannt ist, so weiß ich ihr meinen Dank für dieses schöne, seelenvolle Gedicht nicht besser auszusprechen, als daß ich die Erinnerungen an Christoph Schmid damit schließe.



„Auch fehlte es an Blumen, und die  
Kleinen, welche der Verewigte so herzlich  
liebte, hatten keine Vertreter gefunden.“

Mir träumt', ich stünde fern in einem Todtengarten,  
Wo Grab an Grab sich frisch gedeckt reihete;  
Von Thränen feucht, die den Geschiednen flossen,  
Sahen mir die Erde noch, darunter fest sie schliefen;  
Und ein gar seltsam Rauschen hört' ich in den Lüften,  
Als ob die Seufzer der verlass'nen Waisen,  
Der armen Mütter sich gleich Taubenflügeln  
Herniederließen auf die Ruhestätten,  
Die, schön geschmückt mit noch frischen Rosen,  
So vieles Lieb' und Traute in sich schlossen.

Nur eines dieser Gräber, das vor wenig Stunden  
Den Todten aufgenommen haben mochte,  
Lag kahl und leer — auch nicht Ein Blümlein schmückte,  
Kein grünes Blättchen mitleidsvoll den Todtenhügel.  
„Wer mag da unten ruhen?“ frug ich selbst mich traurig,  
„Der Arme ging wohl einsam durch das Leben,  
Nicht Eines Seele nun sein Tod betrübet,  
Dass keine treue Hand als letztes Freundesopfer  
Das Bett schmückte, welches ihn nun decket,  
Den keine Morgensonne mehr erwecket.“

„Vielleicht auch hatte Keinem Liebe er gegeben,  
Als er noch wandelte vor jener Pforte,  
Dass nicht ein Kränzchen flieht ihm treue Liebe?“  
So sprach ich, blickte sinnend nieder auf die Stätte,  
Die schweigend, von dem Mondlicht silbern überflossen,  
Da vor mir lag, und überdachte leise  
Die Menschenloose mir, Verdienst und Würde,  
Die nach dem Tode erst an's helle Licht oft treten.  
Da öffneten sich plötzlich beide Flügel  
Des Thores zu der Stadt der Todtenhügel.

Ein langer Zug von Kindern schwebt herein in Paaren,  
Ganz weiß gekleidet wie zu einem Feste.  
Geräuschlos, ernst und ohne zu verweilen,  
Sich windend durch der Gräber festgedrängte Reihen,  
Zieh'n sie zum Hügel hin, den keine Blume schmückt.  
Ein Jedes neigt sich schweigend zu dem Grabe,  
Und küßt die Erde, sie, die feuchte, kalte,  
Legt eine Gabe stille weinend darauf nieder,  
Und geht vorüber. Eines nach dem Andern  
Sie so zum blumenlosen Hügel wandern.

Das erste Kind, das naht — es war ein lieblich Mädchen,  
Von reichen Locken's Angesicht umflossen. —  
Legt eine Krone hin dem Grab zu Häupten  
Von frischen Rosenknospen kunstreich ganz gewunden.

Drauf folgt ein Knabe, schlank, mit braunem Auge,  
Das blickte ernst und groß und voll von Thränen.  
Er bringt ein Körbchen, drinnen Ostereier,  
Roth, gelb und blau, darunter weiße, die beschrieben  
Mit manchem Spruch — bekannt wie liebe Sagen  
Aus längst vergang'nen, schönen Jugendentagen.

Ein weißes Täubchen zärtlich an die Brust geschmieget  
Beugt jetzt ein Mädchen zu dem Grab sich nieder,  
Setzt's Täublein hin zunächst der Rosentkrone,  
Die wunderbar erglänzt im Silberlicht des Mondes.  
Auch einen Blüthenzweig, den Erstling aller Blüthen,  
Aus dem ein grünlich Lichtlein seltsam leuchtet,  
(S'war ein Johanniskwürmchen sah ich deutlich),  
Legt eins der Kleinen weiter zu den andern Gaben.  
Eins bracht' ein Vögelein mit gelbem Flügel,  
Setzt's in die Blüthen sorglich auf den Hügel.

Ein niedlich Blumenkörbchen auch aus schlichten Weiden,  
Und noch gar manches sonst, als: Kränze, Früchte,  
Selbst buntes Spielwerk brachten her die Kleinen,  
Was nur ein glücklich Kinderherz mag hocherfreuen,  
Und legten's unter Thränen auf dem Grabe nieder,  
Das nun in seinem farbenreichen Schmude  
Ein lieblich Gärtlein schien voll felt'ner Blumen,  
Aus denen zaub'rlich glänzt, die Rosen-Todtenkrone.

„Wer ruht denn hier,“ begann ich jetzt zu fragen,  
„Um den die Kinderherzen also klagen?“

Da blickten mich die Kleinen alle an mit Staunen,  
Daß ich's nicht wußte; aber ich — erwachte. —  
So hat dein greises Haupt er nicht verschonet,  
Der Sturm, der Eichen knickt, und auch die zarten Blumen,  
Die süßen, holden, mitleidlos entblättert?  
Du ruhst im Grabe — doch nur deine Hülle,  
Dein Geist ging ein zu jenen lichten Welten,  
Und deine Werke bleiben ewig unverloren.  
Wer so wie du geliebet und gestrebet,  
Der wandellos in Aller Herzen lebet.

Wohl konnten sie, die du so zärtlich hast geliebet  
— Die Kleinen — deine Hülle nicht geleiten  
Zur letzten Schlummerstatt', du edler Todter!  
Nicht sollten sie mit Blumen deinen Hügel kränzen,  
Der du in viele Tausende von Kinderherzen  
Den Saamen streuest zu noch schönern Blüthen,  
Denn vor den Thüren lauscht der kalte Bürger,  
Und die Gemüther hält noch dumpfe Angst gefangen —  
Doch zieh'n im Geiste sie zu deinem Grabe,  
Und bringen dir der Liebe letzte Gabe.



Durch alle Buchhandlungen sind auf Bestellung zu beziehen:

## Gesammelte Schriften

des Verfassers der Oesterer,

**Christoph von Schmid.**

Original = Gesamt = Ausgabe von letzter Hand.

18 bis 188 Bändchen in klein Octavformat auf schönem weißen Velinpapier mit 18 feinen Stahlstichen.

Preis für jedes Bändchen 39 kr. oder 13 sgr.

Inhalt dieser 18 Bändchen:

I. Heinrich von Eichensfels. Der Weihnachtsabend. Die Oesterer. II. Der Kanarienvogel. Das Johannesläferchen. Das Läubchen. Das Bergschmelnnicht. Die Kapelle bei Wolfsbühl. Die Krebse. Der Kuchen. Der Diamantring. Das Marlenbild. III. Ludwig der kleine Auswanderer. Das Lämmchen. Das hölzerne Kreuz. IV. Gottfried der junge Einsiedler. Das Vogelnestchen. Das stumme Kind. Die Waldkapelle. Die Wasserfluth am Rheine. V. Die Hopfenblüthen. Das Rothkehlchen. Kupfermünzen und Goldstücke. Das alte Raubschloß. Die Margarethablümchen. Die Feuersbrunst. VI. Das Blumenkörbchen. Die zwei Brüder. VII. Rosa von Tannenburg. VIII. Der Rosenstock. Die Kirschen. Die Melone. Die Nachtigall. Der Wasserkrug. Die rothen und weißen Rosen. IX. Ferdinand. Angelika. X. Timotheus und Philemon. Das Karthäuserkloster. XI. Der gute Friebolin und der böse Dietrich. XII. Klara oder die Gefahren der Unschuld. Das beste Erbtheil. Die Edelsteine. XIII. Genovesa. Anselmo. XIV. Eustachius. XV. Josaphat. Drei Parabeln Barlaams. Titus und seine Familie. XVI. Kurze Erzählungen. XVII. Blüthen dem blühenden Alter gewidmet. Die kleine Lautenspielerin. XVIII. Kleine Schauspiele für Familienkreise.

An diese 18 Bändchen schließen sich sogenannte Supplement- oder Ergänzungsbände an, im Druck, Papier, Format, Stahlstichen und Preis mit den 18 Bändchen vollkommen übereinstimmend, in welche alle Erzählungen des Verfassers der Oesterer aufgenommen werden, die in den gesammelten Schriften



18 bis 188 Bändchen noch nicht enthalten sind. Dadurch kommt eine dem Wunsche der vielen Verehrer und Freunde des ausgezeichneten aller Jugendschriftsteller entsprechende, ganz vollständige, gleichförmige und schöne Ausgabe aller Christoph v. Schmid'schen Erzählungen zu Stande.

Wenn man sich zur Abnahme des ganzen Werkes verbindlich macht, kann man die Bändchen auch nach und nach in beliebigen Zeitabschnitten einzeln ankaufen und gelangt dadurch auf eine nach Mitteln und Verhältnissen unbeschränkte, leichte und billige Weise in den Besitz einer ganzen Sammlung der schönsten, besten und belehrendsten Jugendschriften.

Von den Supplementen sind bereits zwei Bändchen erschienen unter dem Titel:

**Gesammelte Schriften** des Verfassers der Oesterreicher, **Christoph v. Schmid**. Original-Ausgabe von letzter Hand. Supplemente herausgegeben von **Albert Werfer**. 18 Bändchen mit einem Stahlstiche enthält: **Adelheid von Thalheim**. — **Mathilde u. Wilhelmine, die ungleichen Schwestern**. — **Der Brautring**. Preis 39 fr. oder 13 sgr. Das 2te Bändchen mit einem Stahlstich enthält: **Pauline, die Stifterin einer Kleinkinderschule**. — **Paul Arnold**. — **Die Himbeeren**. Preis 39 fr. oder 13 sgr.

Die zahlreichen Besitzer des 1ten bis 18ten Bändchens der gesammelten Schriften des Verfassers der Oesterreicher, machen wir zur Ergänzung derselben auf diese Supplementbände insbesondere aufmerksam.

Christoph v. Schmid hat auch nachstehende Schriften im Drucke herausgegeben und sind dieselben durch alle Buchhandlungen zu haben:

**Jesus am Oelberge**. Sechs Betrachtungen für die heilige Fastenzeit. Zweite, vermehrte Auflage. Duodezformat, mit einem Stahlstich. Preis 24 fr. oder 7½ sgr.

**Die Leidensgeschichte Jesu**. Gespräche zweier Wanderer auf Gabbatha und Golgatha zur Zeit des

Todes Jesu. Octavformat, mit einem Stahlstich.  
Preis 30 fr. oder 10 sgr.

**Geschichte der Einführung und Verbreitung  
der Religion Jesu Christi in Deutschland.**  
(Die Apostel Deutschlands.) 3 Bändchen in einem  
Octavband in Umschlag broschirt mit 3 Stahlstichen.  
Preis 1 fl. 30 fr. oder 1 Thlr.

**Biblische Geschichte des alten und neuen  
Testamentes für Aelteren und Kinder.** Neue,  
verbesserte u. vermehrte Auflage. 2 Bände in Octav-  
format mit 6 Stahlstichen. Preis 3 fl. 36 fr. oder  
2 Thlr. 15 sgr.

**Deutsche Frauen der christlichen Vorzeit.**  
Lebensbeschreibungen heiliger Frauen und Jungfrauen.  
Octavformat, mit einem Stahlstich. Preis 36 fr.  
oder 12 sgr.

**Blumen der Wüste.** Züge aus dem Leben der  
ersten christlichen Einsiedler. Duodezformat, mit einem  
Stahlstich. Preis 27 fr. oder 9 sgr.

**Christliche Gesänge zur öffentlichen Gottesverehrung  
in katholischen Kirchen.** Octavformat. Dritte Auf-  
lage. Preis 15 fr. oder 5 sgr.

**Katholisches Gebetbuch für die Jugend.** Duo-  
dezformat, mit einem Stahlstich. Preis 27 fr. od. 9 sgr.

**Geistliche Vergißmeinnicht.** Eine Auswahl der  
schönsten und geistreichsten Sinnreime von Angelus  
Silesius. Duodezformat, mit einem Stahlstich.  
Preis 15 fr. oder 5 sgr.

**Vier Primizpredigten und eine Trauerrede.**  
Octavformat. Preis 30 fr. oder 10 sgr.

Aus dem literarischen Nachlasse des Verfassers der Oesterreicher sind erst jüngst erschienen:

**Nachgelassene Erzählungen von Christoph v. Schmid,** Verfasser der Oesterreicher. Herausgegeben von Albert Werfer. — Die Blumenfreunde. — Die Aehrenleserin. — Gottlieb Reinhold. Octavformat, mit einem schönen Stahlstich. Preis 30 kr. oder 10 sgr.

Diese drei lieblichen Erzählungen sind die erste Gabe aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers der Oesterreicher, die uns der von seinem seligen Onkel Christoph von Schmid zur Herausgabe seines literarischen Nachlasses selbst bestellte Neffe, Herr Albert Werfer, bietet. Ein niedliches Octavbändchen geschmackvoll ausgestattet mit einem ausgezeichnet schönen Stahlstich, das sich sowohl zu einem Preisbuche wie zu jedem erfreuenden Festgeschenke vorzüglich eignet.

---

Um Christoph v. Schmid's Schriften ganz und vollständig zu besitzen, und den edlen, geistvollen und frommen Mann recht kennen und verstehen zu lernen, dazu ist seine Lebensbeschreibung das nothwendigste und unentbehrlichste Erforderniß und der Schlußstein zu allen seinen Werken. Christoph v. Schmid hat seine Lebensgeschichte selbst begonnen unter dem Titel:

**Erinnerungen aus meinem Leben. 2 Bändchen.**

Dieselbe wurde von seinem geistreichen Neffen Albert Werfer in einem dritten Bändchen fortgesetzt und soeben mit dem vierten Bändchen, das auch die letzten Lebenstage und das Hinscheiden des liebevollen Kinderfreundes enthält, beendet. Sie umfaßt 58 Druckbogen in Octavformat, mit 4 schönen Stahlstichen und dem Facsimile von Christoph v. Schmid's Handschrift. Preis 4 fl. oder 2 Thlr. 20 sgr.

Durch alle Buchhandlungen auf Bestellung zu beziehen.

---













